Hartmann Lauterbacher

Erlebt und mitgestaltet

Kronzeuge einer Epoche 1923–1945

Zu neuen Ufern nach Kriegsende

Hartmann Lauterbacher

Erlebt und mitgestaltet

Der Verfasser dieser Dokumentation, ein Zeuge seiner Zeit, in Österreich geboren, aus kleinsten Anfängen in Partei und Staat zur politischen Persönlichkeit emporgewachsen, hat die Entwicklung in Deutschland nicht nur beeinflußt, sondern aus seiner Position heraus ganz bewußt mitbestimmt und mitgestaltet.
Als ehemaliger HJ-Stabsführer und stellvertretender Reichsjugendführer, als Gauleiter der NSDAP und Oberpräsident schildert er aus eigenem Erleben und gibt dem geschichtlich interessierten Leser, den Historikern, den Fragenden überhaupt, erschöpfende Antworten zur jüngsten deutschen Geschichte und umfassende Aufklärung zum Zeitgeschehen.
Hitler und seine Politik stehen im Mittelpunkt: die Kampfzeit, dann die Machtübernahme und der unglaubliche Aufbau des Reiches in nur wenigen Jahren, der unglücksselige, alles zerstörende Krieg mit Zwischenstationen bis zur Kapitulation, die Nachkriegswirren und das Fehlverhalten der Alliierten. Alles in allem eine Dokumentation, die hautnah die Wahrheit sagt.



ISBN 3-87725-109/9

Hartmann Lauterbacher

Erlebt und mitgestaltet

Der Verfasser dieses Lebensberichts, ein Zeuge seiner Zeit, in Tirol geboren und aufgewachsen, ist schon in jungen Jahren zum Nationalsozialismus gestoßen und Adolf Hitler bereits kurz nach Wiederbegründung der NSDAP im oberbayerischen Rosenheim 1925 persönlich begegnet. Die Faszination, die von der Persönlichkeit Hitlers damals ausgegangen sein muß, hat Hartmann Lauterbacher von diesem Tag an – bis zum bitteren Ende – niemals mehr losgelassen. Beide Männer verband seitdem ein besonderes Vertrauensverhältnis, das den Verfasser zu einem historischen Wissensträger erster Ordnung macht. Dennoch will er keine „Geschichte schreiben", vielmehr die geschichtliche Entwicklung seiner Zeit aus seiner Sicht so darlegen, wie er sie erlebt und empfunden hat.

Hartmann Lauterbacher ist, angefangen von der örtlichen Ebene der deutschen Jugendbewegung im heimatlichen Kufstein, bis zu einer maßgeblichen Persönlichkeit in Partei und Staat des Dritten Reiches emporgewachsen. Als Stabsführer der Hitler-Jugend und Stellvertreter des Reichsjugendführers der NSDAP und Jugendführers des Deutschen Reiches, als Gauleiter von Südhannover-Braunschweig, SS- und SA-Obergruppenführer, preußischer Staatsrat, Oberpräsident der Provinz Hannover und Reichsverteidigungskommissar hat er in entscheidenden Stellungen in Partei und Staat, im Frieden wie später auch im Krieg, die Politik und Entwicklung von 1933 bis 1945 mitgestaltet. Er ist ein „Insider" der damaligen Zeit, der dem geschichtlich interessierten Leser, den Historikern und der fragenden Jugend aus eigenem Erleben vielfältige Antworten und Aufklärung zur Geschichte unserer Zeit zu geben vermag. Er schildert seine Zeit getreu dem Grundsatz Leopold von Rankes so, „wie es gewesen ist" und wie er sie sieht.

Hitler und seine Politik stehen im Mittelpunkt: die Kampfzeit, dann die Machtübernahme und der unglaubliche Aufbau des Reiches in nur wenigen Jahren, der unglückselige, alles zerstörende Krieg mit Zwischenstationen bis zur Kapitulation, die Nachkriegswirren und das Fehlverhalten der Alliierten. Alles in allem eine Dokumentation, die hautnah die Wahrheit sagt.

Hartmann Lauterbacher verherrlicht dabei nichts, aber verleugnet auch nichts von dem, was er in dieser Zeit selbst verkörpert hat. Er schildert eine Entwicklung, die auch nach seiner Erkenntnis unwiderruflich vorbei ist, weil sie an einen einzigen Mann gebunden war, der am 30. April 1945 seinem Leben ein Ende setzte.

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

Erlebt und mitgestaltet

Hartmann Lauterbacher

Erlebt und mitgestaltet

Kronzeuge einer Epoche 1923–1945

Zu neuen Ufern nach Kriegsende



VERLAG K. W. SCHÜTZ KG · PREUSSISCH OLDENDORF

1. Auflage 1984

Gesamtherstellung:
Kölle-Druck GmbH, Preußisch Oldendorf

ISBN 3-87725-109/9

INHALT

VORWORT

Dies ist keine Geschichte der Hitler-Jugend und der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei und auch keine bürokratische Dokumentation, sondern der Bericht eines Kronzeugen der Epoche zwischen 1923 und 1945. Mir ist die exakte Ausbildung eines Fachhistorikers, versehen mit allen wissenschaftlichen und handwerklichen Kenntnissen nicht zu eigen, und zum Kreis der Pseudo- und Minihistoriker möchte ich nicht gehören. Sie sind leider zur Verballhornung der jüngsten Geschichte schon mehr als genug anzutreffen. Dokumentationen, so notwendig und hilfreich sie auch sein mögen, sind mit meinem quirligen Temperament nicht vereinbar. Sie erscheinen mir zu trocken, hölzern, zu akademisch und bieten meiner Absicht keine Entfaltung.

Dies hier ist ein Lebensbericht ohne Floskeln. Rein zufällig bin ich in eine Epoche, die spätestens mit dem Ersten Weltkrieg 1914 begann und 1945 vorläufig endete, hineingeboren worden. Ich habe sie über all die Jahre wahrhaft erlebt und auch ein wenig mitgestaltet.

Ohne fremde Hilfe und Vorschreiber sind von mir an die fünfundvierzig Tonbänder besprochen und Hunderte von Seiten beschrieben worden. Mein Erinnerungsvermögen und zahlreiche alte Gesprächsnotizen erlauben mir auch über viele bisher unbekannte Ereignisse meiner Zeit zu berichten. Mindestens ein Jahr vor Beginn dieser Arbeit habe ich mich in Quarantäne begeben und keine kurzlebigen, angeblich historischen Berichte mehr gelesen. Ich wollte unbeeinflußt bleiben und verteile daher jetzt auch keine Bezugs- und Fußnoten. Hätte ich alles seit 1945 Gedruckte durchgeackert, wäre ich wohl kaum klüger geworden und hätte mich mit mehr als zehntausend Lügen und tausend Wahrheiten auseinandersetzen müssen. Mein ureigenstes Anliegen wäre dann zu kurz gekommen.

Dieses Buch will ein Stück aggressive Wahrheit sein, weder eine Verherrlichung meiner Zeit, noch ein Gang nach Canossa!

Ich habe die Mängel der Epoche genauso aufgezeichnet wie auf die einmaligen Leistungen hingewiesen. Das muß erlaubt sein.

Hier gibt es keine auch noch so versteckte Aufforderung zu einem Neo-Nationalsozialismus. Die politische, moralische, wissenschaftliche und technische Entwicklung wird in den kommenden Jahren ihre eigenen Akzente setzen. Niemand kann sie voraussehen, und niemand wird in der Lage sein, sie zu verhindern. Jeder Baum setzt Jahresringe an, die man nicht herausoperieren kann, und wie die Bäume weiterwachsen müssen wir der Zeitentwicklung überlassen.
Nun hatte ich es leicht, über diese Zeit zu schreiben, weil sie auch meine Zeit war und ich „dabei" gewesen bin. Andere müssen sich hineinknien und kommen doch nie ans Tunnelende. Diese meine Zeit muß erlebt sein, um verstanden zu werden. Allzugern hätte ich kompetente Zeitgenossen zu Rate gezogen, würde jedoch von ihnen gewiß nur aus dem Zusammenhang gerissene fragmentarische Hilfen erfahren haben. Hätte ich ein Redaktionskollegium berufen, wäre ich in zehn Jahren noch nicht fertig geworden und vielleicht das Vorhaben ganz in Frage gestellt. Es ist wahrscheinlich leichter, die Scherben babylonischer Tongefäße und Schrifttafeln zusammenzufügen, als heute mit dem nötigen Abstand und Respekt meine Zeit zu rekonstruieren. Kommt hinzu, daß wohl kaum einer neben mir in dieser kontinuierlichen Folge und Häufung so viele Aufgaben sein eigen nannte. Meine Entwicklung in der Hitler-Jugend ist perfekt vom Zehnjährigen bis zum Stellvertreter des Reichsjugendführers und Jugendführer des Deutschen Reiches. Keine Dienststellung, keine Aufgabe ist an mir vorübergegangen. Dann kam der nahtlose Übergang in die Partei bis in die Hierarchie der Gauleiter und zum Obergruppenführer der SS und SA, zum Oberpräsidenten, preußischen Staatsrat und Reichsverteidigungskommissar im Staat.
Adolf Hitler habe ich bereits 1925 persönlich kennengelernt und kannte ebenso Heß wie Göring, Goebbels und Himmler aus den Jahren vor der Machtübernahme.
Nach der Niederlage erlebte ich zähneknirschend siebenundzwanzig Lager und Gefängnisse und zwei alliierte Prozesse mit sensationellen Freisprüchen. Das Spruchgerichtsverfahren in Stade habe ich nicht abgewartet, sondern mich selbst in die Freiheit entlassen. Aus einer Internierung in Italien, Le Fraschette, konnte ich mich ebenfalls ohne Verabschiedung entfernen.

Der lange Marsch zu neuen Ufern begann 1950, der mich unter anderem je zweieinhalb Jahre nach Westafrika und ins Sultanat Oman führte. Das war die Fortsetzung meiner Auslandsbemühungen bis 1945, aber bedeutungsvoller, weil ich als Berater große Aufgaben zu erfüllen hatte und Länder, Menschen und Möglichkeiten kennenlernte. Es waren naturgemäß ganz andere Perspektiven als die eines Touristen heute. Ich lernte auch meine Heimat Deutschland aus einer anderen Sicht, Zehntausende Kilometer entfernt, einzuschätzen. Eine für mich unveräußerliche Serie von Erlebnissen und Konsequenzen waren Afrika und Asien. Ich habe weltpolitische Zusammenhänge kennengelernt und sehe nichts mehr durch eine kleinkarierte Brille.
All das berichte ich und weise nach, daß die Erziehung in meiner Jugend allüberall nach dem Kriege nachgewirkt hat. Im Kriege haben die Menschen nach der Entwarnung zuerst die Straßen frei und passierbar geschaufelt, ihren Mitmenschen beim Dachdecken und Vernageln der Fenster geholfen und sind dann trotzdem zuerst in ihre Betriebe gegangen. Das war der Nährboden für den Aufbau nach 1945 und für das Wirtschaftswunder. Professor Erhard wäre ohne diese Menschen nicht denkbar und nicht erfolgreich geworden.
Enttäuscht mögen jene Leser sein, die nach Kriegsschluß 1945 eine neue Identität, eine Legende auf Zeit, aufbauen mußten, und darin auch noch nach Ende der Verfolgungen, der Entnazifizierung und der Prozesse steckenblieben. Mir selbst blieb diese Pein erspart, weil ich vom Augenblick der Gefangennahme im Mai 1945 an als Lauterbacher „in sicheren Händen" war. Viele meiner Gesinnungs- und Leidensgenossen mußten aus einem gesunden Selbsterhaltungstrieb in eine Kunsthaut schlüpfen. Aus einem Maier wurde ein Müller, und die Kinder kannten nur einen Vater Müller. So weit, so gut; denn jede Tarnung ist nur hilfreich, wenn sie perfekt ist.
Aber statt unmittelbar nach dem Ende der Gefahren in die eigene Identität zurückzukehren, was ja sogar juristisch ermöglicht wurde, blieb es für etliche Müllers ein Vergnügen, sich der eigenen Herkunft zu entledigen und die eigene Vergangenheit einzumotten. Man wurde nicht wieder Maier und verdrängte nicht nur Tatbestände, sondern auch die Erinnerung. Man war „nie in der Partei" und „immer schon

dagegen" gewesen, man war nie Nationalsozialist und schimpfte munter auf die Nazis und glaubte das alles schließlich selbst. In Vervollkommnung des Namenswechsels wurde man ein Neutrum. Das Potential der Widerstandskämpfer war nie so groß als nach 1945. Ein Sigmund Freud hätte seine Rechtfertigung erlebt.
Ich will gar nicht leugnen, daß viele Mitbürger ihr Leben und ihre Freiheit dieser Metamorphose verdankten. Aber war diese perverse Perfektion nötig? Und war und ist sie moralisch vertretbar?
Ich ging als Lauterbacher hocherhobenen Kopfes durch die Vernehmungen und Prozesse, als Zeuge vor den Internationalen Gerichtshof in Nürnberg und als Angeklagter in einen englischen und einen amerikanischen Prozeß, in Hannover und Dachau, ohne Nachteile für mich, was zwei Freisprüche beweisen. Als ich in Dachau vom höchsten amerikanischen Gerichtshof gefragt wurde, wie meine Einstellung zu Adolf Hitler gewesen sei, antwortete ich: „Ich habe ihn geliebt und verehrt." Das steht auch so im Protokoll. In einer Pause sagte mir der jüdische Dolmetscher, daß ich der erste Nationalsozialist sei, der sich in einem Prozeß auf Leben und Tod so ganz selbstverständlich zu sich selbst bekenne. Dies sage ich nicht zu meiner Selbstbeweihräucherung, sondern klipp und klar als Beweis dafür, daß Bekenntnis und Stolz nicht immer schlechte Weggenossen sein müssen. Ich bin überzeugt davon, daß ich die sechs Militärrichter, Frontoffiziere hoher Dienstgrade, für mich eingenommen habe. Übrigens verhielt sich der legendäre Otto Skorzeny, dem gleichzeitig der Prozeß in Dachau gemacht wurde, wir waren Zellennachbarn, genauso.
Auch aus meinem amerikanischen Pflichtverteidiger, Major Dohnahay, einem schwerbeschädigten Frontoffizier, der mich anfangs nur sehr scheu musterte, war im Verlauf der zwölf Prozeßwochen ein Freund geworden, der sich sehr um meine Familie kümmerte.
Nach meinem Ausbruch aus dem Lager Sandbostel im Jahre 1948 und in Italien hieß ich dann allerdings unter anderem wahlweise Detering, Bacher, Leonhard und Leopold, natürlich jeweils mit entsprechender Kennkarte. Ich glaube, daß mein vorübergehendes Wegtauchen verständlich ist. Aber ich blieb auch in dieser scheußlichen Haut meiner Gesinnung treu, nicht zuletzt auch in Rom. Viele Gesprächspartner kannten den Lauterbacher.

Nach Rückkehr ins legale Dasein kannte ich keine Umstellungsschwierigkeiten. Andere hatten zwar zu ihrem Namen zurückgefunden, behielten aber ihr „Nie dabeigewesen“ und schimpften auf die Nazis. Ich kenne sehr wackere und sogar aggressive Nationalsozialisten, nicht zuletzt im Rahmen ihrer Einsätze in den besetzten Gebieten, die heute als Politiker und „Geldmacher“ ihr Leben „fristen“ und sich ehren lassen, ohne rot zu werden. Am vertrauten Stammtisch aller Gefährten verhalten sie sich wieder wie gehabt vor 1945. Und genau hier hört für mich der Spaß auf. Lumpen muß man die Maske vom Gesicht reißen. Gerade deshalb werden diese nicht mein bewundernder Leserkreis sein.

Ich hoffe zuversichtlich, daß ich mit meinem Buch der jungen Generation die Tore zur Wahrheit eine Handbreit öffnen kann. Augenblicklich torkelt die Jugend ja wie ein im Weltall aus der Bahn geworfener Sattelit. Die Eltern sind leider häufig zu sehr mit sich selbst beschäftigt und nicht selten vom Wohlstandsbazillus befallen. Für viele ist ihr Fehlverhalten die angebliche Freiheit ihrer Kinder eine angenehme Entschuldigung. Man sagt heute allzugern Ja und Amen, um nur seine eigene Ruhe zu haben. Die Schule ist zum Tummelplatz für Anarchisten, Randalierer, Kommunisten und sogenannte Weltverbesserer in roten und grünen Narrenkostümen geworden. Die Lehrer, immer dabei, vermitteln den Kindern statt einer Allgemeinbildung und eines Unterrichts in deutscher Geschichte verlogene Parolen. Eine Drachensaat ist aufgegangen. Leider läßt sich unser heutiger Staat das alles gefallen, wie lange noch? Hoffentlich finden die Rufer in der Wüste noch vor zwölf Uhr Gehör. Unsere Jugend ist ziellos hin- und hergerissen oder sie resigniert. Aber – sie sucht auch bereits nach der Wahrheit. Aus Hunderten von Stimmen hört man: „Wie war's denn wirklich?“ Von den Massenmedien bekommt sie nur in Ausnahmefällen mal eine Antwort, die sie befriedigt. Man kann eher Genaues über Ramses II erfahren als über Wilhelm II, Ebert, Hindenburg oder Hitler.

Also müssen wir uns selbst aufarbeiten und die Lügen all unserer Urfeinde bloßlegen. Dazu braucht es Zeit und Beharrlichkeit. Tragen wir alle, meine Leser und ich, dazu bei. Ein eindeutiges Nein sage ich denen, die in gefährlicher Unkenntnis der geschichtlichen Gesetze heute wieder dort anfangen möchten, wo sie aufgehört haben.

Nach Rückkehr aus ihrer Flucht konnte ich keine Einstellungsschwierigkeiten. Andere hatten zwar zu ihrem Namen zurückgefunden, behielten aber ihr „Wir dabeigewesen" und schimpften auf die Nazis. Ich kenne sehr wackere und sogar aggressive Parteigenossen, nicht zuletzt im Rahmen ihrer Einsätze in den besetzten Gebieten, die heute als Hüttenwirte, Gastwirte" in Hebron, Tiroler und sich ehren lassen, ohne rot zu werden. Aus vertrauten Stammtischen aller Gefahren verhalten sie sich wieder wie gehabt vor 1945. Und gerade hier hört für mich der Spaß auf! Lumpen müssen ihre Maske vom Gesicht reißen. Gerade deshalb werden diese nicht mein bewundernder Leserkreis sein.

Ich habe entschieden, daß ich mit meinem Buch der jungen Generation die Tore zur Wahrheit einer Kindheit öffnen kann. Augenblicklich torkelt die Jugend ja wie ein im Weltall aus der Bahn geworfener Satellit. Die Eltern sind leider häufig zu sehr mit sich selbst beschäftigt und nicht selten vom Wohlstandsbauch befallen. Für viele ist die Tochter oder die angebliche Freiheit ihres Kindes eine angenehme Entschuldigung. Man sagt heute allzugern Ja und Amen, um nur seine eigene Ruhe zu haben. Die Schule ist zum Tummelplatz für Anarchisten, Rassisten, Kommunisten und sogenannte Weltverbesserer in roten und grünen Narrenkostümen geworden. Die Lehrer, immer dabei, vermitteln den Kindern statt einer Allgemeinbildung und eines Unterrichts in deutscher Geschichte verlogenes Parolen. Eine Drachensaat ist aufgegangen. Leider läßt sich unser heutiger Staat das alles gefallen, was auge noch! Hoffentlich finden die Ritter in der Wüste noch vor zwölf ihr Gebet. Unsere Jugend ist weithin hin- und hergerissen oder sie resigniert. Aber – sie sucht auch bereits nach der Wahrheit. Von Hunderten von Schülern hört man: „Wie war's denn wirklich?" Von den Lehrer-Zimmern bekommt sie nur in Ausnahmefällen mal eine Antwort, die sie befriedigt. Man kann eher Genaues über Ramses II. erfahren als über Wilhelm II., Ebert, Hindenburg oder Hitler.

Also müssen wir uns selbst aufarbeiten und die Lügen all unserer Unfreunde bloßlegen. Dazu brauche es Zeit und Beharrlichkeit. Fragen wir alle, meine Leser und ich, dann bei ein eindeutiges Nein zu sich denen, die in gefährlicher Unkenntnis der geschichtlichen Genese heute wieder dort anfangen möchten, wo sie aufgehört haben.

I. MEINE HEIMAT DEUTSCH-ÖSTERREICH UND MEIN HINEINWACHSEN IN DIE GROSSDEUTSCHE POLITIK

1. Der österreichische Hintergrund bis zum Ende des Ersten Weltkrieges

Den meisten Zeitgenossen und vielen Historikern ist verborgen geblieben, daß die Wiege des nationalen Sozialismus in den deutschen Ländern der ehemaligen k. u. k.-Monarchie Österreich-Ungarn zu suchen ist.

Nationale Verfolgung, soziale Not und die Unterdrückung der deutschen Sprache und Kultur waren – wie so oft in der Geschichte der Menschheit – die auslösenden Faktoren eines völkischen Aufbäumens und einer bewußten nationalen Sammlung.

Die habsburgische Krone mißachtete diese Bedürfnisse der Deutschen in Böhmen und Mähren, in Siebenbürgen und in den hundert deutschen Sprachinseln der Monarchie. Man wollte es mit den Tschechen, Madjaren, Serben, Kroaten und anderen nicht verderben, eine Rechnung, die zur Fehlentwicklung führte und am Ende nicht aufging.

So strömten die Tschechen, die Slowaken und all die anderen in dieses politische Vakuum und erhoben so lange ihr Haupt, bis sich die Deutschen ihrer selbst bewußt wurden. Druck erzeugt Gegendruck, und so war kein erträgliches Zusammenleben mehr möglich.

Auch in meiner Heimat Tirol wurde die politische Macht der Italiener immer unerträglicher. Einen Andreas Hofer hatten wir zwar nicht, dafür aber um so mehr Kraft und Willen uns nicht alles gefallen zu lassen.

Wien, das unselige Gemisch aller k. u. k.-Völkerschaften spielte im Schicksal der Deutschen eine unglückliche Rolle. Dort waren besonders Juden aus Galizien und anderen Teilen Polens und Rußlands übermächtig geworden.

So ist die Bewegung des nationalen Sozialismus der Jahrhundertwende und die Gründung von Parteien, Gewerkschaften und Jugendorganisationen zu verstehen. Und es ist kein Zufall, daß der

„Trommler" und Führer des Nationalsozialismus, geboren in Braunau und aufgewachsen in Linz, geradewegs aus Wien kam. Er griff die Ideen der Lueger und Schönerer und der Sudetendeutschen Knirsch und Jung auf. Seiner überragenden Persönlichkeit hingegen war die Sammlung ebenso wie die Konzentration der Gedanken und Richtungen in einer Bewegung zu verdanken.
Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Nationalen Sozialisten im Sudetenland, in Wien, Tirol und überall die ersten Verfechter des großdeutschen Gedankens. Die Volksabstimmungen 1918 und 1919 brachten überwältigende Ergebnisse für einen Anschluß an das Deutsche Reich, die neue Republik. Interessanterweise war der bedeutendste Führer der österreichischen Sozialdemokraten und spätere österreichische Bundespräsident, Karl Renner, der größte Verfechter des Anschlusses an Deutschland.
Die Ergebnisse der Volksabstimmungen lagen zwischen 90 und 98 Prozent der Wahlberechtigten. Die Alliierten des Ersten Weltkrieges verboten den Anschluß – trotz des von ihnen feierlich verkündeten Selbstbestimmungsrechtes. Das führte zu innenpolitischen Verhärtungen in Deutsch-Österreich, in Böhmen und Mähren und überall dort, wo Deutsche lebten. Der Weg zum Kampf der Großdeutschen und Antisemiten war programmiert.
Den anfangs noch verschiedenen Richtungen schlossen sich junge Akademiker ebenso an wie Jungarbeiter, der Mittelstand und nicht selten auch katholische Priester. Im Tenor waren alle national und sozialistisch. Schon um die Jahrhundertwende hatten sich diese Gruppen in demokratischen Wahlen Plätze in den Gemeinden und Bezirken und schließlich im Wiener Reichstag erkämpft.
Am 15. November 1903 entstand in Aussig die „Deutsche Arbeiterpartei in Österreich", und bei den Wahlen zum Österreichischen Reichsrat und Reichstag 1911 errang diese Partei schon drei Mandate. Wer weiß das heute, und wer will das wissen? Ihre führenden Männer waren Knirsch, Jung und Krebs, die schließlich schon am 5. Mai 1918 die Umbenennung ihrer Partei in „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei" (DNSAP) herbeiführten.
Meine eigene Entwicklung und die meines Jahrgangs lag also bereits in den Tagen der Kindheit und frühen Jugend in engster Verbindung

zum nationalen Sozialismus und zum deutschen und großdeutschen Ziel. Damals mögen es noch Träume gewesen sein, die dann zwischen den beiden Weltkriegen bald Realität wurden. Mein Elternhaus, die damaligen Lehrer, die Turnvereine, der Schulverein „Südmark" und der Deutsch-Österreichische Alpenverein waren meine Paten.
Nun verlief die Entwicklung in Österreich nicht ohne stürmische Akzente. Es ist notwendig zu erwähnen, daß es verschiedene Gruppierungen in der sogenannten völkischen Bewegung gab, so beispielsweise den „Deutschsozialismus", eine „Partei auf judenreiner und kapitalloser Grundlage", die sich 1919 rascher entwickelte als die zur gleichen Zeit gegründete „Deutsche Arbeiterpartei" in München. Aus diesem Bereich sind mir sehr wesentliche Namen in Erinnerung, angefangen mit der „Schulz-Bewegung" über Dr. Walter Riehl und Dr. Leopold bis zu dem Historiker Dr. Suchenwirth und dem Magister Rentmeister. Ich habe von ihnen, die ich teilweise persönlich kannte, allerdings wenig konkrete Vorstellungen bewahrt. Schließlich gab es dann die Landesleitung der NSDAP für Österreich mit Sitz in Linz an der Donau unter Alfred Proksch. Ihm wurde von reichsdeutscher Seite ein Mitarbeiter, Theo Habicht, mit entscheidenden Vollmachten beigegeben. Er kam aus Wiesbaden und spielte in der weiteren Entwicklung als Landesinspekteur in Österreich von 1932 bis 1934, vor allem im Zusammenhang mit dem Dollfuß-Putsch von 1934, eine wichtige Rolle.
Neben den politischen Gruppierungen hatten die Studentenschaften, von denen in der Hauptsache die schlagenden Verbindungen sowohl großdeutsch als auch antisemitisch waren, eine überragende Bedeutung. Ebenso verhielt es sich mit den Turnvereinen, die sich zwar in zwei Richtungen teilten, ideologisch aber ohne Unterschiede waren. Dann spielte, gerade was das großdeutsche Bewußtsein anging, der Deutsche Schulverein Südmark eine entscheidende Rolle. In seiner Satzung gab es den Arierparagraphen wie im Deutsch-Österreichischen Alpenverein. In ihm gehörten Deutsche wie Österreicher bis 1945 zusammen. So haben sich weder die einen noch die anderen freizusprechen. Es ist heute in Österreich nicht mehr unbedingt modisch, sich als deutsch oder deutsch-österreichisch zu bezeichnen, aber es ist eben ein historisches Faktum: All jene und andere

Gruppierungen, Parteien, Vereine und Verbände waren sich mehr oder weniger einig in der Betonung der Zugehörigkeit zum deutschen Volk sowie in der Ablehnung alles Jüdischen.
In der nationalsozialistischen Jugendbewegung gab es in Prag und im Sudetenland die „Deutsche Sozialistische Arbeiterjugend", in der Mädchen und Burschen gemeinsam bis zum 26. Lebensjahr vertreten waren. Einer der mir noch bekannten Hauptaktivisten in dieser Jugendorganisation der zwanziger Jahre war Rolf West. Darüber hinaus gab es dann natürlich eine ganze Anzahl von Führerinnen und Führern, die jedoch nicht alle aufgezählt werden können. So beschränke ich mich darauf, auf der „Mädchenseite", stellvertretend für alle, die eine Rolle spielten, Edeltrude Fischer und Herta Stumfohl zu nennen. Die letztere war in ihrer Jugend kurz nach dem Ersten Weltkrieg im Rahmen einer Aktion „Österreichische Kriegskinder als Gäste in Schweden" in Skandinavien gewesen und hat nicht zuletzt deshalb nach dem Zweiten Weltkrieg viele skandinavische Veröffentlichungen ins Deutsche übertragen.
Aus der österreichischen Kampfzeit müssen der Wiener Karl Kovarik, Dr. Hadwiger, Hans Regger in Kärnten Erwähnung finden. Die jungen Österreicher jener illegalen Zeit suchten und fanden die Verbindungen ins Reich. So hatten sie am Untersberg einen Spezialpfad, der direkt am Grenzgendarmen vorbei nach Bayern führte und die Nabelschnur für die Versorgung der Illegalen wurde. So fanden auch die ersten Führertagungen auf der bayerischen Seite statt.
Ein Musterbeispiel der Konspiration – und zwar nach allen Richtungen – wurde eine erste größere Tagung der Jungenführer und Mädelführerinnen in Venedig. Der Austrofaschismus unter Dollfuß verfolgte unsere Kameraden gnadenlos, in Italien waren wir unter Mussolini damals auch nicht gefragt. Und in Deutschland bestand für die Reichsjugendführung ein Führerbefehl, der jedwede Unterstützung der illegalen Verbände, also Partei, SA und HJ, verbot. Ich glaube damals allerdings ein gewisses Augenzwinkern im Gesicht Hitlers entdeckt zu haben. Das erleichterte mir die Einberufung und Führung jener Tagung, die „auf hoher See" stattfand, nämlich auf einem Frachtkahn zwischen Venedig und Triest. Dort haben wir während der fast zweitägigen Fahrt intensiv gearbeitet, wobei auch Essen und

Trinken nicht ganz unwichtig waren. Dies mag als Zeichen eines Hintergrundes genügen, vor dem sich historisch das abspielte, was später wie auch noch heute den „Anschluß" in einem erklärbaren Licht erscheinen ließ und läßt.

2. *Elternhaus, Schule, Turn- und Alpenverein als weltanschaulich-politische Erzieher*

Es war letztlich weniger von Belang, daß ich in Reutte in Tirol geboren wurde. Ausschlaggebender war die Tatsache, daß ich als Sohn des barocken Bajuwaren Paul Lauterbacher und einer klugen, fleißigen und strengen Alemannin auf die Welt kam. Mein Vater war Salzburger, seine Vorfahren stammten aus dem Grenzraum Salzburg-Oberösterreich, also aus dem Innviertel. Ich habe zeitlebens nur sehr wenig Ahnenforschung betrieben, leider. Dazu hatte ich einfach zu wenig Zeit, obgleich es sicher relativ einfach zu bewerkstelligen gewesen wäre, und befaßte mich damit nur soweit, wie ich es später für meine Heirat 1935 nötig hatte. Dennoch weiß ich natürlich, daß mein Vater aus einem urbajuwarischen Raum kam und daß dieser Raum und seine Menschen ihn ganz eindeutig prägten. Das wurde, wenn ich mich selber beurteile, auch für mich nicht ganz unwichtig, denn das Bajuwarische in mir spielte in meinem Leben eine große Rolle, allerdings neben dem anderen Blutstrom in mir, nämlich dem alemannischen, weil meine Mutter eine Schwäbin war.
Mein Großvater väterlicherseits war der Leiter einer Notariatskanzlei in Salzburg. Er war kein ausgebildeter Volljurist, aber ein sehr strebsamer und fleißiger Mann, der seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, sogar studieren lassen konnte. Meine Tante wurde Pädagogin, Studienprofessorin – das gab es damals in Österreich also auch bereits. Da sie den Drang in die Welt hatte, also nie irgendwie festzuhalten war, konnte sie ihre reichlichen Ferien in fast allen Ländern Europas und, soweit zugänglich, auch schon in Afrika verbringen. Mein Onkel hatte nach dem Abitur in Wien Medizin studiert. Als Gynäkologe ließ er sich in Salzburg nieder und besaß die größte und angesehenste Praxis in Stadt und Land Salzburg. Am

Ludwig-Viktor-Platz, dem heutigen Marktplatz, gegenüber dem Café „Thomaselli", gibt es eine berühmte historische Apotheke. In dem Haus hatte er drei Etagen: in der ersten waren die Praxisräume, die zweite Etage bestand aus den Wohn- und die dritte aus den Schlafräumen der Familie. So großzügig konnte man damals wohnen, mit zwanzig Zimmern oder mehr.
Mein Onkel war selbstverständlich Angehöriger einer schlagenden Verbindung, die auch den berühmten Arierparagraphen hatte. Wer in die Verbindung aufgenommen werden wollte, mußte erst einmal nachweisen, daß er kein Jude war. Mein Onkel gehörte der Schönerer-Bewegung an, das heißt dem alldeutschen und antisemitischen „Deutschnationalen Verein", der von dem Gutsbesitzer Georg Ritter von Schönerer (1842–1921) geführt wurde. Auch war mein Onkel mit dem Gründer der „Christlich-Sozialen Partei" in Österreich, dem Wiener Bürgermeister Karl Lueger (1844–1910), engstens bekannt.
Nicht viel anders verhielt es sich mit meinem Vater. Der war Tierarzt, hatte aber im Grunde in der Familie natürlich eine ähnliche Erziehung genossen und neben seinem Studium in Wien, dem Zentrum der großdeutschen Bewegung, lange bevor man hier in Deutschland daran dachte, seine außeruniversitäre Erziehung erfahren in einer schlagenden Verbindung sowie in der „Los-von-Rom-Bewegung" Schönerers. Schließlich ließ er sich an seinem ersten praktischen Sitz in Dornbirn in Vorarlberg nieder, und zwar in der in Österreich möglichen Doppeleigenschaft als Staatsveterinär und als privat praktizierender Tierarzt. Direkt vom Studium kommend lernte er dort nach einiger Zeit meine Mutter kennen. Sie stammte aus Kißlegg, einem kleinen ländlichen Ort etwa zwanzig Kilometer östlich von Ravensburg gelegen. Ihr Vater war gleichzeitig Land- und Holzwirt und hatte eine kinderreiche Familie. Wie damals üblich, kamen die Töchter zur Ausbildung und zum Kochenlernen, wie es wörtlich hieß, in Haushalte. Meine Mutter wurde nach Glarus in der Schweiz in eine Apothekerfamilie gegeben und brachte dort etwa anderthalb Jahre zu. Der Ehrgeiz meiner Großmutter bestand vor allen Dingen darin, daß meine Mutter eine erlesene Köchin werden sollte.
In Dornbirn beschloß man dann irgendwann zu heiraten. Nun herrschten damals ja andere Verhältnisse und Vorstellungen: Mein

Vater war zwar Tierarzt und hatte eine staatliche Anstellung, aber, um heiraten zu können, war er immer der Meinung, noch nicht weit genug zu sein. Diese Auffassung hat ihn bis zu seinem Tod verfolgt; er wollte immer noch dazulernen und noch mehr leisten. Er war nicht nur rührend um seine Familie besorgt, sondern litt geradezu ständig unter dem Trauma, er könne uns nicht ernähren. So wurde also erst ein paar Jahre später geheiratet, und zwar nicht in Dornbirn, sondern in Kufstein. Inzwischen hatte es schon die erste Versetzung gegeben; jetzt war mein Vater Bezirkstierarzt in Schwaz in Tirol geworden. Aber, war es nun Bescheidenheit oder Geiz, ich weiß es nicht, jedenfalls heirateten meine Eltern in Kufstein, begleitet nur von den notwendigen Trauzeugen, der Schwester und einem Vetter meines Vaters.

Bald danach kam seine Beförderung nach Reutte in Tirol, wiederum in einen größeren Bezirk. Eigentlich war es allerdings auch so etwas wie eine Strafversetzung, da er sich ununterbrochen mit dem italienischen Landestierarzt stritt. Er konnte es nicht verwinden, unter einem Italiener arbeiten zu müssen. Er hatte etwas gegen die „Walschen". Nun wurde in der k. u. k.-Monarchie so etwas ja mit einer gewissen diplomatischen Eleganz gehandhabt; es wurde ein Italiener nie Landestierarzt ad infinitum, sondern für drei Jahre, und dann kam ein Deutsch-Österreicher, auch für drei Jahre, usw. Gerade in dem mehr oder weniger zweisprachigen Tirol war ein solches Proporzprinzip sicherlich angebracht.

Reutte mit dem sogenannten Außerfern war damals, kurz nach der Jahrhundertwende, noch keineswegs erschlossen, es war noch so etwas wie ein österreichisches Sibirien. Aber immerhin, man lebte dort, man war verheiratet, und dann kam ein Kind, ein Mädchen. Leider verstarb es schon nach einigen Tagen, und zwar, wie sich später herausstellte, ausgerechnet durch ein neues Kindernährmittel, in dem die Maden waren. Ein Jahr später, 1909, kam ich zur Welt. Die Geburt geschah nicht gerade in Abwesenheit meines Vaters. Er war eben noch dabei, brach dann aber sofort in das Tannheimer Tal auf, wo die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen war. Da war er also mit seinen Pferden tagelang unterwegs, und das ging wohl auch nicht anders. Er war ein Pflichtmensch. Vielleicht hätte er über Innsbruck Urlaub oder einen

Vertreter bekommen können. Aber das gab es nicht, denn Ordnung mußte sein und Dienst war Dienst! Gott sei Dank ging aber alles gut, und es folgte dann für meine Eltern eine sehr glückliche Zeit in Reutte. Gesellschaftlich hatten meine Eltern eine bedeutende Position; mein Vater war mit dem Bezirkshauptmann ebenso befreundet wie mit dem Pater Guardian, dem Abt des Klosters, wie er auch mit dem Apotheker sowie allen, die in einem so kleinen Ort zu den Honoratioren zählen, bekannt war.

Selbstverständlich wurde in diesem Kreis nichts anderes gesprochen, als was die Eltern selber dachten. Es gab kein „Programm"; meine Eltern hatten nur das, was sie selber waren. So bin ich natürlich ganz früh, wenn man so will, „infiziert" worden. Ich habe nie darunter gelitten, im Gegenteil: das war für mich irgendwie etwas Wunderbares und Großartiges, der Vater als Erzieher und Lehrmeister, als Vorbild, und die Mutter als nicht wegzudenkender und ruhender Pol in der kleinen Familie. Beider Pädagogik hinterließ letztlich ihre Eindrücke, und so bin ich auch in dieser Beziehung das Produkt meiner Eltern.

3. Beginn einer jugendgemäßen Form der politischen Arbeit nach dem Ersten Weltkrieg, Großdeutschland, Antisemitismus

Dann kam der Erste Weltkrieg. Ich war mit meinen fünf Jahren noch sehr jung, kann mich aber noch gut an die Mobilmachung erinnern. Von unseren Fenstern sahen wir, wie die jungen Männern zusammenkamen, alle mit langen bunten Bändern geschmückt und begleitet von ihren Angehörigen. Es schien gar nicht traurig zuzugehen, es war eher ein Volksfest, das sich da auf dem kleinen Marktplatz in Reutte abspielte. So etwas hatte ich bis dahin weder erlebt noch davon träumen können. Es waren mehr Menschen zusammengekommen als je vorher zu irgendeiner kirchlichen Feier. Ich begriff, es war etwas Besonderes geschehen. Und hier hakte mein Vater ein und erklärte mir, um was es da ging. Ich versuchte, es zu verstehen. Es war auf jeden Fall ein sehr starker Eindruck, den ich mein ganzes Leben über behalten habe.

Nun war das Leben von dieser Stunde an verändert. Man hörte zwar nicht wie heute aus dem Rundfunk die Nachrichten, man wurde erst über die damals vorhandenen Medien, also über eine Zeitung, und vor allen Dingen durch hundert mündliche Informationen unterrichtet. Der Gerüchtemarkt florierte, aber der Krieg ließ sich erfolgreich an, und es bestand kein Anlaß zur Sorge. Schließlich wurde ich dann eingeschult. In der Schule wurde damals über Politik nicht gesprochen, aber es wurde vaterländische Gesinnung verlangt. Bald nach Kriegsbeginn folgte der Aufruf „Gold gab ich für Eisen" in bewußter Anlehnung an 1813: Es wurden also die Eheringe und andere goldene Dinge wie Schmuck „auf dem Altar des Vaterlandes" geopfert, und auch meine Eltern trugen bald die berühmten Eheringe aus Eisen.
Die Stimmung in der Bevölkerung war in jeder Hinsicht gut. Man jubelte zwar nicht mehr, weil die ersten Gefallenenmeldungen gekommen waren, aber man hatte sonst keinerlei direkte Beziehung zum Krieg. Er spielte sich ja ferne und abseits ab, und wir lebten fast wie auf einem anderen Stern. Es gab noch keine Flugzeuge und Luftangriffe, welche die Bevölkerung hätten beunruhigen können. Und auch die Versorgungslage war völlig intakt. Dazu muß man sagen, daß es vielleicht in Wien anders ausgesehen haben mag. Wir auf dem Lande hatten keine Probleme. Kam in unserem Falle hinzu, daß mein Vater als Tierarzt täglich bei den Bauern war und sich größtenteils nicht mehr in bar, sondern in Naturalien bezahlen ließ. Das haben die Bauern auch sehr gern getan. Es lief also alles seinen normalen und gewohnten Gang, so wie beispielsweise jede Woche der Waffenring zusammentrat, zu dem auch mein Vater gehörte. Das waren die ehemaligen Corps und waffentragende Studenten, ganz klar: sehr national und patriotisch.
Aber das war in etwa auch das einzige, was mir aus jener Zeit im Gedächtnis haften blieb. Dann starb eines Tages – am 21. November 1916 – völlig unerwartet für uns auf dem Lande und für mich als Junge der alte Kaiser Franz Joseph. Das war allerdings ein Einbruch, der uns alle und auch schon uns Kinder ungewöhnlich beeindruckte. Es lag eine tiefe Trauer über dem Land und Volk, sicher und vor allen Dingen bei den Deutsch-Österreichern. Dieser Monarch war ja wie kaum ein anderer Habsburger vor ihm ungewöhnlich populär gewesen, und

solange Kaiser Franz Joseph die Geschäfte führte, konnte nichts schiefgehen, das war die Meinung. Kurz danach erfolgte die Krönung seines Nachfolgers Kaiser Karl; ich denke da vor allem an die Bilder, die ich noch in Erinnerung habe von der Krönung Karls als König von Ungarn in Budapest.
Mit meinen jungen Ohren hörte ich dann aber sehr bald mit, daß die Bevölkerung, und es ging ja nur um die deutsche Bevölkerung, mit der Kaiserin Zita gar nicht einverstanden war. Zita galt als die „Walsche", und Zita wurde sehr bald als Verräterin bezeichnet. Es war ja bekannt, daß ihre Brüder, darunter Prinz Sixtus von Bourbon-Parma, auf der Gegenseite standen, also gegen die k. u. k.-Monarchie und Deutschland intrigierten. Und dann gab es sehr bald die berühmt-berüchtigten Sixtus-Briefe, die den Versuch darstellten, für Österreich einen Sonderfrieden auszuhandeln: Österreich sollte aus dem Bündnis mit Deutschland ausbrechen und die Verbündeten sich selbst überlassen.
Mittlerweile waren wir nach Kufstein übergesiedelt, wohin mein Vater 1917 versetzt wurde. Kufstein war einer der begehrtesten Plätze Tirols, und jeder Beamte ging gern dorthin. So natürlich auch mein Vater, um so mehr, als die Eltern ja dort geheiratet hatten. Abgesehen davon, daß Kufstein in einer landschaftlich reizvollen und reichen Gegend liegt, war es auch ein interessanter Ort, ein für damalige Begriffe weltoffener Platz. Immerhin liegt es an einer uralten Heer-und Handelsstraße, und es gab von dort Verbindungen in alle Richtungen, nach Salzburg sowohl als auch nach München, Innsbruck und Südtirol. Insofern war die Versetzung durchaus eine echte Beförderung. In Kufstein kam dann übrigens als Nachzügler neun Jahre nach mir mein Bruder Hans zur Welt.
Ich erlebte dort die letzte Kriegszeit, sah die täglichen Militärtransporte mit deutschen Einheiten, die den Österreichern an der Südfront zu Hilfe gekommen waren und schließlich im Frühjahr 1918 eine große Rolle spielten. Das war irgendwie ein ganz besonderer Anstoß für mich in meinem jungen Leben. Für mich gab es nur Deutschland. Und eben dieses Deutschland kam nun im Augenblick der größten Not den Kaiserjägern, den Gebirgsjägern, den treuen Verbündeten der westösterreichischen Länder zu Hilfe. Damals tat sich ja bereits der spätere Generalfeldmarschall Rommel an der Südfront mit der

Erstürmung des Monte Matajur an der Isonzofront hervor, wofür er im Dezember 1917 den „Pour le mérite" erhielt. Es hat uns alle, wir waren damals schon soweit, es zu begreifen, ausgesprochen gefreut, daß es gelungen war, die „Walschen" zu verjagen, jedenfalls auf Zeit.

Ja, Kufstein wurde und war dann für mich ein Anfang und der Ausgangspunkt meines politischen Bewußtseins, meiner politischen Tätigkeit. Immerhin war ich 1918 bereits neun Jahre alt und geriet so verhältnismäßig jung, man würde heute wahrscheinlich sagen, in den politischen Strudel. Ich setzte natürlich meine Schulzeit jetzt in Kufstein fort, bestand mit zehn Jahren die Aufnahmeprüfung, die damals in Österreich üblich war, und besuchte bis zum „Einjährigen" das Gymnasium. Einigen Fächern war ich mehr, anderen weniger zugetan; obwohl ich in Latein grundsätzlich schlechte Noten hatte, war es für mich doch eine Freund-Feindliebe. Meine Lieblingsfächer aber waren Geschichte, Erdkunde, Französisch und als Wahlfach Italienisch. Leider hatten wir in ganz Österreich, vielleicht abgesehen von Wien, überhaupt keinen Englisch-Unterricht. Englisch war offenbar eine Angelegenheit des Nordens, das war eine Aufgabe im Reich, wie man damals sagte. So habe ich also diese Sprache nicht auf der Schule lernen können, sondern mußte sie mir später als Autodidakt weniger systematisch aneignen. Ich war dankbar, daß ich Grundkenntnisse im Französischen und Italienischen hatte und mich einigermaßen gut verständigen konnte; aber ich bin – leider – nie ein großer „Engländer" geworden. Das heißt allerdings nicht, daß ich nicht von eh und je eine, fast könnte man sagen große Bewunderung für England hatte. Das ergab sich aus dem Geschichts-und Geographieunterricht, der uns England als Weltmacht und in seiner historischen Bedeutung näherbrachte.

Als 1918 die Doppelmonarchie zusammenbrach, war der Krieg zu Ende; für die Österreicher und besonders für uns Tiroler begannen damals aber erst die Kämpfe. Der Friedensschluß von St. Germain betraf ja gerade das Land Tirol in besonderer Weise mit der erzwungenen Abtretung von Südtirol mit Bozen und Meran bei fast einer Viertelmillion Deutschen neben knapp 50.000 Italienern. Jetzt war der Brenner die Grenze, und so sangen wir das alte Kaiserjägerlied

mit dem neuen Text „Es starrt von Feindes Horden des Brenners Scheidewand“. Mussolini war bei uns noch eine unbekannte Größe. Als Ingressor Südtirols wurde er unser Feind.
Vor diesem Hintergrund und den derart brennenden politischen Alltagsfragen habe ich den Anfang des Nationalsozialismus gleich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges erlebt. Schon als Zehnjähriger wuchs man so in die Politik, die politische Überzeugung und Arbeit hinein. Diese Entwicklung wurde zum einen von den innerösterreichischen Gruppierungen – den völkischen, großdeutschen und nationalsozialistischen – beeinflußt. So zerstritten sie in den zwanziger und dreißiger Jahren untereinander auch waren, so keimte dennoch, was bereits vor dem Krieg gesät worden war, vor allen Dingen in der Jugend der Republik. Und doch: bei aller Wirkung, wie sie zum Beispiel das unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte erschienene Buch „Nationaler Sozialismus“ des Führers der sudetendeutschen Nationalsozialisten, Rudolf Jung, hatte – bereits 1922 erschien es in dritter Auflage –, bei allen Aktivitäten in den österreichischen Bundesländern, bei allen verhältnismäßig engen Beziehungen zwischen den nationalsozialistischen Parteien und in der Tschechoslowakei, aber auch in Österreich und Deutschland, bei aller Aktualität der politischen Forderungen fehlte dem Nationalsozialismus wie den anderen völkischen Gruppen letztlich doch ein dynamischer revolutionärer Führer.
In meiner Klasse auf dem Gymnasium in Kufstein befanden sich auch bayerische Gastschüler, die in Kiefersfelden, dem Grenzort, oder auch in Oberaudorf wohnten, aber unser Gymnasium besuchten. Ihre Eltern waren „Reichsdeutsche“, und einer dieser Klassenkameraden brachte sehr schnell – wir waren damals vielleicht dreizehn Jahre alt – Propagandamaterial der Nationalsozialisten mit in die Schule. Da durch die Grenzlage Kufsteins alles, was in München geschah, automatisch auch bei uns bekannt wurde, gab es hier eine der ersten Ortsgruppen der NSDAP. München übte eine ansteckende Wirkung aus, in Kufstein war man schneller in der Partei als anderswo. Eine ähnliche Entwicklung gab es höchstens noch in Salzburg und, dort allerdings unter sowieso besonderen Vorzeichen, in Wien. Und so erfolgte wiederum eine doppelte Infizierung: in Kufstein wurde über

das gesprochen, was sich „drüben" in München tat, und durch die deutschen Schulkameraden gab es zusätzliche und schnellere Informationen.

Es dauerte folgerichtig also gar nicht lange, bis wir alle von Adolf Hitler hörten. Und das Faszinierende war und ist für mich heute noch, daß wir schon bei der Erwähnung des Namens ausgesprochen beeindruckt waren. Das war für uns gleich von der ersten Stunde an eine Verpflichtung. Wieso und warum? Ich kann es im einzelnen nicht erklären, weil ich mich nicht ohne weiteres zurückversetzen kann. 1921 und 1922 war ich auf jeden Fall aber schon in München, und vor allen Dingen erinnere ich mich an eine Kundgebung auf dem Marsfeld, an einen Aufmarsch der nationalen völkischen Verbände mit verschiedenen Rednern, darunter auch Adolf Hitler. Ich hatte von meinen Eltern her verhältnismäßig viel Freiheiten eingeräumt bekommen. Das drückte sich auch darin aus, daß ich schon als Vierzehnjähriger die Genehmigung erhielt, eine dreiwöchige Reise in die Schweiz zu unternehmen – ohne besondere vorherige Vorbereitungen, ohne Zimmerbestellungen und Aufsichtsperson. Man vertraute mir, und man gab mir das erforderliche Geld, zwar nicht in Hülle und Fülle, und natürlich mußte ich abrechnen. So hatte ich auch die Freiheit, einmal nach München zu fahren und mir einen Aufmarsch anzusehen und die Reden anzuhören.

In jene Zeit fiel dann der Beginn meines aktiven politischen Lebens, und zwar in der „Deutschen Jugend". Das war eine Jugendorganisation, die ich in Kufstein gründete, weil auch wir Jugendlichen unsere eigene politische Organisationsform haben wollten, wir andererseits aber keine Jugendabteilung der nationalsozialistischen Partei haben durften. Es war eine Art Vorausabteilung der späteren Hitler-Jugend, ausschließlich beschränkt auf Tirol und Salzburg.

Diese Deutsche Jugend war sehr aktiv, und das nicht nur in den Schulen, dort vor allem im Gymnasium, sondern auch in Vereinen und Verbänden und in der Öffentlichkeit. Mit diesen Gruppen wurde gewandert, Sport getrieben, exerziert, geturnt und in Heimabenden politischer Unterricht betrieben. Wir waren sehr stark auf die alten Traditionen und Feiern wie beispielsweise auf die Sonnenwende ausgerichtet – so habe ich meine erste öffentliche Rede anläßlich einer

„Julfeier" (Wintersonnenwendfeier) des Turnvereins „Jahn" im Jahre 1923 gehalten. Das war dann zugleich der Anfang und auch der Durchbruch.
Von da ab betätigte ich mich sehr häufig als Redner, so zum Beispiel bei der Einweihung von Kriegerdenkmälern, die damals überall errichtet wurden. Aber auch an irgendwelchen Aufmärschen der Völkischen, der Turn- und Trachtenvereine sowie von Sängerbünden waren wir beteiligt. Und wenn wir dann mit ungefähr fünfzig Jungs mit Trommeln und Pfeifen und Gesang durch Kufstein marschierten, dann horchten die Bürger auf. Im allgemeinen wurden wir durchaus freundlich behandelt. Es gab keine Schlägereien, wie ich sie dann später in Braunschweig auf der Langen Straße erleben sollte. Wir hatten Gegner, natürlich, aber diese Gegner waren noch ebenso zahm wie wir selber. Immerhin aber war die Deutsche Jugend eine sehr beachtliche Einrichtung in Kufstein geworden, wenn wir auch für manch einen so etwas wie ein Bürgerschreck waren.
Dann kam der 9. November 1923, und jenes Ereignis in München war für uns in Kufstein etwas ganz Besonderes. Es war sicher nicht die Sensation, wie sie heute empfunden würde. Die Umstände um den „Marsch zur Feldherrnhalle" schwappten auch zu uns herüber. In unserem jugendlichen Idealismus und Elan, aber auch in unserer Phantasie waren wir bereit, selbst einen „Marsch nach München" durchzuführen. Er hat nicht stattgefunden, aber wir meinten, jetzt in den Kampf ziehen zu müssen. So waren wir dann zutiefst betroffen, daß dieser erste und revolutionäre Versuch Hitlers, an die Macht zu gelangen, zu keinem positiven Ergebnis geführt hatte. Der Putsch war mißglückt, und das war dann der Grund für die Flucht von führenden Nationalsozialisten nach Österreich, wobei sie ihr Weg beinahe zwangsläufig über Kufstein führte. Viele dieser Männer hatten wir bereits früher kennengelernt.
Kufstein war ja auch ein Vorort Münchens. Das Kaisergebirge war der Wander- und Klettergarten. Ob das Gregor Strasser war oder Rudolf Heß, Heinrich Himmler oder Röhm und Göring – wir kannten sie alle, auch von zahlreichen Veranstaltungen, bei denen sie als Redner aufgetreten waren. Infolgedessen waren wir an jenem 9. und 10. November 1923, als die Nachrichten aus München kamen, mit der

Bahn, per Fahrrad oder gar zu Fuß zur Grenze unterwegs, um dort Näheres zu erfahren beziehungsweise die Flüchtlinge in Empfang nehmen zu können.
Kufstein wurde für sie die erste Station, und es war das Erstaunliche, daß der vor der Feldherrnhalle schwerverwundete Hermann Göring bei einem sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten in der Nähe Kufsteins seine erste Zuflucht fand, bevor er in einem katholischen Krankenhaus in Innsbruck operiert und einigermaßen wiederhergestellt wurde. Jener Abgeordnete ist dann übrigens sehr schnell aus der SPÖ aus- und der NSDAP beigetreten und war später einer der aktivsten Nationalsozialisten in Österreich. Da waren sie also, jene „Männer der ersten Stunde“, und man sah sie beispielsweise auf der Terrasse des Hotels „Egger“ sitzen. Und ich, aktiv wie immer, war der „cicerone“, der Begleiter, der sie an der Grenze draußen abholte, in Kiefersfelden an der alten Straße, und nach Kufstein brachte. Auf unseren abendlichen Versammlungen hatten wir zwangsläufig auf diese Weise die besten Redner in ganz Österreich. Ich bin mit ihnen auch durch das Kaisergebirge gewandert. So ist mir nichts und keiner unbekannt geblieben.
Unsere Betroffenheit über den Ausgang des Münchener Putsches steigerte sich noch, als Adolf Hitler schon am 14. November 1923 in die Festung Landsberg am Lech gebracht worden war, zunächst wie die meisten der verhafteten Partei- und SA-Führer in Untersuchungshaft und dann ab 1. April 1924 nach der Urteilsverkündung im Hochverratsprozeß vor dem Volksgericht München I zur Verbüßung seiner Haftstrafe.
Nun kapitulierten die österreichischen Nationalsozialisten allerdings nicht. Wir alle dachten und fühlten, was der Führer der österreichischen SA am 30. November 1923 an Hitler schrieb, daß man nämlich von den Vorgängen in München mit tiefster Erschütterung Kenntnis genommen habe, daß man ihm aber die „heilige Versicherung“ geben wolle, in durch nichts zu erschütternder Treue ihm ergeben zu sein, und daß man nach wie vor davon überzeugt sei, daß er allein die Befähigung habe, Deutschland und das gesamte deutsche Volk aus seiner furchtbaren Lage zu befreien und einer besseren Zukunft entgegenzuführen.

Wir bildeten zahlreiche Ausweich- und Ersatzorganisationen für Österreich. Das war nicht immer einfach, weil die nationalen Elemente und ihre Organisationen zu jener Zeit wie eigentlich immer uneinig waren. Sie waren selten an einen Tisch zu bringen, und so blieb also nichts anderes übrig, als mehr oder weniger abzuwarten, wie sich das Ganze im Reich entwickeln würde, das heißt auf der Stelle zu treten.
Schließlich erfolgte dann nach der Haftentlassung Hitlers die Neugründung der deutschen NSDAP am 27. Februar 1925. Begleitet von unseren größten Hoffnungen, begann eine rege Versammlungstätigkeit, und die engen Kontakte zu München wurden wiederhergestellt.

4. Die Weiche wird gestellt – meine erste Begegnung mit Adolf Hitler 1925

Die erste Versammlung der NSDAP außerhalb Münchens nach der Entlassung Adolf Hitlers aus Landsberg fand am 19. April 1925 in Rosenheim statt. Es war wegen des Redeverbots keine öffentliche, sondern eine der üblichen Parteiveranstaltungen, wie sie vor und nach dem November 1923 in ganz Bayern stattfanden. Ich war vom Kreisleiter Rosenheims auf Grund unserer persönlichen Bekanntschaft eingeladen worden, daran teilzunehmen. Wir hielten ja über die Grenze hinweg, auch wenn sie nicht begehbar war, recht gute freundschaftliche Kontakte. Schon damals gab es für uns einen „Eisernen Vorhang". Nationalsozialisten durften nicht aus- und nicht einreisen. Aber auch jener Vorhang war nicht unüberwindbar. Und so kam man immer über die „Grüne Grenze". Und die kannte ich ja nun besonders gut.
Natürlich war für mich diese Einladung zu der Versammlung „Adolf Hitler spricht in Rosenheim" so faszinierend, daß ich alles liegen und stehen ließ und über die Grenze schlich. Ich tat das auch ohne den besonderen Segen meiner Eltern. Aber hier ging es für mich darum, dem – ich kann das ruhig gestehen – Idol meiner Jugend so nahe wie nie zuvor zu kommen. So fieberte ich also der Versammlung entgegen, ging bergauf und bergab über die Grenze und landete in der Versammlungshalle.

Das war ein altertümlicher Bau der Art, wie sie in allen bayerischen Städten vorhanden waren, meistens für die Abhaltung von Musik-und Tanzveranstaltungen sowie Volksfesten. Dieser Bau, der vielleicht im allerhöchsten Falle achthundert bis neunhundert Menschen faßte, war überfüllt bis auf den letzten Platz. Es war in der Tat so, daß oben im Gebälk der Dachkonstruktion die Menschen saßen und sich festklammerten. Eine bayerische Blasmusikkapelle schmetterte Militärmärsche und füllte den Raum akustisch aus. Das gehörte dazu, das erzeugte die Stimmung, die dann die Worte durchlässiger machte.
Nun habe ich ja später eine lange Erfahrung als Redner gesammelt und weiß selbst, was eine musikalische Auflockerung vor Beginn einer Veranstaltung bedeutet. Ich weiß, daß die Musik, die Akustik, beflügelt. Wissenschaftlich kann ich das nicht erklären, obwohl ich später als Gauleiter in Hannover die dortige Technische Hochschule beauftragte, einmal darüber nachzudenken. Praktisch kann ich nur sagen: Ein so vorbereiteter und aufgeheizter Saal war angenehmer als ein nüchterner, nackter Raum ohne Musik.
Das galt auch in der Kuppelhalle von Hannover, die seit ihrer Eröffnung bewundert, aber ob ihrer miserablen Akustik gefürchtet war. Wenn aber eine Stunde lang vorher die Musik gespielt hatte, dann war der Raum, unabhängig vom Publikum, aufbereitet.
Wenn ich zurückdenke, kann man das also auch von dem Rosenheimer Saal sagen. Da man damals ohne Lautsprecheranlage sprechen mußte und der Saal – verglichen zum Beispiel mit dem Festsaal des Münchener Hofbräuhauses mit seinen fast 2000 Plätzen – nicht übermäßig riesig war, war es dennoch nicht leicht für einen Redner, mit seiner eigenen Stimme durchzukommen. Schließlich bot auch die Rosenheimer Halle den Anblick eines typisch bayerischen Betriebs: bei Bier und Tabak warteten die Menschen in qualvoller Enge auf den Redner, Kellnerinnen holten die leeren und brachten die gefüllten Krüge, Zeitungsverkäufer boten den „Völkischen Beobachter" an. In dem Raum war sicherlich gerade keine einem Rednerorgan förderliche Luft. Aber das Entscheidende war die Atmosphäre der gespannten Erwartung, die über allem lag.
An jenem Abend wurde die Erwartung allerdings über Gebühr strapaziert, denn Hitler war unpünktlich. Sollte die Versammlung um

20 Uhr beginnen, so dauerte es bis gegen 20.30 Uhr, bis der Kreisleiter das Wort ergriff und verkündete, daß „Herr Hitler" – so wurde er damals durchaus noch genannt – draußen bei Bad Aibling–Kolbermoor am Kilometerstein Soundso liege. Er habe eine Panne und könne daher nicht pünktlich kommen. Ob jemand im Saal sei, der ihn abholen könne? Jawohl, es meldete sich ein Zahnarzt aus Prien am Chiemsee und erklärte sich dazu bereit. Er müsse allerdings darauf hinweisen, daß er nur eine sogenannte „Hanomag-Wanze" habe, also jenes beinahe älteste Kleinfahrzeug mit zwei Sitzplätzen, das es je in Deutschland gegeben hat. Der Kreisleiter meinte, das mache gar nichts, Herr Hitler werde schon einsteigen, und dann hätten wir ihn endlich bei uns. Also fuhr der Zahnarzt los, und die Musik machte weiter, bis ein Brausen vor dem Saalbau ankündigte, daß er nun wohl gekommen sein mußte. Er wurde mit großer Zustimmung empfangen und begrüßt und begann seine Rede.

Nun kann und will ich nicht den Inhalt seiner Rede wiedergeben. Aber über was sprach man eigentlich damals? Natürlich zunächst einmal über die Wiedergründung der Partei und daraus folgend über ihre Aufgaben und Ziele, das Diktat von Versailles zu beseitigen und dem deutschen Volk wieder Luft zu verschaffen für einen Neuanfang. Hinzu kam, daß Hitler selbstverständlich auf die Situation einging, die durch das Redeverbot eingetreten war. Adolf Hitler schloß seine zweistündige Rede mit einem zündenden Aufruf an alle Deutschen, sich jetzt aller legalen Mittel zu bedienen und die Macht anzustreben und sich für den Wahlgang zur Reichspräsidentenwahl am 26. April einzusetzen. Der Wahlkandidat war Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Auch die Art und Weise, wie Hitler sprach, ist mir von jener ersten Begegnung her unauslöschlich in Erinnerung. Fast stockend begann er, mit einer beinahe rauh zu nennenden Stimme, die sich nach den ersten Sätzen dann erholte und an Kraft nichts zu wünschen übrigließ. Zu Beginn war seine Rede ein gewisses Suchen und Tasten, das aber kaum länger als einige Minuten dauerte, bis der Kontakt mit der Menge hergestellt war, bis jenes geheimnisvolle Herüber- und Hinüberfluten einsetzte, das für alle, die dabei waren, die Rede zum unmittelbaren und unvergeßlichen Erlebnis werden ließ – wie das

Braunschweig-Aufmarsch 1930, Vorbeimarsch vor Adolf Hitler, Einweisung durch Hauptmann Brückner.



Fünf Jahre später als Stabsführer der Hitler-Jugend.

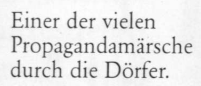


Dr. Goebbels wie immer bei uns, hier mit dem stellvertretenden Gauleiter Kurt Schmalz und Hartmann Lauterbacher 1931.





Dr. Goebbels,
Schmalz und
Lauterbacher
bei einem Aufmarsch
in Braunschweig 1932.



Einer der vielen
Propagandamärsche
durch die Dörfer.



Auf Propagandafahrt
durch das rote
Braunschweig 1931.



Einweihung der ersten Führerschule der HJ im Reich 1931. Burg Campen in Flechtorf.



Rechts:
Jungbergmänner in Peine im Salzgitterrevier 1932.

Großkundgebung in der Ratschiefergrube in Goslar 1932.





Oben:
Der Stab des Gebietes Ruhr-Niederrhein beim Reichsjugendtag in Potsdam 1932.

Links:
Die Aufmarschleitung für den „Tag der 1000 Hitlerjungen" 1931 in Bad Harzburg.

Unten links:
Immer bei den Tieren wie in den Kindheitstagen beim Tierarzt Lauterbacher.

Unten rechts:
Gruppenaufnahme von Drogistenakademikern 1929 in Braunschweig (der Verfasser rechts oben).





auch später bei den Reden Adolf Hitlers immer der Fall war. Daß er häufig von großem Beifall unterbrochen wurde, brauche ich nicht weiter zu erwähnen.
Als er endete, war es kurz vor Mitternacht. Da sagte mir der Kreisleiter: „Nun feiern wir noch den Geburtstag. Haben Sie Lust mitzukommen?" Das war natürlich eine törichte Frage. Wie sollte ich keine Lust haben mitzugehen! Ich wäre barfuß nach München gelaufen, wenn ich an einem solchen Ereignis hätte teilnehmen können! Also war ich dabei in der Brauereigaststätte „Flötzinger Löchl". Nun hatte ich Hitler ja kurz vorher gehört, wobei ich in der ersten Reihe sitzend ihm schon sehr nahe gewesen war. Aber jetzt saß ich plötzlich als einziger Österreicher in dieser Runde, als österreichischer Ehrengast neben Adolf Hitler. Ich wurde links von ihm plaziert. Das hatte natürlich zur Folge, daß ich mein Herzklopfen kaum verbergen konnte und daß ich aufgeregt war wie wahrscheinlich ein junges Schulmädchen.
Hitler war ja für uns damals schon der Herold und der Heros. Wenn ich daran denke, wie wir uns im Gymnasium in Kufstein seine Fotos aus den Händen rissen, wie wir, ganze Klassen geschlossen, zu irgendwelchen Veranstaltungen aufmarschierten und daß unsere Lehrer Nationalsozialisten waren.
Nun war plötzlich aus der Fotografie Wirklichkeit geworden, und ich saß wahrlich und leibhaftig neben ihm, hatte ihn gerade gehört und war infolgedessen noch sehr erregt von seiner Rede. Und jetzt sprach er mich an. Aber ich hatte mich sehr schnell in der Hand. Es war nicht etwa so, daß ich dann eine halbe Stunde herumgestottert hätte. Das ist mir nie passiert; ich war bei vielen Großen der damaligen Welt, und ich hatte nie Angst, und ich hatte auch nie irgendeinen größeren Respekt als erforderlich war. Und hier bei Adolf Hitler war es für mich zunächst einfach die Erfüllung eines Traums. Mein Traum, ich gestehe es ganz offen, war Adolf Hitler.
Jetzt unterhielt er sich mit mir und ließ sich über Kufstein und Tirol so viel erzählen, wie ich erzählen konnte. Und da wurde mir klar, daß es ja nicht den einen Hitler als Volkstribun, nicht den einen Hitler als Redner, nicht nur den einen Hitler als Parteivorsitzenden, sondern auch den Menschen Hitler gab. Zurückschauend kann ich sagen, daß wir an dem Abend eine Menge Spaß hatten, der eigentlich gar keine

Grenzen fand. Jeder, der nachträglich sagt, Hitler sei ein humorloses Monstrum gewesen, hat ihn einfach nicht gekannt. Hitler hatte Humor und Witz, und er konnte sich auch lauthals lachend amüsieren. Wenn er ganz besonders guter Laune war, dann schlug er sich dabei auf die Oberschenkel.
Daß ihm in den letzten Jahren seines Lebens das Lachen verging, wissen wir. Ich habe Hitler auch noch in der Reichskanzlei lachen gehört, auch im Führerhauptquartier. Aber diese jugendliche, beinahe jungenhafte Fröhlichkeit, dieses Beisammensein in jener Nacht seines Geburtstags 1925 in Rosenheim war für mich einmalig. Beides zusammen, seine Rede und seine persönliche Menschlichkeit, seine Fröhlichkeit und Ungezwungenheit, hat mich dann endgültig, aber wirklich endgültig in seinen Bann gezwungen. Ich sage gezwungen, weil ich ja gar nicht mehr anders gekonnt hätte.
Es stand niemand hinter mir, der mir eine Anweisung oder eine Richtlinie gab, das war mein freier Entschluß. Dabei ist es geblieben. Aus dieser ersten Begegnung ergab sich aber auch das gegenseitige Wissen um dieses Kennenlernen, das dann bis zum Ende ausgesprochen oder unausgesprochen zwischen uns bestand. Das Erstaunliche an Hitler war sein Gedächtnis, sein Physiognomie-Gedächtnis. Bei irgendwelchen Veranstaltungen der späteren Kampfzeit, als ich schon im Rhein-Ruhr-Gebiet tätig war und ihm auch einmal in Bocholt in einer Kundgebung auf einem Fußballplatz erlebte, erspähte er mich wie immer sofort. Sicher, ich saß nicht hinten, sondern war vorn, ich war ja schon HJ-Führer in Rheinland/Westfalen, und stets begrüßte er mich mit dem Hinweis auf Rosenheim. Und das habe ich dann in den Jahren danach immer wieder erlebt.
Hitler hatte eine starke menschliche Bindung. Wenn er erst einmal zu einem Menschen stand, dann blieb er dabei. Das hatte seine hervorragend guten Seiten, aber gelegentlich auch seine Schattenseiten, zum Beispiel, wenn er jemanden bis zum Geht-nicht-mehr hielt, selbst dann, wenn der Betreffende längst überfällig gewesen wäre. Er hätte da etwas freier sein müssen, vor allen Dingen in entscheidenden Augenblicken, freier von solchen außerordentlichen Bindungen. Nun, ich selbst habe das nie bereut, und ich glaube, ihm auch keine Kümmernisse bereitet zu haben.

5. Beruf und Ausbildungsjahre

In jene Zeit fiel auch mein Eintritt in das Berufsleben, und zwar gab mein Vater mich in die Ausbildung in einer Medizinaldrogerie, wie die Drogerien damals als typisch österreichische Einrichtung neben den normalen Drogerien hießen. So hatten wir in Kufstein zum Beispiel Medikamente bis hin zum „Giftschrank“. Das Geschäft lag neben dem Hotel „Egger“, so daß ich auch während der Ausbildungsstunden häufig genug die Führer und Repräsentanten der NSDAP dort auf der Terrasse beobachten konnte. Mein Vater war mit dem Eigentümer des Unternehmens nicht nur menschlich, sondern auch geschäftlich verbunden, und zwar über die Entwicklung des „Mastaton“. Das war eine Lebertranemulsion zur Aufzucht von Schweinen, die erste ihrer Art überhaupt, die mein Vater speziell als Kraftfutter für Ferkel, vor allen Dingen für die sogenannten Kümmerer, wie sie in Tirol hießen, entwickelt hatte.

Trotz der Beanspruchungen durch die Arbeit in der Deutschen Jugend setzte ich meine Berufsausbildung fort und beendete sie planmäßig, indem ich die vorgeschriebenen Prüfungen mit Glanz und Gloria ablegte: die kaufmännische vor der Industrie- und Handelskammer in Kufstein und die rein medizinaldrogistische vor einem Gremium von Medizinaldrogisten in Wörgl südlich von Kufstein. Danach blieb ich noch ein gutes Jahr in meiner Lehrfirma als Angestellter. Das fiel mir nicht nur wegen der erwähnten menschlichen und geschäftlichen Verbindungen zwischen meinem Vater und meinem bisherigen Lehrherren leicht, sondern auch, weil der letztere ein sehr völkischer, deutschbewußter Mann war, weil er dieselben Gedanken hatte und durchgesetzt sehen wollte. Er war nicht in der Partei, aber er hat als Persönlichkeit Eindruck auf mich gemacht, sicherlich unter anderem auch, weil er einer der Väter der Heldenorgel war, der größten Freiorgel der Welt.

Allerdings war vom Vater vorprogrammiert, daß ich in meiner beruflichen Entwicklung nicht in Kufstein stehenbleiben sollte. Er hatte für mich den Besuch der Drogistenakademie in Braunschweig vorgesehen und mich dort auch schon angemeldet. Es handelte sich bei der Akademie um die einzige Einrichtung ihrer Art im gesamten

deutschen Sprachraum, und soweit ich weiß, ist das auch bis zu ihrer Schließung vor einigen Jahren so geblieben. Damals jedenfalls hatten wir Drogistenakademiker aus Deutschland, Österreich, aus der Schweiz und aus Holland; ich hatte ein paar Kommilitonen aus Holland beispielsweise. Der größere Teil kam natürlich aus dem Deutschen Reich, aber gut und gerne zwanzig Mann pro Semester waren Ausländer.

Am 12. August 1926 kam es in Passau zu einer Tagung, an der Hitler und die österreichischen Nationalsozialisten teilnahmen. In einer großangelegten zweistündigen Rede betonte Adolf Hitler die Einheitlichkeit der programmatischen Grundlage, an der nicht gerüttelt werden dürfe, und die Notwendigkeit einer einzigen Partei für Deutschland und Österreich. Dies war auch schon auf dem erweiterten Gauparteitag der NSDAP am 4. Juli 1926 in Weimar ausgesprochen worden. So forderte Hitler nun die Unterstellung der Österreicher unter die deutsche Führung. Hinfort gab es nur noch einen Gau Österreich der gesamtdeutschen Partei unter einem Landesleiter.

Da verstarb im Juni 1927 mein Vater nach schwerer Krankheit. Nachdem die Sterbeglocken nachmittags um fünf Uhr über Gebühr lange geläutet hatten und die Bevölkerung wußte, daß mein Vater krank war, wurde sein Tod schnell bekannt. Es war selbstverständlich, daß ich, nunmehr 18 Jahre alt, meiner Mutter die notwendigen Schritte abnahm und alles regelte, was die Beerdigung anbetraf. In dem Zusammenhang mußte ich auch zum katholischen Dechanten. Dem sagte ich, daß es der ausdrückliche und wiederholt der Familie gegenüber geäußerte Wunsch meines Vaters gewesen sei, keine „große Leiche“ zu haben, wie es bei uns hieß, also keine Beerdigung mit Pomp und Glanz, dessen die Kirche fähig war. Es sollte eine bescheidene, kleine Beerdigung sein. Mein Vater hatte ziemlich wörtlich geäußert, wenn ein Geistlicher dabei sein müsse, dann gut, aber mehr auch nicht. Er war Mitglied der Kirche, konnte sich einen Austritt jedoch nicht erlauben, denn der wäre in einem urkatholischen Land gleichbedeutend gewesen mit der Entlassung aus dem Staatsdienst. Die Reaktion des Geistlichen war spontan und nicht gerade von der feinen Art. Ich sehe das heute nicht anders als damals; ich bin heute zwar älter und abgebrühter, aber trotzdem sehe ich es unverändert.

Damals wäre ich ihm am liebsten ins Gesicht gesprungen, denn nun erklärte er wörtlich: „Die große Glocke wird bei der Beerdigung nicht geläutet!" Als ich dies alles meiner Mutter anschließend berichten mußte, erfolgte eine unerwartete Reaktion: noch auf der Stelle ging sie zur Ortsgruppe der NSDAP und erklärte ihren Eintritt in die Partei. Sie, die sehr christlich-katholisch erzogen worden war, wollte sich das nicht bieten lassen, sie fühlte sich von der Kirche zutiefst beleidigt und kehrte ihr enttäuscht den Rücken. Wieso und warum sie beides nun gleich in einen engeren Zusammenhang brachte, ist eine andere Frage. Die Beerdigung selbst fand dann unter einem ungeheuren Zulauf der Bevölkerung statt. Mein Vater war bei den Bauern des ganzen unteren Inntals bekannt und beliebt, weil er Tag und Nacht für sie dagewesen war. Und auch ganz Kufstein war auf den Beinen.
Meine Mutter blieb Zeit ihres Lebens eine glühende Nationalsozialistin. Für sie gab es bis zur allerletzten Stunde überhaupt nichts anderes. Entsprechend wurde sie auch nach dem Zusammenbruch verfolgt. Sie wurde sofort in den Kaiserturm der Kufsteiner Festung gesperrt, wo sie immerhin etliche Monate saß. Man konnte ihr persönlich nichts vorwerfen, sie war einfaches Parteimitglied, zufälligerweise sehr früh eingetreten und Ehrenzeichenträgerin gewesen. Sie hatte allerdings einen mißratenen Sohn – mich –, der auch in die Partei eingetreten war und führende Stellungen bekleidet hatte. Tapfer ertrug sie aber ihre Demütigungen und ließ auch die Franzosen abblitzen, die damals die Besatzungsmacht in Tirol waren.
Dann begann sie zu kränkeln, und es hieß, sie müsse zum Arzt. Darauf erklärte sie, wenn, dann müsse man sie schon tragen – die Festung liegt ja hoch, und der damalige Aufgang – es gab noch keinen Lift – war eine mehr oder weniger mittelalterliche Angelegenheit. Sie weigerte sich so lange zu gehen, bis man sie tatsächlich hinuntertrug zum Arzt. Dann trug man sie anschließend allerdings auch wieder hinauf in ihre Zelle. Und dort hat meine Mutter eben dann doch so sehr gelitten, daß sie schon 1950 an Herzversagen starb.
Auch mein Bruder Hans geriet früh in unsere politische Umgebung. Zunächst war er in Kufstein einfaches Mitglied unserer Jugendorganisation. Nach dem Tod unseres Vaters kam er in das sogenannte schwierige Alter der Pubertät, noch dazu in einem Haushalt, in dem

der Vater fehlte und den der immerhin neun Jahre ältere Bruder bald verließ. Er erwarb die Mittlere Reife und sollte und wollte Bankkaufmann werden. Da er aber auch zu sehr in die Hitlerjugend- und Parteiarbeit verstrickt war, gab es Turbulenzen zwischen ihm und meiner Mutter. So schrieb mir meine Mutter 1932, ich war damals als Gebietsführer in Köln, ich möge „den frechen Bengel" doch zu mir holen.

Das tat ich dann auch und steckte ihn zuerst einmal in meine Stabswache, wo er richtig Ordnung und Gehorsam lernen sollte. Dem Stabswachenführer machte ich zur Auflage, ihm keine bevorzugte Behandlung zukommen zu lassen – ich wollte mir keine Familien- oder Vetternpolitik nachsagen lassen. Hans war ein patenter und sehr gescheiter Bursche und wollte sich natürlich entfalten, was ich aber unterband. So genügte ihm das Leben in der Stabswache bald nicht mehr. 1934 ging er mit mir nach Berlin, anfangs dort auch wieder in der Wachgefolgschaft, bis er dann vom stellvertretenden Chef des Auslandsamtes der Reichsjugendführung, Theo Stadler, einem Salzburger, übernommen wurde.

Nun konnte ich ihm nicht mehr im Wege stehen, und er kletterte noch oben und wurde in den ersten Kriegswochen selbst Chef des Auslandsamtes. Dann holte ihn 1941/42 Baldur von Schirach nach Wien. Dort wurde er Führer des HJ-Gebiets und war schließlich mit Schirach weit darüber hinaus sehr eng verbunden, unter anderem auch als Verbindungsmann zwischen Schirach als „Beauftragter für die Inspektion der gesamten Hitler-Jugend" und dem Reichsjugendführer Axmann. Auch da hat er sich mit dem ihm eigenen diplomatischen Geschick bewährt. Nach dem Zusammenbruch kam er 1945 in das Lager Glasenbach bei Salzburg, dann saß er bis 1948 in Dachau. Nach seiner Entlassung wurde er Mitbegründer einer Ex- und Importfirma LABORA. Viel zu früh, 1955, ist er gestorben.

II. NATIONALSOZIALISMUS UND HITLER-JUGEND IN NIEDERSACHSEN VON 1929 BIS 1932

1. *Sturm auf das rote Braunschweig*

Als ich im April 1929 nach Braunschweig ging, geschah das in einer Zeit, in der sich die Weimarer Republik in einer Übergangsphase befand. Die Reichstagswahl vom 20. Mai 1928 hatte einen starken Linksrutsch erbracht, KPD und SPD konnten auf Kosten der bis dahin regierenden Parteien einen beträchtlichen Stimmengewinn verbuchen. Noch war die NSDAP im Reichstag bedeutungslos. Am 20. Juni 1928 kam die Große Koalition von SPD, BVP, DDP, DVP und Zentrum zustande, die bis zum Frühjahr 1930 hielt. Der Winter 1928/29 brachte die Anzeichen einer neuen Krise, die Erwerbslosenziffern stiegen auf fast zwei Millionen.

In Braunschweig selbst waren die Verhältnisse nicht viel anders als im übrigen Reich, nur daß hier, im Unterschied zu Kufstein, ein politisch rauheres Klima herrschte. Hier wehte ein schärferer Wind, hier steckte die nationalsozialistische Arbeit, besonders die Jugendarbeit, noch sehr in den Anfängen. Zwar hatte der Bundesführer der Hitler-Jugend, Kurt Gruber, am 22. März 1929 mit großem Erfolg erstmalig in Braunschweig in Holsts Garten über die Frage „Warum muß die deutsche Jugend hinter Adolf Hitler stehen?" vor der HJ und der Öffentlichkeit gesprochen, doch war dies auch die erste größere Jugendversammlung überhaupt gewesen.

Wie schwierig die Situation der Braunschweiger Hitler-Jugend war, zeigte sich zu Ostern 1929. In dem Jahr stand die Stadt Braunschweig im Zeichen der Goethe-Lessing-Feiern, und aus diesem Anlaß hatten die Jugendvereinigungen der verschiedensten politischen und unpolitischen Richtungen eine Sternfahrt nach Braunschweig organisiert. Höhepunkt und Abschluß des Ostersonntags sollte im Rahmen einer Großveranstaltung ein Fackelzug sein. Die Braunschweiger HJ-Ortsgruppe beschloß, sich daran zu beteiligen, nicht, um sich mit den übrigen Organisationen zu identifizieren, sondern um in ihrer Heimatstadt propagandistisch aufzutreten und für ihre Bewegung zu

werben. Trotz des Ausschlusses der Hitlerjugend als „staatsfeindliche Organisation“ durch die SAJ (Sozialistische Arbeiter-Jugend) marschierten etwa zwanzig Hitlerjungen bis zur Kaiser-Wilhelm-Straße mit, wo sich dann eine handfeste Schlägerei entspann, die natürlich nicht ohne äußere Spuren für alle Beteiligten verlief.
In eine solche Atmosphäre geriet ich nun, und es sollte in der Tat nicht lange dauern, bis ich selbst in solche und ähnliche Vorfälle mit hineingeriet. Zunächst hieß es natürlich, sich an der Drogistenakademie für den Studienjahrgang 1929/30 einzuschreiben, was unter der Matrikel-Nummer 61 auch geschah. Nun war ich ja sozusagen ins Niemandsland gefahren, denn ich hatte in Braunschweig keinerlei Verwandte oder auch Bekannte. Ich kam in eine mir völlig fremde, neue Umgebung. So sehr ein Österreicher, ein Tiroler, auch für Norddeutschland schwärmen mag, so wenig wußte ich von vornherein hier in Braunschweig anzufangen. Infolgedessen hatte ich mich über die Reichsleitung der Hitler-Jugend in Plauen erkundigt, ob es in Braunschweig eine HJ gab. Man bejahte dies und teilte mir auch die Anschrift des Ortsgruppenleiters mit – so nannte man das damals noch. Das war ein gewisser Helmut Lang, wegen seines nicht gerade „arischen“ Aussehens in der HJ und auch in der NSDAP nur als „Moses Lang“ bekannt. Dabei war er ein einwandfreier „Arier“ und vor allem ein prächtiger Bursche, ein durchaus entschlossener Junge mit Initiative. So hatte er am 15. April 1929, also nur ein paar Tage vor meiner Ankunft in Braunschweig, mit einigen Jungen die „Deutsche Jungmannschaft“ gegründet. Das war sicherlich als Ausdruck des Interesses zu werten, wenn schon die Sechs- bis Achtjährigen zu uns drängten.
Ähnliche Gründungen gab es auch in Hannover, Lehrte, Wolfenbüttel und darüber hinaus aber auch an zehn bis zwanzig anderen Plätzen des Reiches. Sich ihrer zu „erwehren“, verursachte teilweise große Querelen. Eltern und Lehrer waren nicht selten gegen eine Politisierung dieser Altersklassen der zehn- bis vierzehnjährigen. Diese ersten Organisationen kann man getrost als die Vorläufer des späteren Jungvolks in der HJ ansehen.
Bei jenem Helmut Lang fand ich zunächst Aufnahme, das war im Villenviertel hinter dem Theater, bis ich bald in eine eigene „Bude“ in

der Hildesheimer Straße übersiedelte. Das war nicht sehr weit von der Drogistenakademie, und in der ganzen Umgebung wohnten auch die Studierenden der Akademie. Vor dort aus nahm ich also mein Studium auf. Daneben hatte ich aber auch durch meine Voranmeldung und die Aufnahme bei „Moses" Lang den Kontakt mit der Ortsgruppe der Braunschweiger Hitler-Jugend und war damit gleich vom ersten Tag an voll integriert. Allerdings war ich für die Kameraden so ein bißchen Exot, eine kleine Sensation: ich kam aus Kufstein, aus Österreich, der Heimat Adolf Hitlers, und noch mehr wurde ich bestaunt, weil ich ihn ja persönlich kannte. Für die damals vielleicht 20–30 Jungen im Alter zwischen 14 und 20 Jahren war ich also in jeder Beziehung interessant, angefangen vom bajuwarischen Akzent über die „Krachlederne" und meine weißen Kniestrümpfe bis hin zu dem emaillierten HJ-Abzeichen, das damals noch die aufgehende Sonne im Halbkreis zeigte.

Da war es fast selbstverständlich, daß ich sozusagen gleich am ersten Tage eingespannt wurde. Schon am ersten Heimabend nach meiner Ankunft mußte ich sprechen. Und da ich der freien Rede mächtig war, habe ich auf sie Eindruck gemacht und ihnen alles mögliche erzählt, so ein bißchen Erklärung und Interpretation des Nationalsozialismus. Das wiederholte sich noch einige Male, und so dauerte es nur ein halbes Jahr, bis ich am 13. November 1929 zum Ortsgruppenführer der Hitler-Jugend in Braunschweig ernannt wurde.

Aus jenen Anfangstagen ist mir ein Ereignis besonders in Erinnerung geblieben, das auch in die lokale Geschichte unter der Bezeichnung „Hofjäger-Schlacht" eingegangen ist, vor allem aber typisch war für die Verwilderung der damaligen politischen Sitten und das besonders für mich, der ich gerade aus einer relativ „heilen" Welt gekommen war. In jenes seinerzeit sehr bekannte Lokal „Hofjäger" an der Wolfenbütteler Straße hatte die NSDAP für den 2. Mai 1929 eine Versammlung einberufen, auf welcher der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Gottfried Feder (1883–1941) sprechen sollte, einer der in den Anfangsjahren führenden Ideologen der Bewegung und der Hauptpropagandist für die „Abschaffung der Zinsknechtschaft".

Ich war, zusammen mit Helmut Lang und anderen Kameraden, auf der Galerie des bis auf den letzten Platz besetzten Saales Augen- und

Ohrenzeuge der nun folgenden Ereignisse. Von vornherein war zu erkennen, daß über der Veranstaltung eine unheilschwangere Atmosphäre lag. Ungefähr ein Drittel der Anwesenden rekrutierte sich aus den Kampforganisationen „Reichsbanner" und „Rotfront", die alle strategisch wichtigen Positionen besetzt hatten, so vor allem am Haupteingang und in seiner Nähe, was nun wieder die SA-Männer alarmierte und veranlaßte, ihrerseits „Brückenköpfe" zu bilden. Kurz nach der Eröffnung durch den nationalsozialistischen Landtagsabgeordneten Groh versuchten Angehörige jener Kampforganisationen, den Redner durch Lärm und Zwischenrufe am Sprechen zu hindern. Erst der eindringliche Hinweis des Versammlungsleiters auf das den Veranstaltern zustehende Hausrecht brachte Ruhe, so daß Feder seine zweistündige Rede halten konnte.
Aber gegen Schluß, um 23 Uhr, hatte sich die mittlerweile wieder gestiegene Spannung derart verdichtet, daß nun die Anhänger der Linksparteien den Schluß der Rede forderten und durch Pfeifen und Johlen einen Lärm verursachten, der sich schließlich derart steigerte, daß man den Redner schon aus nächster Nähe nicht mehr verstehen konnte. Plötzlich entstand am Haupteingang und an der Treppe zur Empore Tumult, der das Zeichen zum Angriff bildete. Stuhlbeine wurden abgerissen und sausten auf die Rücken der Gegner. Biergläser flogen in weitem Bogen durch die Luft. Man drosch aufeinander ein. Die Fronten wogten hin und her. Zurückweichende gingen verschiedentlich durch die Türen erneut zum Angriff über. Als der Führer des „Reichsbanners" in Uniform auf der Bühne erschien, war es zu spät, um Frieden zu stiften. Es wurde aber allgemein angenommen, daß „Reichsbanner" und „Rotfront" schon mit der Absicht im „Hofjäger" erschienen waren, die Veranstaltung zu sprengen.
Bei Ausbruch des Tumults entstand im Saal eine gefährliche Panik, die sich in erster Linie bei den unbeteiligten Gästen bemerkbar machte. Die Menschenmenge drängte zu den Ausgängen und in die anschließende Veranda. In einem kleinen Nebenzimmer waren weinende Frauen zusammengepfercht. Als die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte und der Erfolg auf der Kippe stand, übernahm der damalige SA-Standartenführer Krügel die Initiative von der Bühne her. Der polizeilich vorgeschriebene Wasseranschluß wurde in Gang

gesetzt, und aus einem Rohr schoß giftig-rostbraunes Dreckwasser. Die Gegner flüchteten, aber auch ganz normale Versammlungsbesucher flohen vor der Jauche. Als das Überfallkommando der Polizei eintraf, war der Saal schon beinahe leer, das Unheil war geschehen, denn der Sanitätsdienst der Feuerwehr mußte vierundzwanzig Verletzte versorgen. Dennoch wurde der Abend für die NSDAP ein großer Erfolg, denn er brachte an die siebzig Beitrittserklärungen.
Nun war diese „Schlacht" noch harmlos im Vergleich zu den gleichzeitigen Ereignissen des sogenannten „Blutmai" in Berlin, wo zwischen dem 1. und 3. Mai 1929 in Moabit und Neukölln bei politischen Auseinandersetzungen mit Barrikadenkämpfen und ausgerufenem Belagerungszustand siebzehn Tote zu verzeichnen waren, oder denken wir an die Blutnacht von Wöhrden im Dithmarschen mit zwei toten SA-Männern und sieben Schwerverletzten am 7. März 1929. Hier wurde augenscheinlich demonstriert, wie die Verhältnisse beschaffen waren, in die ich geraten war. Daß sich später diese Art von Auseinandersetzungen bis hin zum Terror steigerten, wie beispielsweise am sogenannten Blutsonntag von Altona am 17. Juli 1932 mit achtzehn Toten und fünfzig Schwerverletzten, ist bekannt.
Ich selbst sah meine politische Aufgabe allerdings darin, die gerade katastrophale Unwissenheit von Jugendlichen über die Notwendigkeit des politischen Kampfes und das mangelnde Interesse an den politischen Ereignissen durch Propaganda und Aufklärungsarbeit für die Bewegung, durch eine unermüdliche Werbearbeit zu beseitigen. Das brachte mir natürlich eine Reihe von Pflichten. Ich mußte jede Woche Heimabende veranstalten; mit einem fing es an, aber bald waren es deren zwei bis drei, eine erste Führerschulung mit eingeschlossen. Wir hielten sie anfänglich jeweils im „Keglerheim" ab.
Diese Abende mußte ich nun vorbereiten, und da war ich allerdings der Meinung, daß ein Heimabend zu wenig ist, der darin gipfelt, daß man sich zusammensetzt und nur Lieder singt. Vielmehr mußte jeder Abend sein Thema haben. Dort lag der Beginn dessen, was wir später als „weltanschauliche Schulung" organisatorisch ausbauten und betrieben. Dann waren da Aufmärsche und Fahrten in die Umgebung, wobei ich meine eigene Tradition fortsetzte. Zwar ging es nicht mehr um die Einweihung von Kriegerdenkmälern. Jetzt war es an mir, in

örtlichen wie auswärtigen Werbeaktionen aufzutreten. So sprach ich am 8. Dezember 1929 gleich in drei Werbeversammlungen in Fallersleben, Mörse und Heiligendorf, und am folgenden Tag unternahmen wir eine unserer ersten Lastwagenwerbefahrten.
So lernte ich, nicht nur im Landkreis Braunschweig, sondern auch darüber hinaus jedes Dorf und jeden Flecken im braunschweigischen Land kennen. Diese Fahrten – immer ein Lastwagen mit zwanzig Hitlerjungen und mehr samt Fahne hinten drauf – begannen in der Langen Straße in Braunschweig, dem roten Zentrum der Stadt. Wir selbst betrachteten diese Fahrten nicht absichtlich als Provokation.
Allein die Tatsache, daß wir es wagten durchzufahren, genügte, die dort wohnenden Kommunisten und Sozialdemokraten bis zur Weißglut zu reizen. Man betrachtete uns als Provokation, weil wir die roten Igelstellungen in der Altstadt mit Gesang und Sprechchören betraten. Auf diese und ähnliche Weise lernte ich nicht nur die Umgebung kennen, sondern versuchte auch, erste Kontakte zur Bevölkerung zu bekommen, Begegnungen mit den mir bis dahin unbekannten Niedersachsen herzustellen.
Eines Tages, ich war kaum in Braunschweig angekommen, schickte man mich als Redner in eines der Dörfer in der Nähe. Ich hatte mich dort beim Ortsgruppenleiter zu melden, was sich gehörte; ich hatte bei ihm dann auch Unterkunft und Verpflegung, was sehr wichtig war. Er teilte mir mit, daß die Abendveranstaltung eine öffentliche Versammlung sei. Ich fragte ihn, ob er es nicht für unvorsichtig halte, mich, einen Österreicher, als Redner hergeholt zu haben, und ich bat ihn, mir in etwa zu sagen, was die Leute wohl interessiere, damit ich auch den richtigen Ton fände und nicht von irgend etwas spräche, was sie gar nicht berühre. Er gab mir einige Hinweise, und wir gingen in den Versammlungsraum, der die große Stube des Dorfkrugs war. Bei unserem Eintritt sahen wir zunächst nichts, einmal wegen der schwachen Beleuchtung, vor allen Dingen aber wegen eines fast undurchdringlichen Tabakqualms. Nachdem sich meine Augen an das Schummerlicht gewöhnt hatten, sah ich Konturen und konnte feststellen, daß da so an die dreißig oder vierzig Bauern saßen, vielleicht auch einige Frauen dabei.

Dann fing ich an zu sprechen, forsch, dreist und gottesfürchtig. Und ich sprach und versuchte etwas Tempo in die Sprache zu legen und diese für mich unbekannte bleierne Stimmung aufzulockern. Ich wollte den für einen Redner unerläßlichen Kontakt mit den Menschen herstellen, Resonanz finden. Aber es schien aussichtslos, vollkommen aussichtslos. Ich sprach und sprach und war zwischendrin schon beinahe verführt abzubrechen oder zumindest meine Rede sehr stark abzukürzen. Aber das paßte nicht; ich hätte ja dann nur die Hälfte gesagt gehabt. So redete ich also weiter und kam zum Schluß, und dann gab es ein allgemeines Gemurmel, nachdem ich zwischendurch schon ab und zu ein „Jöä, Jöä" vernommen hatte. Die Teilnehmer blieben sitzen, teils noch zwei Stunden. Ich war anfangs deprimiert, aber der Ortsgruppenleiter, selbst Bauer, meinte, daß dieses Interesse gar nicht selbstverständlich sei. Ich hatte also gewonnen und die Feuertaufe bestanden.
So begann ich also den Aufbau der Ortsgruppe Braunschweig der Hitler-Jugend nach dem altbewährten System von Kufstein und Tirol; im Prinzip gab es auch keine verschiedenen Systeme. Bald hatte ich eine Ortsgruppe zusammen, die aus den zwanzig Mann bei der Übernahme auf vierzig bis fünfzig Mann angewachsen war. Das war für die Zeit der Jahreswende 1929/30 eine beachtliche Streitmacht, und wir waren mit Abstand die größte Ortsgruppe im Gau Südhannover-Braunschweig und darüber hinaus. Das hatte zur Folge, daß die von draußen, auch aus fremden Gauen, von Celle beispielsweise, zu uns nach Braunschweig kamen, mit uns Märsche durch die Altstadt machten oder über Land fuhren.
Bei allem derartigem Engagement hatte ich persönlich mir aber auch die Frage vorzulegen, ob ich ganz der HJ oder meinem Beruf, der keine oberflächlichen Kenntnisse duldete, gehören sollte. Es ist richtig, ich habe die Hitler-Jugend meiner weiteren beruflichen Entwicklung und einem Angebot, in ein Lebertranwerk in Wilhelmshaven einzutreten, vorgezogen. Das kann heute kaum ein Mensch mehr verstehen oder gar billigen, entsprach aber einer Einstellung, die immer mehr junge und auch alte Menschen teilten. Auch die Positionen in der SA waren ehrenamtlich, andererseits aber doch so ausfüllend, daß der Beruf nicht mehr ausgeübt werden konnte. Es gab damals einen Liedtext:

„. . . Wer auf Adolf Hitler schwört, hat nichts mehr, was ihm selber gehört.“ Wir waren tief von der Überzeugung durchdrungen, daß unser Kampf über die Alternative entschied: Deutschland bolschewistisch werden zu lassen oder frei und unabhängig zu sein.
Im März 1930 endete meine Ausbildung an der Drogistenakademie, und von da an nahm die von mir eingeleitete Aufbauarbeit mich ganz in Anspruch. Wenn ich von meinen Kameraden Einsatz forderte, mußte ich ihn zuerst von mir selbst verlangen. Für mich galt der Satz: „Wenn wir den Namen unseres Führers tragen dürfen, dann muß die Jugend Adolf Hitlers gelebt werden“. Ich fühlte mich mit meinen Jungs in Kampfgemeinschaft und Kameradschaft verbunden, glaubte durch meinen eigenen Werdegang die Nöte und Sorgen ihres Jungenlebens zu kennen und zu verstehen und lernte meine Kameraden kennen in Augenblicken höchster Spannungen und Anstrengungen wie auch in den kurzen Momenten der Freude – beispielsweise bei unserer ersten gemeinsamen Weihnachtsfeier 1929 im Landhaus Thune. Innerlich versuchte ich ihnen etwas zu geben, was sie von niemand sonst erwarten durften in jener planlosen Zeit. Führen hieß für mich nicht nur vorwärtsstürmen, sondern auch mitreißen und neue Wege weisen.
Natürlich kann ich nicht alle Aktivitäten jener Zeit aufzählen, ob es sich um die Gründung der sogenannten „Reichsschar“ Anfang 1930 handelte oder um die Zusammenfassung von Ortsgruppen- und Bezirksführung in Braunschweig am 1. Februar 1930, nachdem ich von der Gauführung in Hannover zum Bezirksführer ernannt worden war. Mit der Einrichtung einer eigenen Geschäftsstelle, der ersten ihrer Art im ganzen Land Braunschweig, sollte eine Zentrale für unsere Jugendarbeit geschaffen werden, die gleichzeitig die Möglichkeit bot, sich an Heimabenden und Unterführerbesprechungen zu treffen und sich von dort aus für die Unternehmungen im Land vorzubereiten.
Es lag an der politischen Entwicklung, an Terror und Verfolgung, aber auch an den sich laufend vergrößernden Mitgliederzahlen, daß die Geschäftsstellen sehr häufig gewechselt werden mußten, zum Beispiel am Altstadtrathaus, in der Neuen Straße, am Bohlweg und am Kleinen Exerzierplatz. Im März 1930 nahmen wir an den reichsweiten

Protestaktionen gegen den Young-Plan teil, wobei am 23. März 1930 die erste Großkundgebung der Hitlerjugend in Braunschweig im „Hofjäger" stattfand, auf der unter anderem der Reichsführer der HJ Kurt Gruber sprach. Jene Protestkundgebung war ein großartiger Erfolg. Von jenem Tag an war der tote Punkt überwunden, wir wurden in steigendem Maße auch von der Parteigenossenschaft anerkannt.
Das fand seinen Niederschlag in meiner Ernennung zum Gauführer durch die Reichsleitung am 21. März 1930, womit meine Übersiedlung nach Hannover verbunden war. Damit ergab sich für mich eine enorme Ausweitung meines Tätigkeitsbereiches, den ich zunächst bereiste. Anfangs fand das nur mit dem Fahrrad oder gar zu Fuß statt, etwas später mit einem kleinen Motorrad der Gauleitung. Übernachtungen und Verpflegung gab es grundsätzlich bei unseren Bauern. Trotz aller Beschwernisse war das eine herrliche Zeit – nur, wer glaubt das heute noch? Wahrscheinlich würde man heutzutage entweder als „Spinner" oder als „armer verführter Jugendlicher" bezeichnet werden.
Die äußere Formung der Organisation mußte ebenso vorgenommen und vorangetrieben werden wie der Ausbau der weltanschaulichen und kulturellen Schulung. Der Ausrichtung dienten Gautage, zum Beispiel im Mai 1930 in Thiede, Generalappelle im Juni 1930 im Braunschweiger „Keglerheim", Kulturkundgebungen Pfingsten 1930 in Weimar und Zeltlager im Juli 1930 im Solling. Daß darüber die alltäglichen Auseinandersetzungen mit den ideologischen Gegnern nicht zu kurz kamen, dafür sorgten jene Gegner selbst zur Genüge, so am 10. Juli 1930 mit einem Überfall in der Pockelsstraße. Wir kamen abends aus unserem Heim am Kleinen Exerzierplatz, der damals unbebaut war. In der Dunkelheit hatten sich an die fünfzig politische Gegner dort verteilt. Ich befahl keine Einzel- oder Teilrückzüge, sondern den Heimweg in geschlossener Formation zurückzulegen. An der Okerbrücke geschah es. Man wollte mich wie die anderen über das Brückengeländer in den Fluß werfen. Ich klammerte mich fest und wurde erbärmlich geschlagen. Mein Freund Kurt Brasche aus Thiede lag in der Oker, nachdem man ihn wüst in den Unterleib getreten hatte. Ein Arzt, der gleich neben der Brücke wohnte, verweigerte jedwede Behandlung. Ich wurde sehr unwirsch und später wegen einer

Beleidigung von der Ärztekammer angezeigt. Insgesamt kostete uns diese Schlägerei drei Schwer- und etliche Leichtverletzte.
Eine Aktion, die später legendär werden sollte, unternahmen wir im Mai 1930: Wir nahmen uns das Recht heraus, täglich durch die „roteste Straße“ Braunschweigs, die Lange Straße, zu marschieren. Es war schon „mulmig“, an der Spitze der Kolonne zu sein, aber die Durchmärsche erfolgten ohne besondere Zwischenfälle, da sie zu plötzlich und unvorbereitet kamen. Unrat, Blumentöpfe und Kübel heißen Wassers und Urins aus den Fenstern werfende Weiber mobilisierten mit ihrem Gebrüll die übrige Meute, ohne daß diese den Mut fand, uns anzugreifen. Diesen „Marsch durch die Lange Straße“ konnten wir getrost als großen moralischen Erfolg werten.
Es war das damals für uns schon eine großartige Zeit: wir waren jung, voller Idealismus und Schwung, wir wollten kämpfen und arbeiten und natürlich auch siegen – und das trotz aller Anfeindungen, Gefahren und auch Verbote.
Über Pfingsten 1931 fuhr ich mit meiner Braunschweiger Hitler-Jugend zu den Bodensteiner Klippen; es war das sowohl eine Wander- als auch Werbefahrt, wollten wir doch unsere Gedanken bis in die fernsten Winkel des Gaues tragen. An der preußischen Grenze mußten wir unsere Braunhemden ausziehen, da in Preußen wieder einmal Uniformverbot herrschte, und so setzten wir unsere Fahrt fort mit verdecktem Koppelschloß, nur mit Hose, Schuhen und schwarzem Halstuch bekleidet. In Lutter am Barenberge wurden die Hemden wieder angezogen, und weiter ging's.
Vor meiner endgültigen Übersiedlung nach Hannover, wo ich gleichzeitig auch die Führung der Gefolgschaft Groß-Hannover übernahm, nahmen wir am 21./22. Februar 1931 am 1. Gauparteitag in Braunschweig teil. Wenn die Partei zur Gemeinde- und Reichstagswahl am 1. März 1931 der Braunschweiger Bevölkerung die Schlagkraft der Bewegung vor Augen führen wollte, mußte die Hitler-Jugend ihre ganze Kraft aufbringen, um das gleiche für die noch abseits stehende Jugend zu erreichen. Daher zog ich aus allen Teilen des Gaues die HJ in größtmöglicher Stärke nach Braunschweig, so daß am 22. Februar außer über 10000 Mann SA auch mehr als 1500 Hitlerjungen durch die Stadt und auf dem Schloßplatz an Adolf Hitler vorbeimarschier-

ten. Diese relativ hohe Zahl wurde aus dem eigenen Gau erreicht. Dazu kamen Teilnehmer aus anderen Gauen, unter anderem auch aus Schleswig-Holstein. Die Hitler-Jugend aus Dithmarschen reiste komfortabel in einem sehr großen Leichenwagen, also gut getarnt und trotzdem ohne Braunhemd, da in Preußen keine Uniformen getragen werden durften. Der Führer dieser Gruppe war der spätere Gebiets- und Obergebietsführer Hubert Meyforth, den ich später als eines der größten Führertalente der Hitler-Jugend insgesamt ansah.
Ich möchte das Kapitel „Braunschweig" nicht abschließen, ohne einige Männer erwähnt zu haben, die damals so oder so eine gewisse – wenn auch nur lokale – Rolle gespielt haben. Natürlich waren da zuerst meine HJ-Kameraden. Zwar haben aus ihren Reihen später keine „Spitzenfunktionen" übernommen; immerhin war einer der ältesten HJ-Führer in Braunschweig, Walter Fuhst, später Gebietsführer in Kassel, bis er Soldat wurde. Aber ohne die Arbeit von Männern seines Schlages, eines Walter Jacobs, Fritz Overbeck, Günter Fey oder Wolfgang Brandes und anderen, wären die damaligen Aktivitäten letztlich nicht denkbar gewesen. Mit ihnen verband und verbindet mich darüber hinaus aber auch die Erinnerung an viele gemeinsame schöne Stunden und Ereignisse. Ich muß auch die SA-Männer und Parteigenossen aus jenen Tagen nennen, mit denen wir zusammen kämpften und im allgemeinen auch gut zusammenarbeiteten.
Allen voran war das Kurt Schmalz, von Beruf Konditor, später unter Rust stellvertretender Gauleiter in Hannover. Er war 1906 in Frankfurt/Oder geboren und bereits 1925 in die NSDAP eingetreten, so daß er eine sehr niedrige Mitgliedsnummer unter 10000 hatte. Seit 1928 war er Kreisleiter in Braunschweig und im Grunde ein einfacher Mensch, aber gerade das machte seine Erfolge erklärlich. Für die Marschierer aus den verschiedensten Bereichen der Arbeiter- und kleinen Angestelltenschaft war er einer aus ihren Reihen. Unsere Zusammenarbeit war auch deshalb gut, weil er jede Möglichkeit dazu suchte und weil er immer bereit war, mir behilflich zu sein. Wir beide hatten auch insofern ein gemeinsames Schicksal, als wir mittags häufig zu irgendwelchen Mittagstischen eingeladen wurden, er mal bei einem Metzger, ich mal anderswo. Und wenn wir nichts hatten, aßen wir in der Nähe des damaligen Hauptbahnhofs in einer kleinen Wurstbude

ein Würstchen mit Brot. Solche kleinen Erlebnisse verbanden auch.
Oder ich denke an meinen ersten Gauaufmarsch am 26./27. September 1931 in Bad Harzburg, der insoweit eine Sensation über den Gau hinaus war, als wir mit über 1500 Hitlerjungen aus dem ganzen Gau aufmarschierten. Auch da spielte Kurt Schmalz eine Rolle, wenn er auch etwas hinter einem anderen Mann zurücktrat: einer der drei Reichswehroffiziere von Ulm, der SA-Oberführer Ludin, zuletzt deutscher Gesandter in der Slowakei, war ebenfalls dabei. Schmalz war ein guter Kamerad. Vor allem hatte ich alle Hochachtung vor seinem grenzenlosen Idealismus und seiner Einsatzbereitschaft. Aber letzten Endes sprachen wir zwei Sprachen. Ich war eben ein bißchen barocker Natur, er dagegen war nüchterner. Und so blieb unser Verhältnis immer sehr korrekt und kameradschaftlich, aber eine enge Freundschaft entstand daraus nicht.
Ein anderer sehr bekannter Mann war der SA-Standartenführer Reinhard Krügel, ein im Grunde genommen kleines Männchen, das aber „oho“ war. Im Ersten Weltkrieg war er Feldwebel gewesen. Als ich nach Braunschweig kam und mit dem Aufbau der Hitler-Jugend begann, war er bereits SA-Führer. Er machte aus der SA eine schlagkräftige Truppe, und wenn in dem schon mehrfach erwähnten „Hofjäger“ eine Versammlung war, konnte sie nur durchgeführt werden mit dem SA-Sturm, den er befehligte. Denn jede Versammlung, jeder Aufmarsch wurde gestört und zum Teil so gestört, daß man abbrechen mußte. Die Macht der kommunistischen Partei war in Braunschweig besonders beachtlich, und wir mußten uns oft genug mit den Fäusten unserer Haut wehren. Später holte ich Krügel nach Köln und ernannte ihn zum Leiter der Gebietsführerschule in Mehlem am Rande von Godesberg. Das war die zweite voll existierende Führerschule der HJ. Die erste war in Flechtorf, auf dem Wege zwischen Braunschweig und dem heutigen Wolfsburg, gewesen, die wir am 1. April 1932 als Gauführerschule „Albert-Leo-Schlageter-Haus“ der Hitler-Jugend in der Burg Campen einrichteten und die im Juli 1932 von der Reichsführung der HJ als Reichsführerschule übernommen wurde.
Aus jenen Tagen existiert eine interessante kleine Fotografie: damals

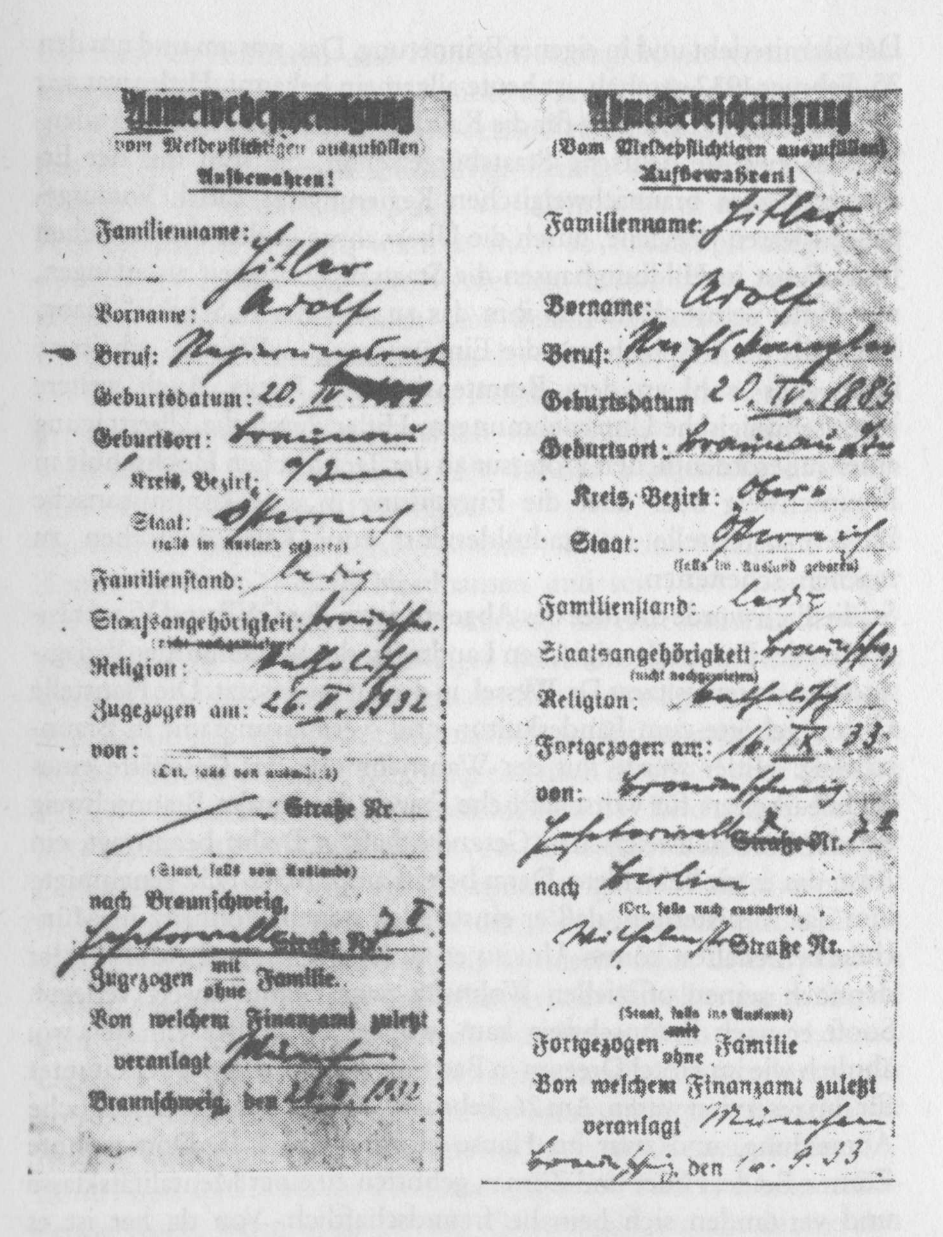
erschien in Flechtorf der seinerzeitige Bundesführer der HJ, Theodor Adrian von Renteln, ein großartiger Mann, der allerdings mit der Jugend und Jugendarbeit bis dahin wohl wenig zu tun gehabt hatte. Das Bild zeigt Renteln zusammen mit mir und meinem Adjutanten Walter Fuhst und Herrn Busch, dem Eigentümer des von uns gepachteten Anwesens.
Nicht vergessen möchte ich einen Mann, der als „Rucksackmajor" in die Geschichte der Kampfzeit des Gaues Südhannover-Braunschweig Eingang gefunden hat. Es war Karl Dincklage, ein Vorbild an Idealismus, der mit Fahrrad und Rucksack durch die Kreise und den Gau fuhr, seine eigenen Versammlungen selbst plakatierte und in den Dörfern sprach. Dabei lag das Schwergewicht seines Wirkens allerdings mehr im Hannoverschen. Er starb bald, am 7. Oktober 1930, und wurde in Braunschweig beigesetzt. Adolf Hitler nahm an der Trauerfeier teil und dankte seinem treuen Gefolgsmann.
Ein ungewöhnlich aktiver Mann war der ehemalige Rechtsanwalt Friedrich Alpers. Er war 1901 in Sonneberg bei Braunschweig geboren und wurde 1930 Mitglied des braunschweigischen Landtages, im Mai 1933 dann Staatsminister für Justiz und Finanzen im Kabinett Klagges. Dort war er, so beurteile ich jedenfalls die Situation, der tonangebende Mann. Zu meiner Zeit war er der oberste SA-Führer in Braunschweig. Ich habe seinen Lebensweg noch oft gekreuzt. Auf Grund seiner Jagdliebhaberei war er mit Hermann Göring befreundet, und die Idee des Reichsjägerhofes in der Buchhorst bei Braunschweig-Riddagshausen geht auf ihn zurück. Alpers war ein quicklebendiger Typ, immer in Fahrt und ein hervorragender Volksredner. Er war auch ein sportliches Energiebündel: davon zeugt die Tatsache, daß er sofort, als die Luftwaffe aufgestellt wurde, als Freiwilliger sämtliche Pilotenscheine machte, was natürlich gerade der Jugend sehr imponierte.
Ganz anders geartet war Dietrich Klagges, 1891 im Forsthaus in Ostheide geboren und von Beruf Mittelschullehrer, unter anderem in Wilster, in Dithmarschen und in Benneckenstein im Harz. Am 15. September 1931 wurde er als Nachfolger des zurückgetretenen Dr. Franzen braunschweigischer Innen- und Volksbildungsminister. Er focht eine sehr harte Klinge, und es gab oft Zusammenstöße. Hier wirkten sich wahrscheinlich irgendwelche Komplexe aus, die er durch

überforsches Auftreten und Handeln auszugleichen versuchte. Im Umgang mit der Bevölkerung konnte er den Schulmeister eigentlich nie ablegen, stets hatte er den erhobenen Zeigefinger dabei. Sicherlich war er ein gescheiter Mann, eifrig, fleißig, aber ohne irgendein Charisma. Er strahlte nichts aus. Vielleicht hätte er einen höheren Popularitätsgrad erreicht, wenn er nicht so verkrampft aufgetreten wäre, wenn er sich, wie man heute sagt, besser hätte „verkaufen" können. Daran änderte auch sein betont soldatisches Auftreten nichts, im Gegenteil: im Stahlhelm der SS, den er Gott sei Dank nur bei Vereidigungen und ähnlichen Anlässen trug, wirkte er ganz und gar unsoldatisch. Er war letztlich kein Volks- und Parteiführer, sondern eher der Oberlehrer des Landes Braunschweig, dessen Ministerpräsident er bis 1945 blieb.

Ein weiterer „Mann der ersten Stunde" in Braunschweig war Ernst Zörner, geboren 1895 in Nordhausen und seit 1924 selbständiger Kaufmann in Braunschweig. 1928 wurde er das erste nationalsozialistische Mitglied der Braunschweiger Stadtverordnetenversammlung sowie 1930 Mitglied und Präsident des Braunschweigischen Landtages und damit der erste Nationalsozialist als Parlamentspräsident im Reich. 1932 zog er in den Reichstag ein, nach der Wahl vom 21. März 1933 war er einer der drei Vizepräsidenten des Reichstages. Im Juli 1933 wurde er Oberbürgermeister von Dresden, und als Präsident der Durchführungsstelle für die Neugestaltung der Reichshauptstadt Berlin war er Stellvertreter Speers, des „Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt". Zörner war Voll-Braunschweiger. Er entsprach in seinem Naturell ganz den Vorstellungen der Bevölkerung, während man das weder von Klagges noch von Franz Groh sagen konnte. Letzterer, ebenfalls nationalsozialistischer Landtagsabgeordneter, war von Beruf Obersteuersekretär und ein Idealist, ein ganz brauchbarer Redner, korrekt und brav, aber letzten Endes doch etwas farblos.

Zörner nun spielte bei der Einbürgerung Adolf Hitlers eine entscheidende Rolle, wenn auch für die Öffentlichkeit mehr hinter den Kulissen. Ich habe jene Vorgänge damals natürlich mit wachen Sinnen verfolgt, war aber zu der Zeit bereits nicht mehr in Niedersachsen. So selbstverständlich es für mich war, keine Reise nach oder von Berlin ohne Unterbrechung in Braunschweig gab, so wenig habe ich alle

Details miterlebt und in eigener Erinnerung. Das, was am und um den 25. Februar 1932 geschah, ist heute allgemein bekannt. Hitler war seit 1925 staatenlos, benötigte für die Kandidatur um das Reichspräsidentenamt aber die deutsche Staatsbürgerschaft, die ihm mit der Ernennung zum braunschweigischen Regierungsrat zufiel. Vorausgegangen waren Versuche, durch die Übernahme in den thüringischen Justizdienst in Hildburghausen die Staatsangehörigkeit zu erlangen, was Hitler selbst abwies, da ihm das zu sehr nach „Schilda" klang. Ebenfalls im Gespräch war die Einbürgerung in Weimar, scheiterte dann aber wohl an dem Beamtensinn Dr. Fricks. Auch weitere braunschweigische Unternehmungen, Hitler durch die Übertragung einer außerordentlichen Professur an der Technischen Hochschule in Braunschweig oder über die Einweisung in eine kommissarische Bürgermeisterstelle in Stadtoldendorf zum Reichsdeutschen zu machen, scheiterten.
Schließlich wurde die Idee des Abgeordneten der DVP und Vizepräsidenten des Braunschweigischen Landtages, des Wolfenbüttler Verlags- und Druckereibesitzers Dr. Wessel, in die Tat umgesetzt. Die Planstelle Hitlers gehörte zum Landeskultur- und -vermessungsamt in Braunschweig. Hitler wurde mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Sachbearbeiters für wirtschaftliche Fragen des Landes Braunschweig bei der braunschweigischen Gesandtschaft in Berlin beauftragt, ein Amt, das er nie bekleidete. Denn bereits am 1. März 1932 genehmigte ihm das Ministerium, daß er einstweilen seinen Wohnsitz in München beibehalten könne. Um so erstaunlicher ist, daß Adolf Hitler dennoch seinen offiziellen Wohnsitz nach Braunschweig verlegte. Sooft er nach Braunschweig kam, wohnte er im Börsenhotel, wo, ähnlich wie im Hotel Dreesen in Bad Godesberg, immer zwei Zimmer für ihn reserviert waren. Am 26. Februar 1932 erfolgte eine polizeiliche Abmeldung, und zwar im Hause Hohetorwall 7 II. Dort wohnte Zörner. Beide, Hitler und Zörner, gehörten zu einer Mentalitätsklasse und verstanden sich beinahe freundschaftlich. Von da her ist es durchaus verständlich, daß Zörner bei den Vorgängen um die Einbürgerung und Anmeldung aktiv beteiligt war.
So arrangierte er eine Zusammenkunft seines Schwagers Carl Heimbs, Vorstandsmitglied der DVP und eine einflußreiche Persönlichkeit in



Anmeldebescheinigung
(vom Meldepflichtigen auszufüllen)
Aufbewahren!

Familienname: Hitler
Vorname: Adolf
Beruf: Regierungsrat
Geburtsdatum: 20. IV.
Geburtsort: Braunau
Kreis, Bezirk: a/Inn
Staat: Österreich
(falls im Ausland geboren)
Familienstand: ledig
Staatsangehörigkeit: Braunschw.
(nicht nachgewiesen)
Religion: katholisch
Zugezogen am: 26. II. 1932
von:
(Ort, falls von auswärts)
Straße Nr.
(Staat, falls vom Auslande)
nach Braunschweig,
Hohetorwall Straße Nr. 7a
Zugezogen mit/ohne Familie.
Von welchem Finanzamt zuletzt veranlagt München
Braunschweig, den 26. II. 1932

Abmeldebescheinigung
(Vom Meldepflichtigen auszufüllen)
Aufbewahren!

Familienname: Hitler
Vorname: Adolf
Beruf: Reichskanzler
Geburtsdatum 20. IV. 1889
Geburtsort: Braunau a/Inn
Kreis, Bezirk: Ober-Ö.
Staat: Österreich
(falls im Ausland geboren)
Familienstand: ledig
Staatsangehörigkeit: Braunschw.
(nicht nachgewiesen)
Religion: katholisch
Fortgezogen am: 16. IX. 33
von: Braunschweig
Hohetorwall Straße Nr. 7a
nach Berlin
(Ort, falls nach auswärts)
Wilhelmstr. Straße Nr.
(Staat, falls ins Ausland)
Fortgezogen mit/ohne Familie
Von welchem Finanzamt zuletzt veranlagt München
Braunschweig, den 16. 9. 33

Adolf Hitler wird deutscher Staatsbürger (20. Februar 1932). Interessant sind die Berufsbezeichnungen 1932 und 1933.

der Industrie- und Handelskammer Braunschweig, mit Hitlers Rechtsberater Hans Frank, dem späteren Reichsminister und Generalgouverneur in Polen, der von der Partei eigens nach Braunschweig entsandt worden war, um die Einbürgerung voranzutreiben. Durch diese Initiative Zörners wurde die bis dahin ablehnende Haltung der bürgerlichen Parteien in Braunschweig überwunden. Es gibt heute neben einem Telegramm Hitlers an Zörner, „Bitte mich als Ihr Untermieter anzumelden", die An- und Abmeldebescheinigung. Die Originale sind dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen, die Abbildungen liegen aber vor. Ich möchte sie nicht übergehen, obwohl ich, wie gesagt, direkt nicht mit der Angelegenheit befaßt war. Da die Meldezettel bislang so gut wie unbekannt waren, sollen sie hier der Vergangenheit entrissen werden. Auch damals waren sie nur wenigen Zeitgenossen bekannt. Immerhin, gut anderthalb Jahre war Adolf Hitler in den amtlichen Einwohnerlisten Braunschweigs verzeichnet und abgemeldet am 16. September 1933 als Reichskanzler, Berlin, Wilhelmstraße. Es kann als sicher angenommen werden, daß dieses Datum in ursächlichem Zusammenhang steht mit der Berufung und dem Umzug Zörners nach Dresden. Ebenso sicher ist, daß dies Adolf Hitlers letzte amtliche Ummeldung war.
Bei der Aufzählung bestimmender Persönlichkeiten jener Tage komme ich nicht umhin, wenn auch nicht im Sinne eines Kontrastprogramms, ebenso die Repräsentanten der damaligen Gegenseite zu berücksichtigen. Man kam damals nicht an ihnen vorbei, und sie haben uns das Leben weiß Gott nicht leicht gemacht. Wenn ich den sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Heinrich Jaspers erwähne, geboren 1875 in Dingelbe und von 1927 bis 1930 an der Spitze des Freistaates Braunschweig, dann allerdings nicht, weil wir von der Braunschweiger Hitler-Jugend mit ihm direkte Kontakte gehabt hätten. Wohl aber hatte ich – allerdings mehr durch Zufall – einmal mit Otto Grotewohl eine persönliche Begegnung. Er war bekanntlich gebürtiger Braunschweiger (1894) und gelernter Buchdrucker. Er spielte in der Sozialdemokratie Braunschweigs in der Weimarer Zeit eine wichtige Rolle, auch als Minister. Eines Tages trafen wir uns in einem Dorf in der Nähe Braunschweigs. Ich hatte dort eine Versammlung und war als Redner angesagt. Diese Versammlung wurde dann

von Grotewohl, der mit einer großen Streitmacht erschienen war, der wir zahlenmäßig nichts entgegenzusetzen hatten, von Anfang an gestört. Er war also mein Gegenredner. Daß er später nach dem Krieg, die SPD verriet und damit erst die ostdeutsche Einheitspartei zuließ und selbst zum ersten Ministerpräsidenten eines zweiten deutschen Staates wurde, konnten wir damals natürlich nicht ahnen. Immerhin habe ich oft an ihn gedacht, als der ehemalige Leiter der Krankenkasse in Braunschweig zu solchem Amt kam.

2. Sturmfest und erdverwachsen: Hannover 1931/32

Es war für die stetig aufwärtsstrebende Entwicklung der Hitler-Jugend in Niedersachsen wichtig, auch die Organisation Schritt halten zu lassen. Wie notwendig dies war, zeigen die Zahlen, nach denen von März 1930 bis August 1931 die 7 Ortsgruppen im Gau von 98 Mitgliedern auf 115 Ortsgruppen mit rund 2000 Mitgliedern anwuchsen, die in fünfzehn Bezirke aufgeteilt waren. Bereits Ende 1931 war der Bestand auf 165 Ortsgruppen mit 2500 Mitgliedern gestiegen. Eine erfolgreiche Arbeit setzte für den Gauführer vor allen Dingen eine Zentralisierung dergestalt voraus, daß ich im Interesse der künftigen Entwicklung der Gauführung nach Hannover übersiedelte. Nicht zuletzt war natürlich auch die räumliche Nähe zur Gauführung der NSDAP mit ausschlaggebend für diese Maßnahme. So fügte es sich glücklich, daß der Gauleiter Bernhard Rust uns in seinem Privathaus in Hannovers Waldhausenstraße im zweiten Stock ein Arbeitszimmer zur Verfügung stellte, von dem aus wir die ständig wachsende Arbeit erledigen und lenken konnten.
Die hatte bereits im Herbst 1930 in verstärktem Maße begonnen. Die Reichstagswahl vom 14. September 1930 hatte der NSDAP mit dem sensationellen Anstieg der Mandate von 12 auf 107 einen Riesenerfolg gebracht. Ihn betrachteten wir als Verpflichtung für eine noch intensivere Arbeit und der Gründung neuer HJ-Ortsgruppen.
Als Auftakt jenes neuen Abschnitts und gleichzeitig für die innere Ausrichtung schuf ich monatliche „Führer-Briefe“ als Schulungsblätter für die Führerschaft des Gaues. Der gegenseitige Austausch von

Meinungen, die Berichte über die Arbeit in den Formationen sollte den Führern innere Festigung geben und sie in die Lage versetzen, über alles, was an sie herantrat, ein klares Urteil zu gewinnen. Es ging mir, kurz gesagt, in diesen Blättern um die Erziehung geschulter HJ-Führer. Jetzt, am 18. März 1931, erschien zum erstenmal in Niedersachsen eine eigene Jugendbeilage der „Niedersächsischen Tageszeitung“ als Organ der NSDAP unter dem Titel „Der Hitlerjunge“. Diese Beilage erhielt ausschließlich von der Hitler-Jugend ihre Gestaltung und lieferte uns trotz der stets schwierigen finanziellen Lage wertvolles Propagandamaterial für unsere eigenen Angehörigen wie auch für die Jugendlichen, die wir für unsere Bewegung gewinnen wollten, wie zum Beispiel die Jungarbeiter, an die wir in Betrieben und Berufsschulen herantraten mit dem Erfolg, daß im Juni 1931 die niedersächsische HJ einen der stärksten Gaue im Reich bildete: In der Zahl der Ortsgruppen lagen wir an erster, bei den Mitgliedern an dritter Stelle. Unsere Mitgliedschaft setzte sich zu achtzig Prozent aus Jungarbeitern, Lehrlingen, kaufmännischen Angestellten und Jungbauern sowie zehn Prozent Schülern zusammen.

Vielleicht hat man sich später, sicherlich aber heute, großenteils falsche Vorstellungen vom Umfang, der Intensität und den Schwierigkeiten unserer damaligen Arbeit gemacht. Natürlich war es nicht allein damit getan, singend durch die Straßen zu marschieren oder Heimabende zu veranstalten. Es galt auch, Plakate zu kleben, Flugblätter zu verteilen, Ortsgruppen zu gründen und zu organisieren, andere zu besuchen, Organisations- und Führertagungen abzuhalten, Schulungs- und Werbeveranstaltungen durchzuführen und noch vieles mehr. All das erforderte den Einsatz der ganzen Person und Persönlichkeit, es setzte aber auch und vor allem Mut zur Entscheidung, Verantwortungsbewußtsein und Phantasie voraus. Als Beispiel gerade für letzteres mögen die sogenannten „Zehn-Minuten-Redner“ gelten, die ich im November 1931 einführte. Es hatte sich nämlich ein starker Mangel an geeigneten und geübten Rednern in unseren Reihen herausgestellt.

Wohl wußte ich, daß die Voraussetzungen für die Heranbildung geschulter HJ-Redner nur in langer Schulungsarbeit unter anstrengendem Einsatz von entsprechenden Lehrkräften geschaffen werden konnten. So wichtig diese Aufgabe auch war, konnte sie doch vorerst

nicht vorrangig bewältigt werden. In der damaligen Situation war die Hauptsache, mit Hilfe unserer Propagandamittel die Jugendlichen zu gewinnen und so die gegnerischen Jugendorganisationen in die Knie zu zwingen. Für diese Aufklärungs- und Propagandaarbeit brauchten wir Redner. So stellte ich den Bezirks- und Gefolgschaftsführern die Aufgabe, sich selbst und andere Unterführer zu solchen „Zehn-Minuten-Rednern" heranzubilden. Den dafür in Frage kommenden Kameraden wurden Zweck und Ziel des gesprochenen Wortes und der Aufbau einer Rede erklärt. Die Ausbildungserfolge waren für die kommende Arbeit ausreichend genug. Darüber hinaus gab der Gedanke der neuen Propagandamethode für viele HJ-Führer Anregung, ihrerseits in den von ihnen geführten Formationen ähnliche Propagandamöglichkeiten zu schaffen.
Trotz aller guten Ergebnisse unserer Arbeit und trotz allen Einsatzes wurden wir nie eine Sorge los, nämlich die der finanziellen Schwierigkeiten und des ständigen Geldmangels. Einesteils war das gut so, denn erst unter diesen Umständen zeigte sich der echte Opfersinn des einzelnen. Andererseits reichte es bei aller Opferfreudigkeit oft doch nicht. Daher versuchte ich auf eine andere Weise, wenigstens zu etwas Geld zu kommen. Ich legte für Dezember 1931 in verschiedenen HJ-Bezirken Werbeabende fest, an denen Lose einer HJ-Lotterie verkauft werden sollten. Der erste Probeabend fand am 5. Dezember 1931 im Braunschweiger „Hofjäger" statt. Bis zu der entscheidenden Pause, der wir natürlich entgegenfieberten, wurden die Gäste mit verschiedenen Darbietungen unterhalten, wie mit Volkstänzen der Mädel, Sprechchören, lebenden Bildern und dergleichen. In der Pause wurden dann die Lose verkauft mit dem Hinweis, daß der Überschuß für den Aufbau der Hitler-Jugend verwendet werden sollte. Die erforderlichen Gewinne waren von Geschäftsleuten gestiftet worden, die der Partei angehörten. Und wirklich brachte uns die Lotterie einen ansehnlichen Betrag ein. Von dem Erfolg ermutigt, bereitete ich auch in einigen anderen Städten des Gaues ähnliche Werbeabende mit Verlosung vor, die uns wenigstens für einige Zeit über die gröbsten Schwierigkeiten hinweghalfen.
Ein weiterer Beleg gerade für die intensive Arbeit des Jahres 1931 sind beispielsweise die Veranstaltungen des Monats Juni, in dem jeder Tag

ausgefüllt war mit teilweise mehreren Ereignissen. Ich selbst sprach auf nicht weniger als 25 Kundgebungen, in Versammlungen, an Schulungs- und Heimabenden im ganzen Gau. Die Veranstaltungsfolge verdeutlicht, daß die Aufmärsche und Versammlungen in dem Gebiet zwischen Göttingen und der braunschweigischen Exklave Thedinghausen sowie zwischen Blankenburg am Harz und Bad Pyrmont stattfanden. Dazwischen lag am 7. Juni eine Jungvolkführertagung und vier Tage später ein Schulungsabend des Bezirks Groß-Braunschweig. Am 12. Juni sprach Baldur von Schirach in Braunschweig vor Studenten, und eine Woche danach veranstalteten wir eine Sonnenwendfeier auf dem Heeseberg bei Jerxheim.
Im Juli 1931 rief ich zu einer neuen großen Propagandaaktion auf: Im Gau sollten in den nächsten vier Monaten 1000 neue Hitlerjungen geworben werden. Höhepunkt der Kampagne war das 4. Gautreffen der niedersächsischen Hitlerjugend am 26. und 27. September 1931 in Bad Harzburg. Im Geleitwort der Festschrift schrieb ich: „Nun treten wir an zum Endkampf. Unser Gautag wird uns zum letzten Male, vor unserem Tag, in dieser Stärke zusammengeführt haben. Noch einmal geloben wir, jetzt in entscheidender Stunde unsere ganze Kraft der Bewegung unseres Führers Adolf Hitler und damit Deutschland zur Verfügung zu stellen." Als ich diese Worte niederschrieb, wußte ich natürlich nicht, daß schon nach sechzehn Monaten dieses Bekenntnis Wirklichkeit werden sollte. Die Veranstaltungen des Gautreffens selbst sahen unter anderem die Übergabe von einer Gau- und drei Gefolgschaftsfahnen sowie zwölf Wimpeln durch den Reichsführer der Hitler-Jugend, Kurt Gruber, vor. Leichtathletische und wehrsportliche Wettkämpfe, eine Gefallenenehrung, die Verlesung eines Manifestes Kurt Grubers, das mit den Worten endete: „Jugend, hierher, Adolf Hitler führt!", das am selben Tage im ganzen Reich bei allen HJ-Einheiten bekanntgegeben wurde, sowie ein abschließender Vorbeimarsch an Gruber bildeten die einzelnen Veranstaltungen. Dazu gehörte aber auch ein mit dem Niederländischen Dankgebet eingeleiteter Feldgottesdienst am Sonntagmorgen.
Nach diesem eindrucksvollen Treffen, dem innerhalb von vierzehn Tagen am 11. Oktober das Ereignis der sogenannten „Harzburger Front" folgte, erlebte Niedersachsen am 18. Oktober in Braunschweig

zum drittenmal einen nationalsozialistischen Aufmarsch, welcher der größte der Kampfzeit war: 104000 SA- und SS-Männer marschierten sechs Stunden lang auf dem Schloßplatz an Adolf Hitler vorbei. Das Treffen war eine Reaktion auf die „Harzburger Front", aber auch Ersatz für den 1931 wegen der vielen Wahlen und der politischen Lage ausgefallenen Parteitag. Gemessen an der Zahl der SA- und SS-Männer war die der HJ-Abordnungen bescheiden. Dennoch waren es 300 Mädel und knapp 5000 Jungen, die ebenfalls mitmarschierten. An der Spitze der rund 3000 Kameraden aus unserem Gau nahm ich an dem unvergeßlichen Ereignis teil.
So konnten wir zum Jahreswechsel 1931/32 den größten Erfolg feststellen, den die Hitler-Jugend seit ihrem Bestehen im Gau zu verzeichnen hatte. Das brachte ich in einem Appell zum Ausdruck, den ich aus diesem Anlaß an die weiblichen und männlichen Angehörigen der niedersächsischen Hitler-Jugend richtete. Darin konstatierte ich, daß die gesamte deutsche HJ im Jahre 1931 einen unvergleichlichen Aufstieg – von 20000 auf 50000 – zu verzeichnen gehabt habe. Der Anstieg im Gau Südhannover-Braunschweig sah eine Verdreifachung der Mitgliederzahlen von 800 auf rund 3500. So war gerade in dem verflossenen Jahr der Grundstein einer planmäßig einsetzenden Erziehungs- und Schulungsarbeit gelegt, die Festigung zu einer innerlich wie äußerlich geformten Jugendbewegung, einer Gemeinschaft der Tat und Pflichterfüllung.
Ich erinnerte aber auch daran, daß das neue Jahr 1932 uns neue Pflichten und Anforderungen auferlegen werde. Ich wußte allerdings auch, daß ich nun nicht mehr mit einigen wenigen allein stand, sondern mit einer entschlossenen Schar von Führern, Mitarbeitern und Gefolgsleuten, die nicht nur Inhaber eines Mitgliedsausweises waren, sondern auch Besitzer einer Idee. In diesem Bewußtsein und um unseren Parolen durch stete und systematische Wiederholung propagandistische Wirkung zu verleihen, aber natürlich auch in der Hoffnung auf den baldigen Sieg, schloß ich den Appell mit den Worten: „Jugendgenossen! Auf! Marschiert, kämpft und tut eure Pflicht! Für Arbeit, Ehre und Brot! Für den deutschen Sozialismus! Für die Befreiung des deutschen Arbeiters! Heil Hitler! Euer Gauführer Lauterbacher."

Am 24. Januar 1932 hatte ich meine Mitarbeiter zu einer Tagung nach Hannover gerufen, um ihnen Anweisungen für einen neuen Arbeitsplan zu geben, verbunden mit Richtlinien für eine große Werbeaktion unter der Parole „Großangriff Februar 1932". Als an eben dem Tag in Berlin Herbert Norkus ermordet wurde, richtete Dr. Theodor Adrian von Renteln, seit dem 30. Oktober 1931 der neue Bundesführer der HJ, von Geburt ein Baltendeutscher, ein Mann von einem Mordsformat, aber kein Jugendführer, einen Aufruf an die gesamte Hitler-Jugend. In ihm wurde eine Verdoppelung und Verdreifachung der Werbearbeit, eine Verdrei- bis Verfünffachung der Mitgliederzahlen in der Hitler-Jugend als Rache für die Ermordung von Norkus gefordert, als Ziel die Zahl 100000 für das kommende Vierteljahr propagiert: „Noch im Frühling steht die eiserne Hunderttausend-Mann-Hitler-Jugend!" Für den Gau Südhannover-Braunschweig setzte ich das Ziel 250 Ortsgruppen mit 4000 Hitlerjungen. Dem sollte der erwähnte „Großangriff" dienen. Niemand ahnte damals an jenem 24. Januar 1932, daß es mir vergönnt sein würde, auf den Tag genau drei Jahre später als Stabsführer der Reichsjugendführung der HJ im Remter der Marienburg die Weihe von 597 Jungbannfahnen vorzunehmen.
Nunmehr, mit dem steten und schnellen Wachsen der Organisation, aber auch bedingt durch die im Reich wie in den einzelnen Ländern laufend gegebenen Verbote und Unterdrückungsmaßnahmen, schien es der Reichsführung der HJ an der Zeit, Führung und Formation noch fester zusammenzuschließen. Zu dem Zweck berief Adrian von Renteln alle Gauführer der Hitler-Jugend für Ostern 1932, den 26. und 27. März, zu einer ersten Reichsführertagung nach Braunschweig. Diese Tagung wurde lange vorher propagiert, war aber auch ebenso umstritten, da sie schließlich sozusagen hinter verschlossenen Türen in „Holsts Garten" stattfinden mußte wegen des Verbots durch den Reichsinnenminister unter Berufung auf den von Reichskanzler Brüning ausgerufenen „Osterfrieden" vom 20. März bis 3. April 1932. So wurde es eine reine Arbeitstagung, die aber von großer Bedeutung war wie selten zuvor eine Tagung der nationalsozialistischen Jugend.
Unmittelbar danach verordnete die Reichsführung für das gesamte Reichsgebiet eine vollkommene Umgestaltung der Organisation, die

natürlich auch für unseren Gau galt. Bereits am 4. April 1932 konnte ich die neue Gestaltung des Gaues bekanntgeben. Nunmehr gliederte er sich in zehn Bezirke (Braunschweig-Wolfenbüttel-Land; Hildesheim-Hameln; Goslar; Northeim; Göttingen; Gandersheim-Holzminden; Blankenburg; Groß-Hannover; Groß-Braunschweig; Mittelweser) mit insgesamt 31 Gefolgschaften und 93 Scharen. Die bisherigen „Ortsgruppen" wurden je nach Stärke nunmehr in „Scharen", „Gefolgschaften" oder „Bezirke" umgewandelt; Unterbanne und Banne gab es noch nicht. Diese Neueinteilung hat sich später als äußerst vorteilhaft erwiesen, ermöglichte sie doch eine viel bessere Übersicht über die Stärken des Gaues, der einzelnen Bezirke sowie über zu ergänzende Gefolgschaften.

Das war mehr oder weniger meine letzte große Aufgabe als Führer der Hitler-Jugend im Gau Südhannover-Braunschweig. Am 10. April 1932 ernannte mich der Bundesführer zum Gebietsführer Westfalen-Niederrhein. Am Vortage meiner Abreise erließ ich einen Abschiedsappell an alle HJ- und Jungvolkführer und an alle BDM-Führerinnen im Gau, dessen Wortlaut ich hier folgen lassen möchte, da mit jener Ernennung ein Abschnitt meines Lebens endete, den ich damals wie heute noch mit zu den schönsten und in jeder Beziehung fruchtbarsten zähle.

„Jugendgenossen! Jugendgenossinnen! Der Bundesführer der Hitler-Jugend hat mich mit sofortiger Wirkung zum Gebietsführer Westfalen-Niederrhein der HJ ernannt. Zwingende Umstände machten meinen vollen Einsatz in den mir nunmehr unterstellten fünf Gauen sofort notwendig. Ich habe das größte HJ-Gebiet des Reiches zu führen, mir sind damit die denkbar größten Aufgaben erwachsen und ist die größte Verantwortung auf meine Schultern geladen. Den Gau Südhannover-Braunschweig, mit dem ich selbst als Nationalsozialist und Führer gewachsen und geworden bin, habe ich ungern verlassen. Ich bin der Pflicht unserer herrlichen Bewegung gegenüber gefolgt, um der Idee unseres Führers Adolf Hitler zu dienen und der Organisation der Hitler-Jugend mit allen meinen Kräften und Können zu nützen und habe alles andere hintenangestellt. Ich werde hier im Industrie- und Rheingebiet die mir gegebene Mission der Reichsleitung, nämlich die Hitler-Jugend zu verfünffachen, zu erfüllen trachten.

Ihr kämpft ganz selbstverständlich mit ungeminderter Intensivität, ja mit noch größerer und verstärkter Schlagkraft weiter. Euer Gau hat jetzt rund 4000 Mitglieder. Durch die noch von mir eingeleitete Jungvolk- und BDM-Werbeaktion müssen und werden es 5000 und mehr werden. Wenn ihr tüchtig seid und euren Mann steht, habt ihr euch bis zum Herbst und bis zu meiner von mir erwünschten Rückkehr nach Südhannover-Braunschweig zahlenmäßig verdoppelt. Stattet mir diesen Dank und diese Anerkennung für meine Arbeit ab!
Auf meinen besonderen Vorschlag wird der Reichsführer den Gauorganisationsleiter Hans Kleeberg mit der vorläufigen Führung des Gaues beauftragen.
Am 1. Mai, zur Führertagung aller nationalsozialistischen Jugendführer des Gaues, bin ich in Hannover. Nun erneut an die Arbeit! Führt meine Parole: 1000 neue Jungvolk-Jungen und 500 neue BDM-Mädel bis zum letzten Hitlerjungen und -mädel durch!
Kampf, Sieg und Hitler-Heil!
Euer Lauterbacher."

III. AUFBRUCH NACH „RUHR, RHEIN UND SAAR“: HITLER-JUGEND IN KÖLN

1. Mein turbulenter Einstieg

Anläßlich der Reichsführertagung in Braunschweig war ich mit meiner HJ-Truppe, die aus den Einheiten Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Göttingen und der Umgegend bestand und die ich aus diesem Anlaß nach Braunschweig kommandiert hatte, für die Ordnung, den Aufmarsch, die Unterbringung und alles mögliche zuständig und verantwortlich. Dabei erfuhren wir seitens der Polizei erfreuliche Unterstützung, was zu dem Zeitpunkt nur in Braunschweig möglich war, weil der braunschweigische Innenminister, seit dem 15. September 1931 Dietrich Klagges als Nachfolger des zurückgetretenen Dr. Anton Franzen, ein Nationalsozialist war. Die Hilfestellung der Polizei bestand beispielsweise darin, uns einen Einsatzwagen zu überlassen. Nun hatte ich eine Spezialtruppe von ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Mann auf diesem Wagen, die überall schnell einsetzbar war. Außerdem legte ich großen Wert darauf, daß die Jungs tipp-topp uniformiert waren, und so machten sie überall einen guten Eindruck, unter anderem auch bei Adrian von Renteln.

Er beobachtete mich an jenen Tagen sehr aufmerksam, befragte mich ausführlich und wollte dieses und jenes wissen. Arglos beantwortete ich alles.

Eine Woche später bekam ich ein Telegramm, sofort nach Köln zu kommen und mich dort im Hotel „Metropol“ einzufinden. Ich würde von dem damaligen Reichsorganisationsleiter der Hitler-Jugend, Obergebietsführer Carl Nabersberg, erwartet. Das war einer meiner zahlreichen Vorgänger, ein Schülerbundsführer aus Krefeld und ein Jahr älter als ich. Er hatte ein Studium an einer Universität begonnen, es aber unterbrochen – wie etliche andere, zum Beispiel Baldur von Schirach, auch – und war mit Adrian von Renteln in die Reichsleitung der Hitler-Jugend nach München gekommen.

Seit dem 1. Mai 1931 war die HJ als geschlossene Organisation der SA-Führung und der Reichsführer der Hitler-Jugend als Bundesführer

dem Chef des Stabes unterstellt. Adrian von Renteln bezog also seine allgemeinen und höheren Weisungen von Ernst Röhm. Ich kannte Röhm natürlich auch von Kufstein her; oft genug war er dort herumgewandert. Für meine Begriffe war er ein Mordsbursche, ein Haudegen, ein sehr männlicher Typ, nicht das, was man vielleicht hinter ihm vermutete.

Also fuhr ich nach Köln und traf Nabersberg im Hotel. Er überreichte mir sofort so etwas wie eine Urkunde. Sie war von Röhm unterzeichnet und lautete: „Hiermit ernenne ich Sie zum Gebietsführer Westfalen-Niederrhein." Durch die Anpassung an die SA-Organisation waren zehn HJ-Gruppen als höchste Einheiten geschaffen worden, denen jeweils mehrere Gaue zugeordnet waren. Die Gruppen Ostland, Ost, Nord, Nordwest, West, Südwest, Süd, Mitte, Schlesien und Österreich, ferner die reichsunmittelbaren Gaue Berlin und München bestanden aus einundfünfzig HJ-Gauen im Reich und sechs in Österreich. Zu meinem Gebiet Westfalen-Niederrhein gehörten die Gaue Westfalen-Nord und -Süd, Essen, Düsseldorf und Köln-Aachen. Mich traf diese Ernennung wie der berühmte Blitz aus heiterem Himmel. Ich war schon sehr geehrt, das will ich nicht leugnen. Aber trotz aller Freude war ich auch irgendwie betroffen, weil ich nun meinen geliebten Gau Südhannover-Braunschweig verlor und verlassen mußte. Ich bin in meinem ganzen Leben eigentlich immer ein Mensch gewesen, der nicht gern auf halbem Wege aufgehört hat. Für mich war die Tätigkeit in Südhannover-Braunschweig zwar begonnen und bis zu einer gewissen Entwicklung gekommen, bis zur Einrichtung der Schule in Campen, die ja dann reichsweit bekannt und als Beispiel akzeptiert wurde. Aber ich war noch längst nicht am Ende meiner Absichten. Ich wollte aus der Schule heraus eine Führerschaft hinstellen, und was wollte ich sonst noch alles tun! Jetzt saß ich also in Köln, war plötzlich Gebietsführer. Da für uns alle eines völlig klar war, nämlich, daß Befehl eben Befehl ist, hatte ich nicht zu widersprechen oder einen anderen Vorschlag zu machen, sondern diese Aufgabe in Köln zu übernehmen.

Die Übernahme der Geschäfte sollte am nächsten Tag stattfinden nach einer gründlichen Einführung in meine Aufgaben und nach weiteren Erläuterungen über die einzelnen Gaue und ihre Gauleiter, die ich ja

alle nicht kannte, die ich aber aufzusuchen hatte. Das alles erzählte mir Nabersberg. Am nächsten Tag sollte ich beginnen und die Dienststelle des Gebietes übernehmen, die in der Mittelstraße in Köln bei der Gauleitung der NSDAP im zweiten Stock untergebracht war. Bisher amtierender Gebietsführer war ein gewisser Kaiser. Er sollte mich einweisen, wie das bei solchen Anlässen eben üblich ist. Nun war ich überfragt, warum man ihn abgelöst hatte, warum man zu dem Entschluß gekommen war, da einen anderen hinzusetzen. Kaiser hatte an sich eine zahlenmäßig ganz passable Truppe beisammen in seiner Heimatstadt Köln wie auch in Aachen. Aber auch in den übrigen Gauen gab es, so in Essen und in Bochum, ein wenig in Münster, HJ-Einheiten unterschiedlicher Stärke.

Ich glaube, man löste Kaiser ab, weil er ein ausgesprochen linker Sozialrevolutionär war. Er war nicht deutscher Nationalsozialist, eher ein marxistischer Sozialist, ein Rabauke, und hatte für die verschiedensten anderen Aufgabengebiete der Hitler-Jugend, wie beispielsweise für ihre Kulturarbeit, überhaupt keine Ader. Wahrscheinlich kam er auch mit den Gauleitern nicht zurecht. Man dürfte in München also diese Stagnation festgestellt und auch Beschwerden aus den Gauen bekommen haben. So kam es also zu der Ablösung. Ich selbst hatte Kaiser vorher kaum gesehen, vielleicht bei der Fahnenweihe anläßlich der Reichsführertagung in Braunschweig, als Adrian von Renteln am 27. März achtundzwanzig Gaufahnen übergab. Ich hatte also keinen Eindruck von ihm.

So marschierten Nabersberg und ich am nächsten Tag in die Gauleitung zum Gauleiter. Das war wichtig, denn er war für seine HJ letztlich zuständig. Die Hitler-Jugend hatte zwar eine Reichsdienststelle und unterstand einem Reichsführer der HJ, doch ganz oben dem Stabschef der SA Röhm. Aber seinerzeit war sie faktisch eben doch sehr stark an die Gauleitung und den Gauleiter gebunden. Sie war zwar kein Gauamt, aber der HJ-Führer war seinem Gauleiter verpflichtet. In dem Fall war ich nun wiederum abhängig von einer ganzen Reihe von Gauleitern. Das war für mich ein Novum, denn ich hatte bis dahin nur mit einem einzigen zu tun gehabt. Und nun begann es also in Köln mit dem dortigen Gauleiter Grohé.

Auf mich machte er einen recht sympathischen Eindruck. Es fiel mir auf, daß er mit der Ablösung Kaisers nicht einverstanden war. Und

deshalb war die Unterhaltung mit Grohé etwas hölzern. Weder mich noch den Vertreter der Reichsleitung der HJ, den Herrn Nabersberg, begrüßte er besonders, sondern sagte nur: „Na, bitte, Befehl ist Befehl, also bitte schön . . .“, und wir gingen allein eine Etage höher.

Da saß also der Gebietsführer Kaiser. Der war nicht vorgewarnt und im voraus informiert, so daß auch ihn der Blitz aus heiterem Himmel traf. Nun war Kaiser, und das wußte ich schon vorher, ein echtes Kölsches Kind, fünf bis sechs Jahre älter als ich und ein „Nationalbolschewist“. Spätestens in der Unterhaltung wußte ich, daß er nicht war, was ich mir unter Hitler-Jugend vorstellte. Aber ich mußte mit den Gegebenheiten fertig werden. Bezüglich der Übergabe wandte er ein, das sei nicht so ohne weiteres möglich. Der Hinweis Nabersbergs, daß der Ablösungsbefehl letztlich ja von Adolf Hitler unterschrieben sei, führte dazu, daß ein Termin einige Tage später vereinbart wurde. Stabsführer Nabersberg hatte mich bei dem Gauleiter Terboven in Essen, bei dem Gauleiter Dr. Meyer in Münster, bei dem Gauleiter Josef Wagner in Bochum und bei dem Gauleiter Florian in Düsseldorf vorzustellen. Die Rundreise verlief problemlos und ohne besondere Vorkommnisse; keiner protestierte, jeder sagte: „Auf gute Zusammenarbeit . . .“, und es war alles in Ordnung.

Als ich dann zur Übernahme der Dienststelle erneut das Haus in der Mittelstraße betrat, war ich nur begleitet von einem Bremer HJ-Führer namens Jänisch, einem Polizeischüler, der mir von Nabersberg als Adjutant zugeteilt war. Der Stabsführer selbst war nicht mehr da, sondern nach München zurückgefahren und überließ mich nun im wahrsten Sinne des Wortes meinem Schicksal. Als gebranntes Kind – irgendwie und -wo hatte ich ja bereits in Braunschweig eine ganze Reihe von Erfahrungen gesammelt – paßte mir beim Betreten des Hauses schon die Atmosphäre nicht, es lag etwas in der Luft.

Als wir oben in den Diensträumen der Gebietsführung erschienen, bemerkte ich hinter einer halboffenen Tür etwa zwanzig bis fünfundzwanzig von Kopf bis Fuß schwarz uniformierte junge Männer, die alle mit Knüppeln bewaffnet waren. Das war die persönliche Garde, vielleicht auch die persönliche Schlägertruppe dieses Gebietsführers Kaiser. Ich ahnte nichts Gutes. Zunächst hieß es: „Warten!“ Also warteten wir ein paar Minuten. Dann sagte ich einem der herumlaufen-

den Adjutanten, er möge ausrichten, daß ich da sei und nicht warten werde. Nachdem ich dann ein weiteres Mal, diesmal sehr energisch, gemahnt hatte, wurde ich schließlich und endlich vorgelassen.
Herr Kaiser saß hinter seinem breiten, großen Schreibtisch, eingerahmt von zwei Schäferhunden, die laut und vernehmlich knurrten, als wir eintraten. Und außerdem standen einige dieser schwarzen Kerle um Kaiser herum. Die machten auch keinen gerade einladenden freundlichen Eindruck. Kaiser selbst erhob sich nicht, grüßte nicht, hatte kein Wort für mich übrig.
So begann ich: „Kamerad Kaiser, hier bin ich und möchte gemäß der Vereinbarung mit Stabsführer Nabersberg die Dienststelle mit allem Drum und Dran übernehmen. Übergib mir also, bitte, Schlüssel, Kasse und alles übrige und damit die Befehlsgewalt." Da legte er los: „Niemals! Ich weigere mich, diesem Befehl nachzukommen, und ich würde dich am liebsten anspucken, weil du ein Verräter bist an der Sache der Hitler-Jugend – Bund deutscher Arbeiterjugend. Du läßt dich da von diesem Baron von Renteln und der ganzen Gesellschaft um ihn herum einspannen. Ich habe dich nicht gut gekannt, habe aber immer gedacht, du bist ein ordentlicher Kerl. Daß du ein Schwein bist, steht jetzt aber fest!"
Ich habe ihn dann darauf hingewiesen, daß ich nur einen Befehl der Zentrale durchzuführen hätte, daß es mir egal sei, ob ich in seinen Augen ein Schwein sei oder nicht. Er müsse Verständnis dafür haben, daß ein höherer HJ-Führer zu gehorchen habe; es ginge hier nicht um Kameradschaft oder Verrat, sondern nur darum, daß ich jetzt die Dienststelle übernähme. Erneut weigerte er sich nachzugeben. Nun bat ich ihn mir eine telefonische Hausverbindung mit dem Gauleiter herzustellen. Auch das wurde verweigert, da der Gauleiter außerdem gar nicht im Hause sei. Nun konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen: „Kamerad Kaiser! Langsam fällt es mir schwer, dich so anzusprechen. Ich verlasse jetzt das Haus und werde sofort mit München telefonieren und mitteilen, daß ich die Befehle nicht durchführen kann auf Grund deiner Rebellion. Ich muß dich auf die Folgen aufmerksam machen, denn sicher wird das nicht so in deinem Sinne weiterlaufen. Also, guten Tag!"
Inzwischen waren immer mehr schwarze Gestalten erschienen, und die Hunde machten Anstalten, mich auf eine andere Weise zu

verabschieden. Nachdem ich den Raum verlassen hatte, trat im Flur das ein, was ich befürchtet hatte. Dort hatten sich die zwanzig bis fünfundzwanzig Mann bis hinunter in die Etage, also auch auf der Treppe, aufgestellt, und ich mußte Spießruten laufen und wurde hinuntergeprügelt. Na, die Kommunisten in Braunschweig waren dagegen harmlose Knaben gewesen. Ich wurde also von der Hitlerjugend sicher nicht nur mit Wissen, sondern auf Weisung des Gebietsführers Kaiser nach Strich und Faden verhauen. Ich landete so sehr schnell, immer mit Schlägen versorgt, in der ersten Etage, in der die Gauleitung und das persönliche Zimmer des Gauleiters waren.
Aber dort war alles still, trotz des Riesenskandals und des damit verbundenen Lärms, den man bis auf die Straße hören konnte. Es rührte sich nichts, niemand kam aus einer Tür geschossen, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Mit Mühe und Not kam ich hinunter in die Parterre-Etage. Dort war am Eingang die Stabswache der SA, das war eine Gruppe von zehn SA-Männern. Entweder wußten die nicht Bescheid, was sich da abspielte, oder aber sie waren als zusätzliche Schlägertruppe eingeplant. Auf jeden Fall schlugen die auch noch auf mich ein, mit der Begründung, ich sei entweder ein Kommunist oder zumindest ein Feind. Und in dem Fall genügte es also offensichtlich schon, ein Feind Kaisers zu sein. Kaiser hatte auch in der SA ein großes Ansehen.
Glücklicherweise hörte man in dem Augenblick das „Ta-tü-ta-ta" eines Polizeiwagens, und ich beschloß blitzschnell, dieser Begegnung auszuweichen. Ich wollte nicht gleich am ersten Tag Kontakte aufnehmen und hätte es nicht sehr elegant gefunden, die Polizei um Hilfe zu bitten, noch dazu gegen die eigene HJ. Deshalb lief ich blutend – ich blutete aus der Nase und etlichen Platzwunden – ohne jede Ortskenntnis aus dem Haus auf den Hof. Von dort stieg ich über irgendein Dach in einen anderen Hinterhof. Mein Adjutant war verlorengegangen, und ich landete schließlich über weitere Häuser und Hinterhöfe auf einem großen Platz im Zentrum der Stadt. Nachdem ich nach allen Seiten gesichert und festgestellt hatte, daß niemand hinter mir her war, lief ich diagonal über den Platz in ein Café. Die Damen dort empfingen mich mit großem Entsetzen und Mitleid. In einem Spiegel konnte ich sehen, daß mein heller

Staubmantel voller Blutflecken war. Mir wurde gleich geholfen mit Wasser, Lappen und einigen Medikamenten, und innerhalb von ein paar Minuten war ich wieder etwas hergerichtet. Ich war also in Sicherheit und sozusagen auf neutralem Boden.
Meine Aufgabe war nun natürlich, sofort München, die Reichsleitung der Hitler-Jugend, Adrian von Renteln oder seinen Stabsführer, anzurufen. Das klappte per Blitzgespräch verhältnismäßig schnell, und tatsächlich bekam ich von Renteln selbst an den Apparat und teilte ihm mit, was passiert war. Bei aller Großartigkeit Rentelns war er dieser Situation offenbar nicht gewachsen, sondern hatte eigentlich nur die Empfehlung bereit, in dem Café zu warten, bis man in München zu einem Entschluß gekommen sei. So konnte ich mich weiter instand setzen, und wieder waren die Damen so freundlich, nun meinen Mantel vom Blut zu reinigen. Ich trauerte sehr um das gute Stück, hatte ich ihn doch gerade ein paar Wochen zuvor von meinem wenigen Geld gekauft. So trank ich also eine Tasse Kaffee und, was ich sonst in dem Alter nicht getan habe, an dem Tage genehmigte ich mir einen großen Cognac und wartete.
Nach etwa einer halben Stunde – Gott sei Dank war kaum Betrieb in dem Café – hieß es: „Hier wird Herr Lauterbacher am Telefon verlangt." Ich meldete mich und vernahm: „Hier ist Röhm! Erzählen Sie mir bitte noch einmal, was ist passiert." Ich bemühte mich, so soldatisch knapp wie möglich alles zu schildern, vor allem auch, daß ich alles ohne einen großen öffentlichen Skandal überstanden hatte. Er wollte dann noch Einzelheiten wissen, er stand Kopf! Das konnte ich zwar nicht sehen, aber doch beinahe fühlen. Er sagte: „Bleiben Sie da, ich rufe Sie in einer halben Stunde wieder an und teile Ihnen meine Maßnahmen mit."
Ich wartete also weiter, und tatsächlich, nach einer weiteren halben Stunde meldete sich Röhm nochmals mit der sehr knappen, aber inhaltsreichen Mitteilung, daß sich bei mir in Kürze der SA-Sturmführer Soundso melden werde. „Der ist Ihnen unterstellt mit seinem Sturm, dem besten, den wir in Köln haben. Was Sie nun im einzelnen unternehmen, läßt sich von hier aus nicht sagen. Aber Sie haben jede Vollmacht, auch ohne die Einschaltung der Gauleitung. Auf jeden Fall: Besetzen Sie die Gebietsführung!" Das war klar. Ich glaube, ich

habe in meinem ganzen Leben kaum eine derartige Vollmacht wieder gehabt, konnte ich doch sogar eine Gauleitung ausschalten.
Nun meldete sich nach einer Stunde ein sehr stämmiger und sympathischer, gut uniformierter SA-Sturmführer mittleren Alters, sehr zackig, sehr militärisch. Natürlich haben wir uns zunächst einmal hingesetzt, und ich habe ihm gesagt, daß mir das Ganze selbstverständlich sehr peinlich sei, nicht zuletzt auch deshalb, weil schließlich noch die Polizei gekommen war, und daß ich im Grunde eine friedliche, gütliche Lösung dieser festgefahrenen Angelegenheit anstrebe. Er entgegnete: „Ich habe den Befehl des Stabschefs, Ihre Befehle entgegenzunehmen und auszuführen. Aber ich muß Sie gleich darauf aufmerksam machen, daß ich ein ganz persönlicher Freund Kaisers bin und seine politische Linie verfolge. Aber das ändert nichts; ich werde Ihre Anordnungen durchführen. Also, was ist zu tun?"
Ich erkundigte mich natürlich, wie jeder „Feldherr", zuerst einmal nach der Kampfstärke seiner Truppe, wo sie versammelt sei und wann man beginnen könne. Nach einiger Zeit war der SA-Sturm zur Stelle, so sechzig bis siebzig Mann, teilweise uniformiert, teilweise in „Räuberzivil", also unten Breeches und Stiefel, oben irgendwelche Zivilsachen. Die sagten mir auch gleich knurrend, daß sie gar nicht auf meiner Seite stünden, aber – Befehl sei Befehl.
So sind wir dann also in die Mittelstraße marschiert, wo zunächst die SA-Stabswache keinerlei Schwierigkeiten bereitete, denn sie war sehr schnell dem neuen Kommando unterstellt. Das war kein Problem. Die Gauleitung in der ersten Etage war nicht besetzt. Aber nun wurde es dramatisch, denn jetzt mußten wir im wahrsten Sinne des Wortes die Gebietsführung, also die zweite Etage, stürmen. Inzwischen hatten nämlich Kaiser und seine Leute alles, was nicht niet-und nagelfest war, aus ihrem Stockwerk die Treppe heruntergeworfen und so eine Barrikade zwischen Gauleiter- und Gebietsführungsebene errichtet. Darüberklettern war unmöglich, abgesehen davon, daß ich das nun auch nicht meiner neuen Position für würdig fand. Also gab ich der SA die Anweisung, das Zeug wegzuräumen, denn ein großer Teil des Mobiliars war bei der Gelegenheit zerbrochen. Das dauerte etwa eine halbe Stunde, und die SA-Leute fluchten teilweise nicht schlecht und schimpften obendrein auf mich.

Aber nach einiger Zeit waren wir oben angekommen. Natürlich war die ganze Rasselbande noch da und entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Nun war dieser Sturmführer, obwohl er doch zu Kaiser stand, ein konsequenter Mann. Wieweit er Soldat gewesen war, entzog sich meiner Kenntnis, aber er benahm sich sehr soldatisch und sagte ihnen: „Es bleibt euch nichts anderes übrig: freier Abzug, aber Abzug, und zwar sofort!" Langsam, langsam zogen sie dann also ab; Kaiser hatte sich in der Zwischenzeit sowieso verduftet, der war nicht mehr da. Ich war nun oben und unten war Kaisers schwarze Truppe. Die versammelte sich in der Straße vor dem Haus und signalisierte mir, teilweise in Sprechchören, sehr deutlich, was sie mit mir vorhatte, wenn ich herunterkäme.
So mußte ich mich jetzt einigeln; ich war eingeschlossen ohne Wasser und Lebensmittelvorräte. Zwar hatte mir der Sturmführer eine Leib- und Nachtwache zur Verfügung gestellt, damit ich umgekehrt nicht wieder gestürmt und hinausgeworfen würde. Ich verbrachte zwei Tage in der Blockade, war drinnen und konnte nicht raus. Die Versorgung über den SA-Sturm war sichergestellt, also mußte ich nicht hungern. Von der Einrichtung der Gebietsführung war nicht mehr viel übrig; auch die Aktenordner lagen verstreut und zerrissen herum. Es sah wüst aus. Aber ich habe mir, wie man in Süddeutschland sagt, den Schneid nicht abkaufen lassen und mich eingerichtet, so gut es ging, habe auf dem Fußboden geschlafen; das war nicht unbedingt neu.
In der Zwischenzeit fand sich auch der Polizeischüler, mein Adjutant, wieder ein. Und dann trat eine Entwicklung ein, die Herr Kaiser wahrscheinlich nicht vorausgesehen hatte. Denn langsam verlief sich draußen der wilde Haufen; die harten Kämpfer wurden es müde, mich weiter zu belagern, und zogen ab bis auf zwei oder drei, die dann als Parlamentäre erschienen – nicht mit der weißen Fahne, sondern leicht vortastend. Sie stellten sich als vernünftige, prächtige Hitlerjungen heraus und wurden übrigens später meine besten Freunde. Die waren beeindruckt, daß ich nicht kapitulierte. Vor allem aber gaben sie zu erkennen, daß sie erst hinterher erfahren hatten, daß es sich um einen Führerbefehl gehandelt und Röhm sich selbst eingeschaltet hatte.
Ich habe dann, als wieder Ruhe eingekehrt war, als erstes eine Anordnung erlassen, die im „Westdeutschen Beobachter" veröffent-

licht wurde und besagte: „Die Ortsgruppe Köln ist aufgelöst, alle Mitglieder sind ausgeschlossen.“ Das ist in Köln wie eine Bombe eingeschlagen und hat Wirkung gehabt. Damit war fürs erste die Ordnung hergestellt, auf jeden Fall Klarheit. Und dann begann langsam, aber sicher der Wiederaufbau. Ich kam nun auch mit dem Gauleiter Grohé zusammen, der anfangs sehr erstaunt war und sagte, er wäre die ganze Zeit im Haus gewesen, er hätte keinen Lärm gehört und ihm wäre auch nichts mitgeteilt worden. Er hieß also sozusagen „Hase“. Das stimmte natürlich nicht. Wir haben uns dann später sehr, sehr gut verstanden, vor allem während der weiteren Jahre. Damals versicherte er mich seiner vollen Unterstützung: „Jetzt ist Schluß mit Kaiser!“ Zunächst blieb ich noch unter dem Schutz der SA, die ich dann aber nach ein paar Tagen nach Haus schickte. Ich war schnell Herr der Situation, zumal aus den anderen Teilen des Gebiets Kameradschaftsbekundungen kamen.

Ich machte dem Gauleiter den Vorschlag, die Ortsgruppe neu zu gründen. Diese Neugründung sollte öffentlich, nach Bekanntgabe in der Parteizeitung, erfolgen. Am zweckmäßigsten erschien es mir, wenn er, der Gauleiter und ich in der Gründungsversammlung erscheinen und sprechen würden. Doch weigerte sich der Gauleiter zunächst kategorisch hinzugehen. Ich machte ihm klar, daß es mir selbst nichts ausmache, auch allein zu gehen, daß wir doch aber den Eindruck der Geschlossenheit der Partei demonstrieren wollten und müßten, und da gehöre er als Gauleiter mit dazu. Ja, gut, aber dann nur mit einer ganz starken Bedeckung, wobei er an SA oder SS dachte.

Nun mußte ich ihm erst wieder klarmachen, daß wir damit psychologisch völlig falsch lägen. „Wenn Sie mitkommen, dann kommen Sie so mit, und ich gehe sowieso ohne Bewachung hin. Wir gehen also zusammen.“ Nach drei Wochen war der Termin der Neugründungsversammlung, und wir sind dann tatsächlich ohne jede Bedeckung gegangen. Das machte einen derartigen Eindruck, daß die anderen starr waren. Der Raum, kein großer Saal, war erstaunlich gut besetzt mit 150 bis 180 Jungen, darunter auch eine ganze Anzahl aus der alten Hitler-Jugend, teilweise noch in der schwarzen Uniform. Dann erfolgte die Neugründung des Standorts Köln, der Gauleiter sprach, ich redete, und als es an das Ausfüllen der Aufnahmeformulare ging,

waren es schließlich nicht siebzig Mitglieder, sondern doppelt so viele wie vor der Auflösung.
Damit war die Revolte ganz und gar gebrochen, und die Gebietsführung war endgültig übernommen. Draußen auf dem Land und in den anderen Gauen gab es sowieso keine Schwierigkeiten. Und da ich die Unterstützung durch Röhm hatte, hatte ich auch die Unterstützung der SA-Führer, besonders der SA-Gruppe unter dem Gruppenführer von Fichte in Münster, einem besonders angenehmen Mann. Kaiser war natürlich verschwunden. Er trat aus der NSDAP aus und in die KPD ein, wohin er wohl an und für sich auch gehörte. In den Jahren 1934 oder 1935 tauchte er wieder auf, in Oberfranken, war in Schlägereien verwickelt, und eines Tages wurde er in Amberg wegen eines Delikts vor Gericht gestellt und zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt. So verschwand er; was endgültig aus ihm geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

2. Organisatorischer Aufbau und innerer Ausbau

Meine Arbeit im Westen unterschied sich im Prinzip kaum von der bisherigen in Hannover, wohl aber in den Dimensionen insofern, als ich jetzt in einem Bereich führte, der sich über fünf Gaue erstreckte. In Köln habe ich mich relativ schnell eingearbeitet, und der Aufbau ging gut voran. Die meisten alten HJ-Angehörigen waren wieder zur Stelle, und es stellte sich heraus, daß es prächtige Jungs waren.
Es war also schon ein großartiges Arbeiten, und es kamen vor allem Jungarbeiter hinzu. Bei denen wußte man, woran man war. Man mußte sie erobern, doch wenn man sie hatte, waren sie eisern dabei. So war das in Köln und andernorts.
Der Aufbau in den übrigen Gauen des Gebiets verlief ebenfalls völlig planmäßig und mit sehr viel Elan. Teilweise mußte das mit neuen Kräften geschehen, mit jüngeren. Es hatte sich vor meiner Zeit nämlich im Gebiet eingebürgert, daß jemand schon über vierzig oder fünfzig Jahre alt sein mußte, um in einem Gau Führer werden zu können. Mit diesen Vorstellungen räumte ich gründlich auf und beauftragte Achtzehn-, Zwanzig-, Dreiundzwanzigjährige, beispiels-

weise in Westfalen den späteren Gebietsführer Gustav Adolf Langanke, einen der befähigsten und großartigsten HJ-Führer, die wir überhaupt hatten.

In jener Zeit fiel die Unterstellung der Hitler-Jugend unter Röhm fort, und die HJ war damit auch de facto eine Gliederung geworden. Bereits ein halbes Jahr vorher, am 31. Oktober 1931, war schon ein „Reichsjugendführer der NSDAP" ernannt worden, der aber weiterhin dem Chef des Stabes der Obersten SA-Führung unmittelbar unterstand. Der neue Mann war Baldur von Schirach, der bisherige Führer des „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes". Jetzt, im Mai 1932, entfiel diese Anbindung an die SA: Schirach wurde Amtsleiter der NSDAP und nach dem Rücktritt Adrian von Rentelns im Juni 1932 übernahm er auch die HJ.

Als uns die Nachricht von der Ernennung Schirachs erreichte, waren wir zunächst geschockt. Natürlich wußten wir, wer er war; wir kannten ihn allerdings nur aus den Zeitungen, persönlich war er auch mir unbekannt. Nun kam also diese Meldung, und unsere Reaktion war Ablehnung. Den Adrian von Renteln hatten wir seinerzeit akzeptiert, vor allem deshalb, weil wir ihn als einen Pfundskerl kennengelernt hatten. Baldur von Schirach ging der Ruf voraus, er sei ein bißchen zu sehr Baron. Bekanntlich hatte er außerdem auch eine amerikanische Mutter. Das Adelsprädikat „von" und die amerikanische Verwandtschaft – das war eigentlich für uns ein bißchen viel.

Natürlich revoltierten wir nicht, aber wir ließen unserem Unmut freien Lauf. Ich selbst schrieb damals nach München: „Wir sind nicht glücklich über Baron von Schirach." Aber das löste sich dann bald in Wohlgefallen auf, weil wir Schirach als manierlichen Menschen erlebten und nicht mit den Allüren eines Barons. Er war zwar von Beginn an in Erscheinung und Auftreten nicht so, wie wir uns einen obersten Jugendführer vorstellten. Aber er und ich lernten uns sehr bald näher kennen, und ich wurde überzeugt. Seine amerikanische Mutter hatte mich sowieso nicht gestört, war ich doch schon damals toleranter als viele andere. Bald ergab sich also die Zusammenarbeit mit Schirach. Es bildete sich auch ein persönliches Verhältnis heraus, ein zunächst kameradschaftliches und später im Laufe der Jahre ein sehr vertrauensvolles, eine sehr enge freundschaftliche Bindung.

Im Zuge der Aufbaumaßnahmen in meinem Gebiet, die ich nach meinem alten System vornahm, führte ich bald nach meinem Antritt einen Lehrgang mit ungefähr vierzig Unterführern aus dem ganzen Gebiet Westfalen-Niederrhein in der Reichsführerschule Campen durch. Ich habe den Lehrgang auch deshalb in guter Erinnerung, weil wir im Rahmen dieser zweiwöchigen Tagung wiederholt in Braunschweig Theater und Museen besuchten. Da mir militaristische Tendenzen in der Erziehung und Ausbildung der Hitler-Jugend von Anfang an nicht gefielen – ich wollte ja die nationalsozialistische deutsche Arbeiterjugend als Jugendbewegung entwickelt haben –, gehörte nach meinem Verständnis zur Führerschulung neben der körperlichen, die weltanschauliche und auch die kulturelle Erziehung. Der Kampf um die Macht, die ja auch von der Hitler-Jugend erfochten werden sollte, hatte meistens sehr einseitige Züge. Aber es durfte nicht nur über den Tellerrand geblickt werden, sondern wir mußten über die Zeiten und Entwicklungen hin in die Zukunft sehen. Damals war wieder ein Aufmarschverbot, auch in Braunschweig. So erfanden wir ein neues Marschsystem und verbanden gleichzeitig eine Propagandaaktion damit: wir marschierten den Steinweg, der zentral auf das Theater zuführt, am Bürgersteig entlang, und zwar mit dem rechten Bein auf dem Gehweg, mit dem linken auf der Straße. Dergestalt bildeten wir, verstärkt durch meine ehemalige Braunschweiger HJ, eine lange Schlange. Es griff uns niemand deswegen an, aber wir hatten unser Ziel erreicht.

Nach der Anfangsperiode in Köln stellte sich heraus, daß eine Übersiedlung der Dienststelle nach Münster an den Sitz der SA-Obergruppe zweckmäßig war. Die Hitler-Jugend war zwar zeitweise in der Spitze dem Stabschef der SA unterstellt, nicht aber den SA-Gruppen und Obergruppen. Trotzdem waren diese SA-Dienststellen sozusagen unsere Versorgungsbasen. Im Hause der SA-Gruppe hatten wir moderne Büroräume und in der Person des Obergruppenführers von Fichte einen besonderen Gönner und Förderer.

Die Entwicklung ging weiter, die Mitgliederzahlen wuchsen, und neue Ortsgruppen entstanden zwischen Aachen und der Weser. In Münster, auch das erwies sich dann, saßen wir an der Peripherie, und schon wieder war ein Umzug erforderlich, und zwar geographisch und

politisch ins Zentrum des Kampfes – nach Essen. Wir fanden im Haus eines Architekten in der Julienstraße eine Souterrainwohnung, die bis dahin als Büro und Atelier genutzt war.
Leider hatten wir aus Münster kein Mobiliar mitnehmen können. Wir waren sozusagen auf Sperrmüll angewiesen, klapprig und kunterbunt zusammengestellt. Zwei Schreibtische für Gustav Adolf Langanke, meinen Mitarbeiter, und für mich, einige Stühle und ein Sofa, Kartenmaterial an den Wänden, das war alles. In den anderen Räumen waren es zum Teil Zeichentische, Bänke und wacklige Stühle. Aber das machte uns nichts aus, Komfortdenken war uns unbekannt. Schwierig wurde es allerdings, wenn sich ein Besucher aus Versehen auf mein Sofa setzen wollte, das ja auch meine Schlafstelle war. Es war so morsch, daß ich es von unten mit Ziegelsteinen abstützen mußte. Die Essener Hitlerjugend, lauter Arbeiterjungs, hat uns bei der Beschaffung weiterer Gegenstände sehr geholfen. Besonders aktiv war dabei auch die Essener Frauenschaft.
Finanziell pfiffen wir aus dem letzten Loch. Die größeren Anforderungen kosteten mehr Einsatz und demzufolge mehr Geld. Plauen, der seinerzeitige Sitz der Reichsleitung, hatte uns nie unterstützt, und nach der neuen Lösung unter Schirach war es nicht besser geworden. Unserer „Mutter", also der Partei, ging es finanziell ganz ähnlich, abgesehen davon, daß der Reichsschatzmeister Franz Xaver Schwarz, ein Verwaltungsbeamter aus Günzburg an der Donau, sein Herz für die HJ noch nicht entdeckt hatte. Wir hingen zwischen Himmel und Hölle. Unsere Sammlungen, der Verkauf sogenannter Bausteine unter anderem, brachten nur tropfenweise einige Mittel.
Verpflegt wurden wir aus einer Küche der Frauenschaft. Wir wurden zwar satt, aber drei Sterne hatte diese Küche nicht. Schwarz blieb eisern, er hielt Pfennig und Groschen, wie wir damals meinten, stur beisammen. Ohne ihn hätte die NSDAP allerdings ständig Konkurs anmelden müssen. Es herrschte peinlichste Ordnung, aber die war eben spartanisch, was uns letztlich gutgetan hat. Hilfe durch Selbsthilfe hätten wir damals bereits sagen können, und es hat geklappt.
Sehr kühn war das Unternehmen „Fanfare", also unserer neuen Zeitung. Die Reichsblättchen waren uns zu farblos und ließen sich deshalb auch nicht verkaufen. Mir schwebte ein Angriffsorgan vor, das

mutig und furchtlos gegen das System ankämpfte. Es war journalistisch völliges Neuland für uns und finanziell eine Gratwanderung. Aber wir schafften es. Die erste Auflage ließen wir „auf Pump" drucken, und siehe da, sie wurde ein großer Erfolg. Die Anfangsauflage in Großformat betrug 5000 Exemplare. Immerhin hatte sie bereits zwei Seiten Anzeigen. Halsbrecherische Organisations-und Finanzkunststücke waren erforderlich.
So kam es bald zur zweiten Ausgabe. Auch sie war wieder ein Erfolg. Auch andere Reichsgebiete bestellten bei uns. Anzeigen sprudelten. Schließlich hatten wir über die Machtübernahme hinweg eine Höchstauflage von 700000 Exemplaren. Die „Fanfare" erschien jeweils mit einem redaktionellen Hauptteil und dann mit den Nachrichten und Wünschen in Gebietsausgaben.
Ich ließ bei einer bekannten Firma in Beuel am Rhein gleichzeitig Münzen aus Aluminium prägen, eine mit dem Porträt des Führers, die andere mit dem Angesicht von Schirach. Dieses „Falschgeld", das natürlich als Spendengroschen deklariert war, brachte uns echtes Geld bis hinunter in die Einheiten.
Wenn Gau- und später Gebietsappelle stattfanden, gab es die Aufmarschabzeichen, die auch wieder an Parteigenossen und an eine breite Schicht von Menschen aller Richtungen verkauft wurden.
Daß wir mit dem Prägen der Münzen und ihrem Verkauf, mit dem Verkauf sogenannter Bausteine sehr oft an die Grenzen der Legalität gelangten, war uns klar, aber wenn eine Behörde erschien, hatten wir bereits alles versilbert und in unseren Aktionen an den Mann gebracht.
Daneben gab es natürlich, und gerade das darf nicht übersehen werden, die Opferbereitschaft unserer Jugendgenossen. Wir hatten Lehrlinge bei uns, die wenig verdienten und trotzdem ein Drittel ihres Einkommens an die HJ-Kasse bezahlten, aber wir hatten auch „Kinder reicher Eltern", die uns monatlich zehn und mehr Mark brachten. Unsere Motivation und die Bereitschaft, für die Ideale zu stehen, war grenzenlos. Das versteht heute kaum jemand, jedenfalls nur eine Minderheit. Als idiotisch wurden wir anfangs mit Spott übergossen, wie in etwa heute, wenn wir davon erzählen. Unser Wille und unser Glaube an den Sieg waren unendlich.

Dabei muß immer wieder darauf verwiesen werden, daß der verlorene Krieg und die irrsinnigen Maßnahmen der Sieger, die ständige Ausbeutung unserer Volkswirtschaft, der Niedergang unserer Forschung und Industrie, die sechs Millionen Arbeitslosen, kurzum, das nationale und menschliche Leid erst diese Reaktionen auslöste, die guten wie die gelegentlich auch brachialen. Die Nationalen Sozialisten kamen mit ihren Programmen auf allen Gebieten der menschlichen Moral, der Opferbereitschaft und den praktischen Maßnahmekatalogen gerade im rechten Moment. Nicht Versailles und St. Germain haben unsere Bewegung geschaffen, aber sie haben uns als Herausforderung Gelegenheit zum Handeln gegeben.
Unserer Kampfzeit kann man nur in etwa gerecht werden, wenn man bereit ist, sich mit ihren auslösenden Elementen zu beschäftigen, und wenn man bereit ist, endlich zu verstehen, daß jede politische Periode ihre eigenen Gesetze hat. Heute lächelt man, oder man schimpft über uns von damals. Immerhin haben wir uns durchgesetzt. In zehn oder zwanzig Jahren wird man sich kopfschüttelnd mit der heutigen Zeit beschäftigen. Ob man dann aber zu erlösenden Ergebnissen kommen wird, wage ich zu bezweifeln. Der Idealismus ist tot, es lebe der Idealismus – nein, das wage ich zu bezweifeln. Das würde nur dann gelten, wenn eine neue, eine andere Gesinnung unsere Jugend erfaßte. Mit Discos und langen Haaren läßt sich keine neue Welt herausfordern. So ging also damals unser Kampf über alle Mißerfolge, Erniedrigungen, Toten und Inhaftierten weiter. Ohne Geld, aber mit sehr viel Innovationen, mit Gespür und alles umwerfenden Programmen.
Ich selbst bezog nach Beendigung meines Studiums an der Drogistenakademie keine Unterstützung von zu Haus. Meine Mutter hatte eine sehr angemessene Pension, aber ich hatte den Ehrgeiz, allein zu bestehen. Das war ein kühner Entschluß, aber ich wollte mir nicht sagen lassen, daß ich ja in meinem Beruf hätte tätig werden sollen. Dann erhielt ich RM 30,– von der Bundes- beziehungsweise Reichsleitung pro Monat. Das Zimmer kostete aber bereits so viel, und so entschloß ich mich, künstlerische Porträts Adolf Hitlers zu verkaufen. Es waren sehr gute Drucke eines Meisterwerks. Was ich pro Bild verdient habe, ist längst vergessen, aber ich hatte am Ende des Monats einhundert Mark oder mehr.

Die Geheimnisse unserer Erfolge und Siege hießen Adolf Hitler als zündende Persönlichkeit und die Opferbereitschaft aller. Auf dieser Grundlage kam auch unsere Auflage von 700000 Exemplaren „Fanfare“ zustande. Nicht Abkommandierungen hatten unsere Jungs auf die Straße geschickt, sondern die Initiative aller. Und alle kamen freiwillig. Wir hätten bald mehr Verkäufer als Auflagenzahlen gehabt. Nun kam der Aufruf zum ersten Reichsjugendtag am 1. und 2. Oktober 1932 in Potsdam. Wir hatten in drei Tagen mehr Anmeldungen als Lastwagenplätze. Und das, obwohl jeder Junge die Fahrtkosten selbst bezahlen mußte. Hier kamen mir meine Braunschweiger Erfahrungen zugute. Ich wußte mit Lastwagen umzugehen, und mir waren die Risiken, Kosten und die Unterwegsorganisation geläufig. Normalerweise hatten auf einer Lastwagenplattform nur dreißig bis vierzig Jungen Platz. Wir besetzten sie mit fünfzig und mehr. Mit etwa achtzig Lastzügen fuhren wir, aus den verschiedenen Richtungen des Gaues kommend, los. Die Fahrtrouten und Rastplätze waren festgelegt, ebenfalls die Verpflegungsstationen. Eine der größten war in Wipshausen in der Nähe Braunschweigs. Bezahlen mußten wir keinen Pfennig dafür, denn die Bauern und Gastwirte kochten um die Wette. Einige meiner Jungs nahmen Reservekanister von dort mit auf den langen Weg nach Potsdam.
Heutzutage werden in diese Dinge immer reiche Industrielle hineingeheimnist. „Alles bezahlte Flick“, oder wenn der nicht, der „alte Herr Oetker“. Aber das ist wirklich nur ein Prozent der Wahrheit. Natürlich waren es nicht nur die Metzger, die ein Schwein schlachteten, und die Gastwirte, die uns diesen und andere Aufmärsche ermöglichten, aber das Hauptaufkommen stammte immer aus der großen Masse der Jungen und Mädels und ihrer Eltern.
In Potsdam angekommen, rieben wir uns erst einmal die Müdigkeit durch entgangenen Schlaf aus den Augen und bezogen unsere Unterkünfte. Großzelte für die Jungen und Hallen für die Mädel. Es war alles andere als Komfort, was uns da empfing, aber wer erwartete schon freigemachte Schulen oder Kasernen? Es war ja Kampfzeit, und wir standen einer feindlichen Stadtverwaltung gegenüber. In Berlin regierte der damalige Preußische Innenminister Severing, ein sozialdemokratischer Altgenosse, der allerdings nach 1933 „seinen Weg zu

Adolf Hitler" fand (ein Buch, das auf Anordnung des Führers dann allerdings nicht erscheinen durfte – wir haben damals jeden Kommunisten und Sozialdemokraten mit offenen Armen in unseren Reihen empfangen, aber Severings spätes Bekenntnis war uns doch zu viel).
Wir Jungs halfen uns selbst, auch mit der dünnen Suppe aus den mageren Töpfen der friderizianischen Streusandbüchse Mark Brandenburg. Für die Mädels war das schwieriger und aufreibender. Wenn auch der Mädelaufmarsch ein Erfolg wurde, dann war das der Schöpferin des BDM, Trude Mohr-Bürkner, zu verdanken. Als Berliner Mädelführerin hatte sie mit ihren Mitarbeiterinnen fast Menschenunmögliches geleistet. Sie wurde in Potsdam über den Großberliner Bereich hinaus bekannt, und sie sollte in der Folgezeit bis zu ihrer Verheiratung 1935 alle Grundpfeiler für die spätere Großorganisation schaffen. Trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeiten gelang es ihr, einige stilliegende Fabrikhallen wohnlich einzurichten mit Stroh und Wasserleitungen.
Ich selbst habe den BDM nie gern im Zelt und im Stroh gesehen, weil keine noch so gute und ausgeklügelte Organisation beispielsweise die hygienischen Bedingungen herstellen konnte. Als Stabsführer habe ich dann auch BDM-Zeltlager verboten.
Die anderen HJ-Gaue von Schleswig-Holstein und Ostpreußen bis Bayern und Baden waren sternmarschförmig eingetroffen. Es wurden weit mehr, als angemeldet worden waren. Das ergab weitere Probleme, aber wir hatten damals ganz andere Sorgen als einen Zelt- oder Hallenplatz.
Da viele Teilnehmer auch zu Fuß, mit der Bahn und mit Fahrrädern unterwegs waren, konnten keine präzisen Vorausberechnungen erfolgen. Sie kamen, sie strömten, und sie kamen unter. Die Teilnehmerzahlen wurden und werden sehr unterschiedlich angegeben; sie schwanken zwischen 110000 und 40000. Soweit ich informiert bin, waren es 60000. Sicherlich waren die höheren Angaben auch die üblichen Propagandazahlen. Das ist heute auch nicht anders, wenn Kundgebungen stattfinden.
Letzten Endes ist es aber völlig gleichgültig, wie hoch die exakte Zahl damals war. Insgesamt war es ein grandioses Ereignis, besonders unter dem Aspekt der damaligen Verhältnisse. Das war so bei der abendli-

chen Kundgebung am ersten Tag im Stadion mit der vielbejubelten Ansprache Adolf Hitlers, und ebenso eindrucksvoll gestaltete sich der folgende Sonntagvormittag mit der Morgenfeier auf der Schützenwiese nahe dem Potsdamer Luftschiffhafen mit der Ansprache Schirachs. Der anschließende Vorbeimarsch am Führer bildete den Höhepunkt dieser beiden für jeden Teilnehmer unvergeßlichen Tage. Ich weiß, daß Adolf Hitler allerdings nur mit äußersten Vorbehalten zum Vorbeimarsch kam. Nicht, weil er uns etwa nicht verstanden und nicht als seine treuesten Begleiter gesehen hätte, sondern weil er als alter Soldat an der Disziplin und Ausbildung unserer Jungs zweifelte.

Zum erstenmal hatten wir in Potsdam die Größe unserer Jugendbewegung voll und ganz selbst erlebt und der Welt vorgestellt. Und Gott sei Dank klappte alles. Der Herbst 1932 war eine hochexplosive Zeit. Wenn der Aufmarsch ein Mißerfolg gewesen wäre, wenn es größere Schwierigkeiten gegeben hätte, dann hätte sich das auch politisch bemerkbar gemacht bei den zahllosen Wahlen, die seinerzeit jeden Augenblick abgehalten wurden. Es war sicherlich ein Risiko, ein solches Unternehmen zu starten. Schirach wagte es. Es war sicher nicht seine persönliche Aufmarschleitung. Er hatte eine ganze Anzahl von brauchbaren Mitarbeitern und bekam unter anderem auch einige Unteroffiziere und Offiziere von der Reichswehr ausgeliehen. Sein Adjutant war Hauptmann a. D. Kaul, ein bemerkenswerter Soldat zwar, aber ohne das geringste Gespür für die Jugendorganisation. Wir lehnten ihn haltungs- und einstellungsmäßig ab, aber an diesem Tag nahmen wir seinen praktischen Beitrag an.

Der Vorbeimarsch war kein Schauspiel im militärischen Sinne. Dazu boten die einzelnen Kolonnen ein viel zu buntscheckiges und uneinheitliches Bild. Aber eines steht fest: Dieser Aufmarsch brachte den endgültigen Durchbruch bei Adolf Hitler. Er sah und erlebte dort, daß diese Jugend, die seinen Namen trug, sehr wohl in der Lage war, aus eigener Kraft heraus mit eigenen Organisatoren und Aufmarschstäben einen solchen großen Aufmarsch korrekt und wirkungsvoll zu planen, zu organisieren und durchzuführen.

Die Lage zwischen dem Tag von Potsdam und dem 30. Januar 1933 war gekennzeichnet von einer konstanten Engpaß- und nervösen Erwar-

tungssituation. Die Reichstagswahlen vom 6. November 1932 brachten einen Rückgang der Mandate der NSDAP von 230 auf 196 bei gleichzeitigen Gewinnen der Deutschnationalen und Kommunisten. Die Folge war natürlich eine Polarisierung der politischen Lage im Reich. Auch innerhalb der Hitler-Jugend zeigten sich Ermüdungserscheinungen: allzulange schon währte der Kampf um die Macht, allzusehr war die HJ in diesen mit eingespannt gewesen, ohne überall in der Partei auf entsprechende Resonanz und Anerkennung zu stoßen. Und immer wieder gab es den fast täglichen Einsatz um das für diesen Kampf notwendige Geld.
Was an Geld und Initiativen aufzutreiben war, wurde in die Propaganda gesteckt. Um auf die Art weiterzukommen, holte ich mir niemand anderen als Baldur von Schirach selbst als Redner in mein Gebiet. Von seinem Auftreten versprach ich mir einiges Geld mehr in den Kassen. Ich hatte damals ein kleines Auto, einen alten Opel, zweisitzig mit zwei Notsitzen hinten unter einer Klappe. Der war nun dauernd im Einsatz, denn im Januar 1933 war Schirach eine ganze Woche lang bei uns auf dem Programm mit Großkundgebungen, unter anderen in Essen, Gelsenkirchen, Bochum und in den Kölner Messehallen. Am 29. Januar war eine Kundgebung im Schützenhaus in Bochum; sie hatte einen großartigen Zulauf und erheblichen Erfolg. Und hier sei es einmal gesagt: Schirach konnte, wenn er in Stimmung war, außerordentlich gut und mitreißend sprechen, sehr gepflegt, aber gleichzeitig auch sehr aufwühlend. Und er hatte auch eine Sprache, die der Arbeiter verstand; das war nicht allein die Sprache des Künstlers, sondern auch die der allgemeinen Umwelt.

3. Der 30. Januar 1933

Am nächsten Morgen, also am 30. Januar 1933, es war ein Montag, saßen wir in dem kleinen Hotel „Handelshof" in Essen in der Nähe des Hauptbahnhofs beim Frühstück mit dem Reichsjugendführer. Wir saßen da mit hängenden Köpfen, weil Schirachs nächster Mitarbeiter, der spätere Chef des Personalamts, John, nach einem Gespräch mit der Reichsleitung in München uns mitteilte, daß

Reichsschatzmeister Schwarz alle Zuschüsse gekündigt habe, sicher nicht aus Gemeinheit, sondern mangels Masse. Das alte Lied: die Reichsleitung der NSDAP hatte am 30. Januar 1933 kein Geld mehr, die Partei stand praktisch vor dem Konkurs.

Da wird gerade heute so oft über die angeblichen Mäzene und über die angeblichen Millionen und Abermillionen gesprochen, welche die NSDAP vor 1933 aus dem In- und Ausland erhalten haben soll. Es hat zweifellos solche Mäzene und Geldgeber gegeben; die saßen ebenso im Ruhrgebiet wie in München oder in Berlin. Aber die Millionen, die man der Partei nachsagt, hatten offenbar doch wohl einige Nullen zuviel. Natürlich, ich war nicht der Reichsschatzmeister der NSDAP, und ich habe nicht die Bücher geführt. Ich weiß also nicht genau, was so hereingekommen ist. Wir, das möchte ich hier einblenden, haben im Ruhrgebiet auch gelegentlich Geldspenden bekommen, mal von Stinnes hundert Mark, mal von jemand anderem fünfzig Mark. Aber das langte vorne nicht und hinten noch weniger, denn wir hatten ja schon, ich möchte sagen, einen Apparat aufgezogen. Der war notwendig, er war nicht einfach als Luxus entstanden, sondern wir brauchten ihn, um unsere Arbeit durchführen zu können.

Obwohl die Mitarbeit der Jungen ehrenamtlich war, benötigten wir immer wieder Geld, Geld, Geld. Wo blieb es aber, wenn die angeblichen Millionen laufend in die Parteikasse flossen? Wir und die NSDAP-Gaue haben nichts davon bemerkt. Das drückte sich auch, wenn ich mich selbst anführen darf, in meinem lächerlich geringen Gehalt aus. Das reichte nicht mehr, ein Zimmer zu mieten, so daß ich in meinem Büro auf dem total hinfälligen Sofa, das auch nicht zu reparieren war, nächtigen und in der Dienststelle meine Wohnung nehmen mußte. Irgendwo in einem anderen Raum befanden sich noch von dem alten Architekturbüro her Schränke und Kästen, in denen ich meine sowieso nicht sehr zahlreichen Habseligkeiten lassen konnte. Dabei war das Gebiet Westfalen-Niederrhein noch verhältnismäßig reich, verglichen mit den anderen, weil wir immer wieder über diese und jene Aktion Geld hereinbekamen, also über die Münzen oder über Bausteine oder durch die Versammlungen und die „Fanfare". Es war ja damals anders als heute: Früher mußte man Eintritt zahlen, wenn man in eine Versammlung der NSDAP oder der

Hitler-Jugend ging. Man kriegte kein Geld heraus, und man bekam auch keine musikalischen Darbietungen besonderer Art geboten. Eigentlich waren wir also an jenem 30. Januar 1933 finanziell am Ende. Ich hätte zwar nie aufgegeben, weil wir ja die erwähnten Quellen erschlossen hatten, die wohl noch nicht so munter flossen wie später, uns aber immerhin über Wasser hielten. Nun kam also die Nachricht, die Reichsleitung habe kein Geld mehr. Was tun? Zunächst fuhren Schirach, John und ich in meine Dienststelle. Dort, in meinem Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, mußte ich Schirach erst einmal bitten, sich nicht auf mein Sofa zu setzen, sondern auf einen allerdings nicht minder wackligen Stuhl. Wir holten ein paar Sitzmöbel zusammen und hielten Rat. Nun hatte ich einen Mitarbeiter, der sehr rührig war. Er wurde später persönlicher Referent und engster Mitarbeiter Schirachs, zunächst in Berlin und danach in Wien, wo er leider bei einem Bombenangriff fiel. Er stammte aus Gelsenkirchen und hatte in der ganzen Umgebung Tanten oder sonstige Verwandte. Den schickten wir los in unserer Not an diesem Morgen, er sollte, wo auch immer, ein bißchen Geld besorgen, denn wir hatten zu der Stunde, es war 10 Uhr vormittags, kein Geld, um an den nächsten Versammlungsort, nämlich nach Herford, zu fahren. Herford stand an dem 30. Januar auf dem Versammlungsplan.
Plötzlich, gegen Mittag, hörten wir lauten Jubel. Die Tochter des Hauses stürzte durch den Hintereingang in unsere Behausung, in unsere Büroräume, und schrie und weinte in einem: „Adolf Hitler ist Reichskanzler! Adolf Hitler ist Reichskanzler!“ Na, zunächst glaubten wir das nicht. So gingen wir aber doch in die Wohnung des Architekten und hörten schließlich und endlich die Bestätigung der Meldung aus dem Rundfunk. Natürlich ergriff uns jetzt eine euphorische Stimmung, wo vor noch so kurzer Zeit eine Art Totenmesse gehalten worden war. Wir fuhren sehr schnell in die Stadt, in das Hotel, in dem Schirach wohnte. An der Straßenecke stand, wie immer, ein Polizist. Der benahm sich an diesem Tag völlig anders als sonst: er schlug nämlich die Hacken zusammen, nahm Haltung an und rief: „Heil Hitler!“ Na, zuerst die große Aufregung in der Dienststelle und jetzt diese Sensation an der Straßenecke – für uns immer noch schier unvorstellbar. Und überall aus den Fenstern wurden die ersten

Hakenkreuzfahnen herausgehängt, die Menschen schauten heraus und winkten. Eine total verrückte Situation.
So kamen wir also in das Hotel. Inzwischen war unser Abgesandter zurück von seiner Tante und schrie schon von weitem: „Wißt ihr das schon, Hitler ist Reichskanzler!" Wir hatten das zwar auch erst gerade wenige Minuten vorher erfahren, waren aber in unserer überschwenglichen Freude und Begeisterung so übermütig und respektlos ihm zu antworten: „Bart, Bart, Bart!" Der gute Müller, so hieß er, war selbstverständlich enttäuscht, weil er gehofft hatte, uns die Sensation als erster mitteilen zu können. Statt dessen waren wir so bösartig und sagten: „Bart, Bart! Wickelmaschine im Keller" – was bedeuten sollte, daß diese Nachricht für uns bereits „uralt" sei. Immerhin hatte Müller von seiner Tante tatsächlich etwas Geld bekommen; wahrscheinlich hätte er eine Stunde später erheblich mehr erhalten.
Im Hotel sagte Schirach dann plötzlich zu seinem Adjutanten, er möge ihm doch ein kleines, feines Messerchen besorgen. Wir waren neugierig, was er damit anfangen wollte und sahen ihm zu, wie er an irgendeiner Stelle in seinem Jacket das Futter auftrennte und nach einigem Fingern dem Futterversteck einen Zwanzig-Mark-Schein entnahm. Das war ja nun für uns sehr viel Geld, und außerdem war da noch das Geld, das Müller besorgt hatte. Da erzählte Schirach, seine Mutter hätte ihm die zwanzig Mark eingenäht, und zwar für den großen Notfall. Es kam dann aber nicht so, daß wir gleich das gesamte Geld verbrauchten. Wir mußten ja schließlich nach Herford fahren und die Eisenbahnfahrkarten kaufen. Die kosteten ein paar Mark. Dann haben wir uns allerdings erlaubt, eine Bockwurst mit Kartoffelsalat im Speisewagen zu bestellen. Aber die Würstchen haben wir nie bezahlen brauchen, auch nicht unsere Getränke, denn wir erhielten von allen Tischen des Speisewagens Bier gestiftet, man prostete uns von überallher zu. Da wir Uniform trugen – es war kein Verbot mehr – erkannte man uns auch sehr schnell.
Nun war in eben diesem Speisewagen auch der Führer des Jungdeutschen Ordens, Artur Mahraun, und die beiden, Schirach und Mahraun, kannten sich nur auf Distanz, lediglich vom Sehen her. Es war eine etwas frostige Begrüßung, denn Herr Mahraun war nicht ganz glücklich. Wir dagegen waren es und konnten uns von Essen bis

Bielefeld sozusagen durchessen und -trinken, weil ununterbrochen etwas für uns bestellt wurde. So viele Bierflaschen hatte ich wohl selten auf meinem Tisch stehen. Die dann in Herford folgende Versammlung, die erste am Tag der Machtübernahme, war, wie zu erwarten, nicht nur eine Sensation, sondern ein geradezu überwältigender Erfolg. Es gab gar nicht genug Säle in Herford, um die Menschenmassen aufzunehmen. Sie strömten, strömten, strömten. Das Ergebnis war, daß ich überall als Zweitredner auftreten mußte. Schirach sprach da, und dann sprach er dort, in der Zwischenzeit sprach ich hier und da. Das obendrein Verrückte an dem Tag war, daß ein einmaliges Glatteis herrschte. Die meisten Versammlungsteilnehmer lagen also ein paar Mal auf der Nase, bevor sie die Lokale erreichten. Auch Schirach und ich blieben davon nicht verschont.

Nun beschloß Schirach aber, die Versammlungstermine der darauf folgenden Tage nicht selbst wahrzunehmen, sondern sofort nach Berlin zum Führer zu fahren. Damals war das Verhältnis zwischen den beiden ja noch fast freundschaftlich, und insofern war es zu verstehen, daß er nach Berlin wollte. Große Entschlüsse, was die Jugendführung des Deutschen Reiches anbetraf, die ja dann einige Jahre später gebildet wurde, hat er sicher nicht erwartet, aber er dachte wohl, zur Stelle sein zu müssen. Wir erreichten, daß ein D-Zug angehalten wurde. Schirach hatte mich so ins „kalte Wasser geworfen“, und ich habe mich dann einige Tage lang in Menschenmassen von Zehntausenden gebadet, in Köln, Essen, Duisburg, Düsseldorf.

Unmittelbare Wirkungen hatte die Machtübernahme nicht. Es gab also nicht sofort Geld, und die Sorgen waren nicht gleich auf der Stelle behoben. Aber der Zeitungsdrucker mahnte uns plötzlich nicht mehr, und wir konnten bereits die nächsten Ausgaben unserer „Fanfare“ vorbereiten und sogar schon Vorbereitungen treffen für die von mir konzipierte „Illustrierte Fanfare“, die dann allerdings erst ein halbes Jahr später erscheinen konnte, denn das war natürlich ein redaktionelles und drucktechnisches Werk von größerem Ausmaß. Aber sie brachte dann neues Geld und neues Ansehen. Außerdem stiegen die Anzeigen sprunghaft, so daß wir schon bald in der Lage waren, unsere sämtlichen Kosten zu decken. Und nicht nur das; wir konnten uns auch neue Wagen kaufen, den kleinen „Adler“ mit Handschaltung.

Die Mitgliederzahlen stiegen rapide. Wir konnten nur mit größter Mühe und Disziplin die uns selbst gestellten Aufgaben verkraften. Das Essener Büro erwies sich als zu klein, und so war ein erneuter Umzug fällig. Es war eine Rückkehr nach Köln, und zwar diesmal in ein sehr respektables Haus am Grüngürtel, nahe der Aachener Straße. Mein Mitarbeiter Herbert Müller hatte es mit der ihm eigenen findigen Nase entdeckt. Die Miete war natürlich höher, aber wir hatten nur einen Anerkennungs- oder Freundschaftspreis zu bezahlen. Die gesamte Einrichtung für die etwa 25 Räume kam aus spontanen Spenden, unter anderem von einem großen privaten Kaufhaus. Ich achtete auf größtmögliche Zweckmäßigkeit, das Haus sollte funktionell allen Ansprüchen genügen. Und da trat einer meiner ersten Freunde, die ich im Ruhrgebiet gewonnen hatte, Hugo Mülbert-Schäfer aus Essen, der dortige HJ-Gauführer, in Erscheinung. Er erwies sich plötzlich als erstaunlich guter Innenarchitekt.
Der BDM, einige Zeit später Gauverband West, erhielt die Hälfte der ersten Etage. Die übrigen Räume im Parterre und bis hinauf über die erste und zweite Etage blieben den Männern vorbehalten. Wir mußten alle mit den geradezu grotesken Veränderungen fertigwerden. Die „Ovale Halle" ließ ich unangetastet, sie diente nur Besprechungen und Tagungen und nun auch Empfängen. Wenn ich in Köln war, inspizierte ich täglich alle Räume, und wehe dem, der eine Tapete beschmutzt oder gar zerstört hatte! Unser Haus blieb immer wie aus dem Ei gepellt. Mit Hitlerjungen aus dem ganzen Gebiet, die ohne Arbeit und Brot waren, richtete ich eine Stabswache ein. So bekamen sie eine Aufgabe und auch eine Ausbildung durch handwerkliche Kurse.
Ich richtete sofort eine Gemeinschaftsküche ein und hatte das große Glück, eine „kostbare Perle" als Köchin zu finden. So waren wir alle zufrieden und auch wohl gesättigt, ein neues Gefühl für alle. Jeder bezahlte zwar seinen Beitrag zum Essen, aber mit Zuschüssen aus der „Fanfare" ging diese Rechnung wieder auf.
Die Führer der Jugendbünde kamen und meldeten sich an, so zum Beispiel die Gebrüder Oelbermann aus Krefeld mit ihrem Bund „Nerother". Ja, eigentlich kamen alle, alle! Ich habe mich in so manchem Fall gesperrt, wenn der Ruf nicht gut war. Man sagt heute,

daß wir alles besetzt und gleichgeschaltet hätten. Es mag sein, daß örtlich solche Entwicklungen tatsächlich stattgefunden haben. Ich suchte die Freiwilligkeit, und genau die war, ganz im Gegensatz zu allem, was heute kolportiert wird, im größtmöglichen Umfang vorhanden. Ich mußte sogar sehr bald eine Aufnahmesperre verhängen, verfügt allein für mein Gebiet. Der Ansturm war gut und schön, aber nicht zu verkraften und schließlich wollten wir, wie später auch die Partei, ja wissen, wer da Einlaß begehrte. Am unproblematischsten waren die sozialistischen Jugendgruppen zu integrieren. Mit den Bünden und kirchlichen Jugendorganisationen taten wir uns schwerer, weil sie glaubten, jeweils Staaten im Staat einrichten zu können. Ich sagte an anderer Stelle, daß mir das Militärische an der HJ der Kampfzeit gar nicht gefiel, und so begrüßte ich die Integration der Bünde. Sie brachten die Farbtupfer in unsere oft so grau bestiefelte Organisation. Die Bünde befruchteten uns vor allem in unserem verschiedenen kulturellen Bemühen. Nun muß ich allerdings ausdrücklich sagen, daß ich den Versuch der Bünde, sich innerhalb der Hitler-Jugend zu erhalten, sehr wohl durchschaute, aber das war naiv gedacht. Die Mauern standen. Der weltanschaulich, das heißt letztlich geistig Stärkere siegte.
Also die Wahrheit: Die Bünde lösten sich unter dem überwältigenden Eindruck der Revolution auf; ihre Mitglieder waren schon vorher bei uns, und ich habe sie immer gern begrüßt. Und viele bündische Führer, vor allem, um einen zu nennen, Werner Laß – anfangs von kleinlichen Menschen bedrängt – waren auch sehr schnell bei uns mit neuen Aufgaben versehen. Laß, ein ungewöhnlich intelligenter, beweglicher und kreativer Mann, wurde zuerst – als er bei mir war – zum Leiter des Presse- und Propagandaamtes eines Gebiets ernannt, und Dr. Goebbels fand Gefallen an ihm. Uns verbindet eine sehr herzliche Freundschaft. Nur mit den Oelbermanns ging es nicht.
Das Geld floß nun reichlicher. Die große „Fanfare“ hatte inzwischen in den regionalen Ausgaben insgesamt an die hundert Anzeigenseiten. Wir hatten uns einen Etat aus eigener Kraft erwirtschaftet, es mögen an die 20000 Mark pro Monat gewesen sein. Demgegenüber nahmen sich die anfänglichen Zuschüsse der Reichsjugendführung fast wie Trinkgelder aus.

Dann erschien auch einer der Eigentümer der Firma „Underberg" aus Rheinhausen am Niederrhein. Er war angeregt von unserer „Fanfare" und wollte einen Beitrag zu einer von mir geplanten reichlich illustrierten Kinderzeitschrift leisten. Wir hatten mehrere Besprechungen, auch in Rheinhausen. Da wir gerade die „Illustrierte Fanfare" aus der Taufe gehoben hatten, hätte ich eine solche Mithilfe gern gesehen. Leider war sie an konfessionelle Auflagen gebunden, und so gingen wir ohne Ergebnis auseinander.

4. Schlageter-Aufmarsch in Düsseldorf — Das HJ-Obergebiet West

Aufgerufen und ermuntert durch unsere Erfolge, rief ich das Gebiet Westfalen-Niederrhein zum Gebietsaufmarsch aus Anlaß der zehnjährigen Wiederkehr des Tages, an dem Albert Leo Schlageter durch die französischen Besatzungstruppen ermordet worden war, am 26. Mai 1933 in Düsseldorf auf. Schlageter war in der Golzheimer Heide erschossen worden, und dort hatte man ihm nach Abzug der Besatzer ein nationales Denkmal gesetzt. Ich glaube, daß das berühmte Tannenberg-Denkmal dabei Pate gestanden hatte. Es war eine großartige weitläufige Anlage mit einem tiefer gelegenen Hof und weit darüber hinaus das Schlageter-Kreuz.
Leider kennt heute kaum noch jemand den Freiheitshelden, den Freikorpsleutnant Schlageter, der aus dem südlichen Schwarzwald stammte. Nach 1945 wurde die Anlage geschleift, das Kreuz zerbrochen. Niemand sollte mehr davon erfahren. Aber tote Helden schlafen nicht. Das müßten unsere heutigen Politiker eigentlich aus der Geschichte der Antike und des Mittelalters wissen.
So kam es zum größten Aufmarsch der HJ-Geschichte. 32000 waren gemeldet und 172000 erschienen. Mit Mann und Roß und Wagen kamen sie, mit Lastwagen, Omnibussen und Rheinschiffen. Ich muß gestehen, daß dieser unerwartete Ansturm wie eine Lawine über uns alle und über mich hereinbrach. Mit allen Erfahrungen, die wir bereits hatten, war dieser Aufmarsch vorbereitet worden. In den gespenstisch leeren Industriehallen in Düsseldorfs Norden war Platz für alle, aber

wir hatten uns eben auf die Anmeldungen verlassen. Es wurde eine Beinahe-Katastrophe.
Auf den Oberkasseler Rheinwiesen hatte ich zwanzig und mehr Riesenkessel für die Zubereitung der Verpflegung aufstellen lassen. Ein bayerischer Gastronom, der Erfahrung mitbrachte, versuchte der Aufgabe Herr zu werden, schließlich hatte er bereits für das Oktoberfest gekocht. Aber dann brachen die Dämme – in den Quartieren, in der Stadt und auf den Rheinwiesen. Die alten Kämpfer wußten Bescheid; wer erst 1933 oder 1934 kam, stand fassungslos vor den Berichten, die sie nachträglich erreichten. 172000! Daß da vieles schief lief, war vorauszusehen. Auch zahllose Ohnmächtige wurden aufgelesen, und an die 200 Teilnehmer lagen dann, meistens nur für ein, zwei Tage, in den Krankenhäusern. Der Damm war gebrochen, und wer konnte und kann heute Steine werfen?
Zwischen 10.00 und 17.00 Uhr marschierten die Massen, voran eine Reiterformation mit fast zweihundert Pferden, an Schirach vor dem Opernhaus vorbei. Über Nacht waren die Formationen der Reiter, der Flieger und der Marine sowie Motorformationen aus dem Nichts gewachsen. Zwölf Rheinschiffe lagen vor Düsseldorf, zwanzig Sonderzüge warteten auf den Rücktransport, und Hunderte von Lastwagen standen bereit. Der Vorbeimarsch erfolgte in 12er- und 16er-Reihen. In jeder Stunde wälzten sich 20000 vorbei. Und das alles, einschließlich der Fehler, war auf unserem Boden entstanden, wobei ich in meinem Stabsleiter Hugo Mülbert-Schäfer einen ebenso treuen wie zuverlässigen Helfer hatte. Gauleiter Florian war sehr böse auf mich, weil es eben die unausbleiblichen Schwierigkeiten gegeben hatte. In späteren Jahren haben er und ich das alles gewissermaßen aus dionysischen Höhen gesehen und entsprechend gelacht.
Der Höhepunkt dieses Treffens war nicht der Vorbeimarsch, sondern die Kundgebung am Schlageter-Ehrenmal. Die Feuer in den Opferschalen brannten. Kaum jemand, der diese Feierstunden nicht miterlebt hat, kann das, was uns innerlich bewegte, verstehen. Wir haben als das letzte Aufgebot – nicht nur des nationalen Deutschtums, sondern des deutschen Volkes – gehandelt.
Ich selbst fühlte mich Albert Leo Schlageter besonders verbunden, weil auch meine mütterlichen Vorfahren Alemannen gewesen waren

und weil ich in ihm den Andreas Hofer des Nordens sah: gleiche Ideologien, gleiche Pflichten und Erfüllungen und gleiche Schicksale. Daher hatte ich auch meiner ersten HJ-Führerschule in Flechtorf (Burg Campen) seinen Namen gegeben. Auch unser bereits erwähnter Aufmarsch in Bad Harzburg trug Schlageters Namen. Auf dem Achtermann bei Braunlage im Oberharz sollte damals ein Schlageterkreuz errichtet werden. Mein Gesuch um Genehmigung wurde jedoch von dem deutschnationalen braunschweigischen Minister Küchenthal abgelehnt.

Gleich im Anschluß an diese Veranstaltung lud mich Schirach nach Berlin ein und überreichte mir das Goldene HJ-Abzeichen. Das war eigens hergestellt und war der bekannte Rhombus mit einem geriffelten goldenen Rand. Es war das Abzeichen Nr. 1. Die eigentliche Stiftung des „Goldenen Ehrenzeichens der HJ", das solchen HJ-Angehörigen vorbehalten war, die vor dem 2. Oktober 1932, also dem Reichsjugendtag in Potsdam, Mitglied geworden waren, erfolgte erst am 18. August 1934. Gleichzeitig wurde ich zum Obergebietsführer ernannt, zum Führer des Obergebiets West.

Es war eines von fünf Obergebieten und bestand aus sechs Gebieten: Westfalen mit Sitz der Gebietsführung in Münster, Ruhr-Niederrhein in Düsseldorf, Köln-Aachen in Köln, Koblenz-Trier in Koblenz, Hessen-Nassau in Wiesbaden und Kurhessen in Kassel. Diese Beförderung war für mich natürlich ein gewaltiger Sprung nach oben, gleichzeitig aber auch verbunden mit einem beachtlichen Mehr an Arbeit. Um auch zahlenmäßig eine Vorstellung zu geben: auf dem Höhepunkt der Entwicklung umfaßte das Obergebiet West von den sieben Millionen HJ-Mitgliedern, die es mit allen Fluktuationen immer gab, allein 2,8 Millionen.

In jene Zeit fiel auch die erste Begegnung mit meiner späteren Frau. Nach ihrem Dienstantritt als Sportreferentin des BDM im Obergebiet West – sie war Diplom-Sportlehrerin – mußte sie mir von der späteren Gauverbandsführerin Marta Voß vorgestellt werden. Solche und andere Begegnungen fanden in dem erwähnten „Ovalen Raum" unserer Dienststelle in Köln statt. Ich hieß von Kufstein her bereits „der Alte" – wieso ich zu dieser ehrenvollen Auszeichnung gekommen bin, wissen die Götter. Ganz gewiß war es keine Abwertung,

sondern eher Respekt. Also sagte Marta Voß zu meiner späteren Frau: „Jetzt muß ich Dich dem Alten vorstellen“, und meine Frau vermutete, eben ohne persönliche Kenntnis der Kampfzeit, naheliegend einen alten Herrn. Da ich im Ovalen Raum gerade andere Besucher hatte, mußte die Vorstellungszeremonie etwas warten. Nach einer Viertelstunde wartete meine spätere Frau aber nicht mehr. Sie begehrte von Marta Voß konstant die Vorstellung und fragte: „Wo ist denn nun der Alte?“ Schallendes Gelächter tönte dem überaus jungen und ebenso hübschen Neuzugang entgegen. Als ich ihr als „der Alte“ vorgestellt wurde, errötete sie sichtbar, und wir alle haben uns jahrzehntelang darüber amüsiert.
Eines weiteren Tages wurde meine Frau, wir waren aber noch nicht verheiratet, ohne meine Kenntnis nach Berlin in die Reichsjugendführung versetzt. Diese Beförderung war keineswegs mit Schirach abgesprochen, wenn er natürlich auch davon wußte. Als ich bald darauf in die Reichshauptstadt nachkam, als Stabsführer der Reichsjugendführung, beschlossen wir zu heiraten. Die Hochzeit fand dann im Dezember 1935 in einer großartigen Feier, die das Gebiet Köln-Aachen ausrichtete, im Kölner Gürzenich statt. Dr. Goebbels und Baldur von Schirach waren die Trauzeugen für unsere Ehe, die ich als zeitlebens glücklich bezeichnen kann.

IV. WIR SCHAFFEN DIE GRÖSSTE JUGENDORGANISATION DER WELT

1. Mein Anfang über eine neue, gestraffte Organisation und über Führerauslese, Führererziehung, Führerschulung

Meine Ernennung zum Stabsführer der Hitler-Jugend und Stellvertreter des Reichsjugendführers der NSDAP erreichte mich am Kleinen Wannsee am 19. Mai 1934. Ein Dutzend Gebietsführer aus den Obergebieten Ost, Süd, Mitte, Nord und West waren nahe der Kleist-Gedenkstätte im Hause Schirachs zusammengekommen. Es war alles andere als eine Routinetagung. Für die meisten HJ-Führer der Front war die Entwicklung, die von der Reichsjugendführung ausging, unbefriedigend. Sie erschien allen zu bürokratisch und zu wenig kreativ. Die Anstöße kamen nicht von oben, sondern mußten mühsam von unten dargestellt und in dem einen oder anderen Fall auch einmal durchgesetzt werden.

Revolten waren außerhalb unserer Denkweise, und doch, das war die Meinung der allermeisten, es mußte etwas geschehen. Das größte Hindernis jedes revolutionären Aufbaus sahen wir in der praktischen Unerfahrenheit Schirachs, in der kleinen und mittleren Einheitsarbeit und in der personellen Besetzung der Führungszentrale.

Hauptmann Kaul und Carl Nabersberg waren wohl Organisatoren, aber niemals geeignet, die verschiedensten Strömungen der sozialistischen, kommunistischen, bündischen und kirchlichen Jugend in eine von Grund auf neue Form zu gießen. Sie besaßen auch keine Ausstrahlung, die bei den Jungs und letztlich auch bei den Mädels ankam. Auch der im Freiwilligen Arbeitsdienst erfahrene Mitarbeiter Hierls, Helmut Stellrecht, konnte nicht aus seiner Haut. Korrekt, soldatisch, intelligent war er ganz gewiß, aber die Jungs aus Masuren, aus dem Ruhrpott und aus Bayern verstanden seine Sprache nicht.

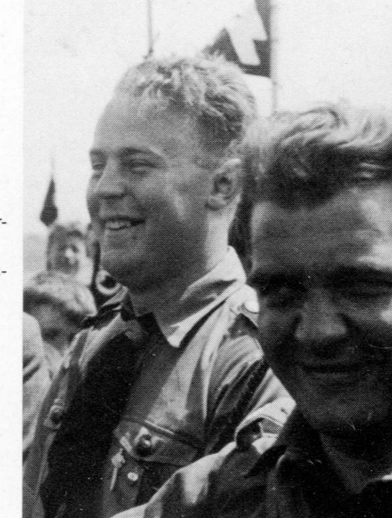
Ihnen allen fehlte der „Stallgeruch", den man sich damals im Heimabend, auf der Wochenendfahrt, im Zeltlager und wohl auch in der Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner – bis hin zu den Blumentöpfen, die man uns zuwarf – erworben hatte. Man roch und

spürte ihn, und so selbstverständlich die Zusammengehörigkeit war, so unerbittlich war die Ablehnung, ja, sogar das Aufbegehren gegenüber Fremden.
Damals am Kleinen Wannsee gab es keine Schönredereien. Meine Freunde machten Schirach klar, daß sie nicht weiter mitarbeiten würden, wenn nicht sofort etwas geschähe. Baldur und auch ich, der ich ja absolut nichts eingefädelt hatte, verstanden.
Noch draußen am Kleinen Wannsee übernahm ich das Amt des Stabsführers der HJ und des Stellvertreters des Reichsjugendführers und am Morgen des folgenden Tages meinen neuen Stab im Gebäude am Kronprinzenufer. Praktiker auf den Gebieten Organisation, weltanschauliche Schulung, Sozialarbeit, Leibeserziehung, Auslandsbeziehungen, Jugendherbergswesen, Aufmarschleitung und dergleichen hatte ich auch für größere Ansprüche genügend.
Ich war stolz, in diese Höhenregion vorgestoßen zu sein, war aber ein so sehr in der Wolle gefärbter Hitlerjunge, daß ich wohl jederzeit auf dem Boden geblieben bin. Die zwei Millionen Mitglieder im Obergebiet West bildeten nicht nur meine „Hausmacht", sondern waren auch meine Kritiker. Ich denke da nur an Gustav Adolf Langanke, den Gebietsführer von Westfalen. Er hatte schon im Obergebiet West nie ein Blatt vor den Mund genommen, und dabei blieb es auch, Gott sei Dank. Kritik habe ich immer als Kriterium jeder Menschenführung und Politik anerkannt, allerdings gab es – und so sehe ich auch die Demokratie – dann mal eindeutige Entscheidungen. Wer führt, muß auch einmal das letzte Wort haben.
Meine Rückkehr nach Köln, die ja noch einmal sein mußte, gestaltete sich turbulent. Der ganze Hauptbahnhof stand Kopf. Mir erschien das als Wiedergutmachung der häßlichen Szenen anläßlich meines Amtsantritts als Gebietsführer.
Niemand wird heute verstehen – eben aus der augenblicklichen Sicht heraus –, daß die Jungs und Mädel zu zehn- und mehrtausend zwischen Dom und Bahnsteigen aufmarschiert waren. Das „Spießrutenlaufen" zum Wagen war diesmal ein Blumenkorso.
Ich verschwand damals sehr schnell zur Reichstagung des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VdA) in Trier. Es war meine erste Amtsobliegenheit. Die Teilnehmer waren mir nicht von vornherein

geläufig, denn sie beliefen sich auf etwa achtzehntausend und kamen aus aller Welt. Ob ich in meiner Rede die richtigen Worte gefunden habe, weiß ich heute nicht mehr.
Zurückgekehrt nach Berlin, hatte ich mich bei Adolf Hitler zu melden. Baldur von Schirach stellte mich dem Führer vor, aber der schmunzelte nur über den erwachsen gewordenen „Tischherrn“ vom 19./20. April 1925 in Rosenheim. Er gratulierte mir herzlichst, nicht ohne mir sein Anliegen und seine Wünsche für die Hitler-Jugend seiner Vorstellung zu sagen.
Man weiß, daß Hitler die deutsche Jugend stets als das „Deutschland von morgen“ ansah und sie wie ein Vater liebte, aber seine ganz spezifischen Vorstellungen von uns hatte: „Hart wie Kruppstahl, flink wie Windhunde und zäh wie Leder!“ Diese erst zwei Jahre später in Nürnberg geäußerte Doktrin war mir nicht fremd. Nun hatte ich, immer an der Seite Schirachs, diese Aufgabe. Die HJ sollte disziplinierter und auch vorzeigbar werden. Hitler hatte anläßlich seines ersten Italienbesuchs die Balilla erlebt und war wohl von deren Exaktheit besonders beeindruckt.
Nach meiner Meldung war ich erstmals Gast beim später so legendär gewordenen Mittagstisch. Es waren an die 20 Teilnehmer, an ihrer Spitze Dr. Goebbels, Rosenberg und Schirach. So etwa mag das Tabakskollegium Friedrich Wilhelm I. ausgesehen haben und so zwanglos und kunterbunt wurden an diesem Tag auch die Gespräche geführt. In späteren Jahren wurde das anders, die Mittagstafel war die Fortsetzung wichtigster dienstlicher Gespräche und ihr „Buchhalter“ war dann ab 1941 Reichsleiter Bormann, der jedes noch so bedeutungslose Räuspern auf den berühmten Zetteln festhielt.
Im wenig funktionsgerechten Doppelhaus am Kronprinzenufer, ein Stadtpalais aus der Hohenzollernperiode und ein komfortables Wohnhaus, die nach einigen Mauerdurchbrüchen vereint waren und zusammen an die vierzig Hallen, Treppenhäuser, Salons, hohe Einzelräume mit reicher Stuckverzierung aufwiesen, war anfangs die gesamte Reichsjugendführung untergebracht.
Im Palais bildeten drei Riesenräume in der ersten Etage das Führungszentrum. Die Fenster zum Lehrter Bahnhof hatten Kaufhaus-Größenordnung. Zwischen Baldurs Arbeits- und Repräsentations-



Schlageteraufmarsch am
26. Mai 1933 in Düsseldorf.



Im Lager des Schlageteraufmarsches mit Aufmarschleiter Hugo Mülbert-Schäfer, Stabsleiter des Gebiets.

Mit Baldur von Schirach auf dem Kleinen Wannsee am 30. Juni 1934.



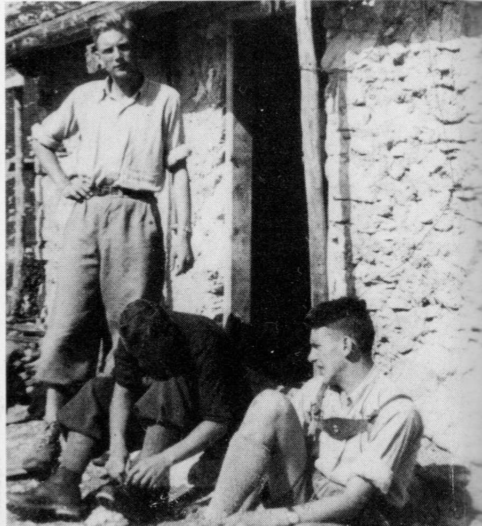
Illegale österreichische HJ-Führer beim Grenzübergang bei Berchtesgaden.



Unten links:
Die Wiener illegale Führerin des BDM „Der Tiger“ an der grünen Grenze.

Unten rechts:
Der illegale Innsbrucker HJ-Führer Willi Holzknecht.





Labung haarscharf zwischen Österreich und Deutschland 1936.

Auf deutschem Boden am Untersberg 1936.



Ankunft am Tag des Einmarsches in Wien-Westbahnhof. Der illegale Wiener HJ-Führer meldet. Im Hintergrund die Reichsreferentin Dr. Jutta Rüdiger und die illegale österreichische BDM-Führerin Herta Stumfohl.











Oben links:
Gebietsführer
Gustav-Adolf Meiforth.

Oben rechts:
Die Dienststelle des Obergebietes Westfalen-Niederrhein in Köln.

Mitte links:
Gebietsführer Hubert Meiforth.

Mitte:
Führerthing in Kiel mit Lauterbacher und Meiforth.

Unten:
Trude Mohr-Bürkner, Reichsreferentin bis 1935, die Architektin des BDM. Obergebietsführer Carl Cerff, der Chef des Kulturamtes in der Reichsmädelführerinnenschule in Potsdam.



raum und meinem Zimmer saßen in einem Großraumbüro die Adjutanten, Sekretärinnen, Referenten und andere. Es war das auch der berühmte „Cordon sanitaire".

Erfreulicherweise hatte ich den beinahe prunkvollen Sitzungsraum direkt neben mir. Er bildete zugleich auch meinen „Hintereingang". Und hier etablierte ich zunächst meinen persönlichen Mitarbeiterstab.

Im Parterre mit großer Empfangshalle waren die Anmeldung, Telefonzentrale und die Stabswache. Die Ämter verteilten sich auf dreißig bis vierzig Arbeitsräume, arbeitstechnisch ein wahrer Dschungel.

Meine Tätigkeitsmerkmale ergaben sich, grob gesagt, aus den beiden Amtsbezeichnungen „Stabsführer" und „Stellvertreter". Im HJ-Jargon hieß ich weiter „Der Alte". Dieser Spitzname enthielt meine ganz persönliche Aufwertung.

Einen Geschäftsverteilungsplan mußten Schirach und ich nicht erstellen. Ich hatte alle Freiheiten und Vollmachten, und wenn alte Freunde und Mitarbeiter heute danach gefragt werden, dann war ich der Organisator und Mannschaftsführer.

Meine erste Gesprächs- und Arbeitspartnerin war Trude Mohr, die Reichsreferentin des Bundes deutscher Mädchen (BDM). Sie war ebenso selbstbewußt – was sie in dieser Männerwirtschaft wohl sein mußte – wie großartig. In der Hölle der Berliner Kampfzeit gestählt, haftete auch ihr der „Stallgeruch" an. Und so war es eigentlich unmöglich, Ärger oder Streit miteinander zu bekommen. Ich respektierte ihre ganz spezifischen Mädelaufgaben, und sie nahm mich als „Primus inter pares", eine pure Selbstverständlichkeit in unserer verschworenen Kampfzeitgemeinschaft.

Die Amtschefs und deren Aufgabengebiete kannte ich schon aus meiner westdeutschen Tätigkeit. Einige schieden aus und wanderten in die Parteiarbeit ab, ein normaler Vorgang. Ebenso selbstverständlich war, daß ich immer an Lebensjahren weit jüngere nachholte. Der „Naturschutzpark" mußte ja durchlüftet werden, und vorhandene große Talente in den Gebieten mußten die Möglichkeit der Herausforderung und Bewährung ganz oben erhalten. Das war ein altes Prinzip von mir und hieß mit anderen Worten ausgedrückt: Führererziehung und Führerschulung auf allen Ebenen.

Dann bereiste ich die Gebiete. Deren Führer waren mir von den Reichstagungen her bekannt. Die Stärken und Schwächen der einzelnen mußten allerdings erst ausgelotet werden. Eine ganze Anzahl fiel durch den Raster. Ich wollte, daß das Prinzip „Jugend wird durch Jugend geführt" auch wirklich in die Tat umgesetzt wurde. Da nicht nur die Sommerlager und Fahrten, die Grenz- und Auslandslager anstanden, sondern auch der Reichsparteitag 1934, mußte hart und sehr viel vor Ort gearbeitet werden. Besondere Begabungen waren zum Teil bereits in den Gebietsstäben eingesetzt; andere entdeckte ich unterwegs. Das Gespür dafür hatte ich.

Der Reichsparteitag 1933 war ein Aufschrei, ein Jubel und eine Bereitschaft ohnegleichen. Die Schönheitsfehler lagen in Ordnung und Disziplin, die nicht befohlen werden konnten, sondern aus der kleinsten Einheit heraus entwickelt werden mußten.
Als man mich 1933, knapp drei Wochen vor dem Parteitag, zum Aufmarschleiter der HJ ernannte, stand ich vor einem Chaos. Es war wie beim Schlageter-Aufmarsch am 26. Mai 1933 – Gott sei Dank hatte ich diese Erfahrung. Und trotzdem schlugen die Berliner den Rheinländern und Süddeutschen mit Kommißbroten die Köpfe ein und sägten meinen sehr hohen hölzernen Befehlsstand an.
Die sechzigtausend Teilnehmer, die auf der sogenannten Russenwiese in etwa hundert Riesenzelten ihr Lager fanden, brachten aus der Stadt Nürnberg von ihren Freizeitspaziergängen einige tausend Bierkrüge mit, ganz schlicht als Erinnerung und ohne sich Böses dabei zu denken. Der Alarm der Wirte war unüberhörbar. Mir blieb nichts anderes übrig, als eine Art von Lagerpolizei zu bilden, alle Zugänge abzuriegeln und schließlich Razzien in den Zelten durchführen zu lassen. Ich trat das erste Mal ausgesprochen energisch auf und erzielte deutliche Wirkung. Rund um meinen Kommandoturm häuften sich die sichergestellten Krüge zu Bergen.
Im Stadion ließ ich die sechzigtausend schon drei Stunden vor Beginn unserer Kundgebung aufmarschieren, auf dem Rasen in der Hauptsache das Obergebiet West. Was in den Rängen plaziert war, konnte nicht direkt davonlaufen. Trotzdem sprangen Tausende über die Banden und keilten den Führer während seiner Rundfahrt mehrere

Male ein. Das war grausam. Unser Ansehen war angesichts der ausländischen Gäste in größter Gefahr. Hitler selbst trug die Katastrophe mit Fassung, obwohl er ganz gewiß erwogen haben mag, diesen chaotischen „Kindergarten" fürs erste nicht mehr an Reichsparteitagen teilnehmen zu lassen.
Das war die Situation, vor der ich im Sommer 1934 stand. Die Gebietsführer nahm ich sehr persönlich in ihre Pflicht und drohte mit Ablösung für den Extremfall. Im Zuge vieler Neubesetzungen in der Reichsjugendführung holte ich mir den Organisationsleiter des Gebiets Kurmark, Werner Kley. Er war eine Naturbegabung, eine sehr sportlich-drahtige Erscheinung, dreiundzwanzig Jahre alt.
Abgesehen von der Erstellung der Reisepläne, die Gott sei Dank bereits Sonderzüge vorsahen, spielten wir in Nürnberg die An- und Abmärsche zum Lager und zum Stadion hundertmal durch, und ich stellte immer wieder neue Schikanen auf: Was ist, was wird, wenn . . .? Im Stadion wurde in der organisatorischen Vorbereitung nicht anders verfahren. Ich hatte die Gebietsführer nach Nürnberg befohlen, und wir spielten einfach alles Erdenkbare und Undenkbare durch. Zwei Tage lang, immer wieder das gleiche!
Ich wollte den Führer davon überzeugen, daß wir inzwischen ein Jahr gearbeitet und uns diszipliniert hatten und ihm die Ängste, daß wieder etwas total ungeordnet ablief, nehmen.
Die in Nürnberg eintreffenden Sonderzüge holte ich zusammen mit dem Chef des Organisationsamtes und einem besonderen Einsatzstab ab und sprach am Abend über eine mächtige Lautsprecheranlage, die auch Tote hätte erwecken können, zu den Sechzigtausend.
Der Lohn war dann der Erfolg. Es waren Mängel vorhanden, die meistens aber nur wir Organisatoren erkannten. Hitlers Augen glänzten; ich erkannte das, und Baldur war seinen berechtigten Alptraum los.
Während der Rede Hitlers drohte die riesige Muschel des Stadions allerdings mehrere Male zu platzen. Ich stand wie auf Nadeln. Wie lange würde die so junge Disziplin standhalten? Der grenzenlose Jubel inspirierte den Redner Hitler zu immer neuen Formulierungen. Der Kessel war ein Meer des Jubels.
Die ausländischen Gäste des Reichsparteitages, darunter die meisten der in Berlin akkreditierten Botschafter, wurden mitgerissen. Ich sah

Engländer, Franzosen und Amerikaner angesteckt von diesem Taumel der Glückseligkeit. Die „New York Times", die Londoner „Times" und eigentlich alle Zeitungen der damaligen Welt berichteten darüber erstaunlich wahrheitsgemäß.
Die Schlacht war geschlagen, und die Helden konnten zurück ins Lager und vierundzwanzig Stunden später in ihre Sonderzüge. Hitler strahlte, als wir, Schirach und ich, abends dann vor ihm im „Deutschen Hof" standen. Das war unser schönstes Geschenk. Für mich und meine alten und neuen Mitarbeiter war es eine Bewährungsprobe ersten Ranges gewesen. Unser Ansehen war gewachsen. Wir waren plötzlich wer!
Die Anlaufepoche war abgeschlossen. Verhältnisse, wie wir sie nach der Machtübernahme erlebt hatten, gehörten der Vergangenheit an. Ich denke an die Kundgebung des Gebiets Berlin am 1. Mai 1934 im Berliner Lustgarten, also an Schloß und Dom. Dem Gast bot sich ein imposanter Ameisenhaufen voller Bewegung, der sich aber nicht ordnen ließ. Die Lautsprecheranlage hatte höchstens zehn Prozent der erforderlichen Kapazität. Kein Befehl, keine Anordnung drang durch. Für mich, der ich damals nur Gast war, ergab sich für alle späteren Veranstaltungen eine besondere Konsequenz: Lautsprecheranlagen müssen auf offenen Plätzen dem Lärm von hunderttausend Menschen mit doppelter und dreifacher Phonstärke begegnen können. Mit der Berliner Anlage, die noch dazu aus dem Propagandaministerium kam, war nicht durchzukommen. Der Führer sprach, wurde aber nur von den jeweils Nächststehenden verstanden. Dieser Umstand erhöhte die Unruhe und verhinderte jede Aufmerksamkeit.
Dr. Goebbels gab der „undisziplinierten HJ" die Schuld. Adolf Hitler selbst fuhr ihn aber unwirsch an und meinte: „Die Jugend ist schon in Ordnung, und sie will auch schweigen und zuhören, aber Ihre technischen Vorbereitungen stimmen nicht, die Lautsprecher dringen nicht durch. Auch der letzte Mann hier auf dem Platz muß hören können. Wenn das möglich ist, passen die auf wie die Haftelmacher."
Nach den Olympischen Spielen 1936, also jeweils am 1. Mai 1937, 1938 und 1939, fanden dann die Jugendaufmärsche in der riesigen Schale des neuen Stadions statt und siehe da: Hitler war gerechtfertigt.
Die Zitterpartien waren nun auch außerhalb der Reichsparteitage überwunden. Alle Kundgebungen verliefen in einem Rahmen freiwilli-

ger Ordnung und Disziplin. Dieser Damm verhinderte auch das Ausbrechen einzelner. Massen sind durchaus berechenbar, man muß allerdings den meist bitteren und steinigen Weg der Erfahrungen gegangen sein und auch kleinste Bruchstellen von vornherein ausschalten.
Auch in unserer Zeit finden ständig Großveranstaltungen statt, und die Veranstalter möchten sie in Ruhe abwickeln, aber wehe, wenn der erste einen Stein wirft. Ich denke da an das Ende der Weltausstellung in Philadelphia, die innerhalb einer Stunde zerstört war. Ein einziger hatte einen Stein in die monströsen Spiegelscheiben geworfen, und die Massenhysterie war Wirklichkeit.
Am großen Vorbeimarsch auf dem historischen Marktplatz in Nürnberg haben wir, die Hitlerjugend, nie teilgenommen. Anfangs war Hitler das Risiko zu groß, und dann war es das Ritual, das eine Änderung vor dem Goldenen Brunnen verhinderte.

2. Der Adolf-Hitler-Marsch als Symbol

Der schlesische Gebietsführer Werner Altendorf, ein ebenso soldatischer wie musischer Mensch, ließ 1934 und 1935 die Fahnen seiner Banne sternförmig nach Breslau marschieren. Diese Idee faszinierte mich so sehr, daß ich den „Adolf-Hitler-Marsch" erfand und verwirklichte. Nach einem ausgeklügelten Organisationsplan marschierten die Bann- und später auch die Jungbannfahnen aus allen Gebieten, also aus Ostpreußen ebenso wie aus Pommern, Mecklenburg, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Thüringen und Sachsen, Westdeutschland und Bayern konzentrisch gen Nürnberg.
Heute verwendet man für eine solche Planung Computer; damals waren es noch menschliche Rechen- und Organisationsaufgaben. Es mußten die Strecken in Kilometern errechnet werden, die Halteplätze, die Ruhetage, die Verpflegungs- und Übernachtungsstationen festgelegt werden, und die Formationen mußten, nicht selten in Sturm und Wetter, innerhalb einiger Stunden auf einem riesigen Sammelplatz in Fürth bei Nürnberg eintreffen. Es war eine Art von olymischem Fackellauf; aber der „Adolf-Hitler-Marsch" war beschwerlicher. Die

olympische Fackel wird immer nur von stets wechselnden Läufern getragen. Der „Adolf-Hitler-Marsch“ bestand, je nach Größe des Gebiets und der Anzahl der Fahnen, aus je dreißig bis achtzig Teilnehmern, Fahnenträgern und Organisatoren, Bagagewagen, Fourieren, die geschlossen abmarschieren und ankommen mußten. Es waren rechnerische und eben organisatorische Meisterleistungen.
Unterwegs waren in der Regel kleine und mittelgroße Dörfer die Gastgeber. Bauern, Gastwirte und alle Schichten der Bevölkerung gaben sich die Ehre, einen Hitlerjungen aufzunehmen. Für die Fahnen standen bewachte Turnhallen zur Verfügung. Bürgermeister und Ortsgruppenleiter, örtliche HJ- wie Parteiführer, die Frauenschaft und der BDM wetteiferten in einer einzigartigen großen Gastfreundschaft.
Feldschere und Ärzte waren natürlich immer dabei. Sie überwachten die Gesundheitszustände ebenso wie die Heilgehilfen auch schon einmal die Füße verpflastern mußten.
Überall gab es bei unseren Durchmärschen Feiern. Wir haben mit dem „Adolf-Hitler-Marsch“ mehr als die meisten anderen Einrichtungen das ganze Reich in seinen Bann geschlagen. Mit Sonderzügen war man ja relativ bequem durch die Lande gefahren; aber kennengelernt haben Deutschland und seine Geschichte, die Denkmäler seiner Volk- und Nationswerdung von den Ordensburgen im Osten bis zu den Kaiserpfalzen und Domen in Mittel-, West- und Süddeutschland in dieser intensiven Weise nur die „Adolf-Hitler-Marschierer“. Der Marsch war ebenso eindrucksvolles Kennenlernen wie Geschichtsunterricht vor Ort.
Die Märsche waren insgesamt eine Konzentration von weltanschaulicher und politischer Schulung, von Geschichte und Gegenwart, nicht zuletzt auch körperlicher Ertüchtigung. Heutzutage gibt es die sogenannten Jogger, früher nannte man sie schlicht Lang- oder Waldläufer, aber die zweiunddreißigtausend Kilometer Fußmarsch mit Gepäck und flatternder Fahne hat es eben nur die paar Male gegeben. Die Märsche waren aber auch eine Darstellung unserer Disziplin, eine besondere Übung und ein Erlernen der Gemeinschaft und insofern ein einziger Heimabend über zehn, zwanzig und vierzig Tage.

In Fürth kamen die Kolonnen mit einer meisterhaften Ordnung und Präzision in einem riesigen Zeltlager an. Acht Tage der gesundheitlichen und körperlichen Überprüfung standen an, und alle Teilnehmer, insgesamt zwischen acht- und zwölftausend, mußten neu eingekleidet werden. Nach einigen Tagen der relativen Ruhe begann sofort die Marsch- und Vorbeimarschprobe.
Und dann kam der Tag, den man auch mit „Lohn der Angst" bezeichnen könnte. Der Berliner HJ-Führer Eberhard Grüttner, ein echter Haudegen, aber ungewöhnlich in der Menschenführung begabt, übernahm den „Marsch der Fahnen".
Schirach hatte Adolf Hitler erweichen können, doch vom Balkon des Hotels „Deutscher Hof", seinem Nürnberger Hauptquartier, den Vorbeimarsch abzunehmen. Der „Adolf-Hitler-Marsch" war und blieb ab 1936 die Eröffnung der Reichsparteitage. Die erste Kundgebung blieb bis Kriegsbeginn der Marsch unserer Jungs mit ihren Fahnen.
Ich stand neben Adolf Hitler und Schirach auf dem Balkon. Ich war nicht ohne Herzklopfen, denn nun sollte eine weitere Bewährungsprobe stattfinden. Das Ergebnis war geradezu umwerfend positiv. Vom „Plärrer" her, also schon einen halben Kilometer vorweg, sah man die Kolonnen und hörte unsere Kapellen. Zum ersten Parteitag unter Teilnahme der Hitlerjugend hatte ich bereits meine Musik- und Fanfarenzüge aus Köln gestellt. Nun waren es mehr als vierhundert Musiker! Der Tag war wolkenlos schön, ein echtes Führerwetter, und schon der allererste Eindruck verscheuchte alle Unkenrufe und auch meine Sorgen.
In Zwölferreihen, sehr wohlgeordnet, peinlich genau wie vor dem Ehrenmal in Berlin, marschierten dann die Jungs aus allen Teilen des Reiches vorbei. Es war die Demonstration Großdeutschlands, einfach deshalb, weil ja später auch die Deutschen aus Österreich und dem Sudetenland teilnahmen. Die Anmarschwege waren von Zehntausenden von Menschen gesäumt. Beifall und Jubel hätten wohl auch die Mauern von Jericho erschüttert.
Wenn ich zurückblicke, war dieser Vorbeimarsch der Höhepunkt meiner Arbeit in der Hitlerjugend. Ordnung, Disziplin, Weltanschauung und Schönheit waren vereint. Der Führer ließ alle Zeichen seiner

Zustimmung erkennen, anfangs zurückhaltend, abwartend, aber dann beinahe hemmungslos begeistert. Das war unser Adolf Hitler, wie ihn leider nur so wenige kennengelernt haben. Die Jungs paßten auf „wie die Haftelmacher“ und waren eine einzige Geschlossenheit, eine Einheit, ja, ein Block geworden.
Heute sagt man „Drill“. Du lieber Gott, der Du das möglicherweise anhören mußt! Es war alles so freiwillig, wie wohl kaum zuvor und erst recht danach. Die größtmögliche Ordnung garantiert erst die Freiheit und umgekehrt.
Schon 1938 wurde der „Adolf-Hitler-Marsch“ nach Landsberg am Lech weitergeführt. Anfangs hatte ich für diese Idee nur wenig Zustimmung, aber ich gewann den Führer. Nach dem letzten Fanfarenstoß der Reichsparteitage marschierten die Tausende weiter bis zu Adolf Hitlers Haftzelle in Landsberg. Örtliche HJ- und Parteistellen versuchten der Presse klarzumachen, daß sie diesen Abschluß des Marsches erfunden hätten, aber da ging Schirach auf die Barrikaden. Er verwies im Hotel „Gockel“ in Landsberg, das nach 1945 letzte Zuflucht der Familien der zum Tode Verurteilten werden sollte, auf die Wahrheit.
In der Zelle Hitlers erhielten alle Teilnehmer des Marsches ein Exemplar „Mein Kampf“ mit besonderer Widmung. Auf dem historischen Marktplatz von Landsberg beendete Schirach den Marsch und den Reichsparteitag. Er hielt damals, wie so oft vorher, eine zündende Rede und bestätigte einmal mehr, daß er ein Idol der HJ war. Was über viele Jahre später auf ihn und uns alle zukam, steht auf einem anderen Blatt.
Die Jungs fuhren mit Sonderzügen in die Heimat zwischen Etsch und Belt und Maas und Memel, kündend von einem großen Geschehen. Keiner hätte sich seine so vielfältigen Erlebnisse von Land, Menschen und Geschichte nehmen lassen. Wie viele sind dann im Kriege gefallen? Die Marschteilnehmer an der Welt größter Fahnenkundgebung waren sicher dabei. Leider ist uns ihr Blut nicht erhalten geblieben. Einige Teilnehmer, die heute noch leben, sprechen von dem Höhepunkt ihrer Jugend.
So, wie der „Adolf-Hitler-Marsch“ nicht nur ein konzentrischer Marsch in Richtung Nürnberg und Landsberg sein sollte und

geworden war, sondern darüber hinaus, wie beschrieben, mehr, so sahen unsere weiteren Pläne eine Erweiterung vor. Es handelte sich um einen „Deutschland-Marsch", der zunächst als Grenzlandmarsch an unsere Grenzen gehen sollte, zu den Grenzlanddeutschen. Darüber hinaus waren Pläne hinsichtlich einer Fortsetzung als „Europa-Marsch" in der Überlegung, eines Marsches zu den deutschen Volksgruppen außerhalb unserer Grenzen und zu unseren Freunden in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Ungarn, Griechenland, Finnland und Skandinavien. Der Krieg machte alle diese Pläne zunichte.

3. Zwischen Ostpreußen und dem Saarland, Schleswig-Holstein und Kärnten

Der Auf- und Ausbau der Hitlerjugend nach der Machtübernahme war eine Herausforderung an den Einsatz von Führern und Geführten. Diese Arbeit vollzog sich weder in einem luftleeren Raum noch konnte sie ohne die entsprechende Zusammenarbeit mit allen möglichen Partei- und Staatseinrichtungen vor sich gehen. Es gab schließlich genügend Probleme, die derartige Verbindungen erforderten. Denken wir beispielsweise an den Heimbau, eine der Großaktionen, die alsbald anliefen. Das HJ-Heim hatte schon in der Kampfzeit eine große Rolle als Ort des Zusammentreffens und der Pflege der Gemeinschaft gespielt. Es war vielleicht eines der wesentlichen Kriterien jener Jahre gewesen. Draußen, auf den Straßen und im Gelände, konnte man sich teilweise nicht sehen lassen und mußte in irgendein stilles Heim verschwinden.

So war es klar, daß eine der ersten Maßnahmen nach 1933 die Einrichtung von Heimen war. Dabei wurden sie anfänglich nur gemietet und eingerichtet. Die Initiativen zum Heimbau gingen in jener Anfangszeit ausschließlich von den HJ-Ortsgruppen aus.

Ich persönlich vertrat einen Standpunkt, den ich damals, 1934/35, in wiederholten Interviews der Presse gegenüber äußerte, wonach das Heim nicht nur ein Versammlungsraum sein sollte. Nach meinem Verständnis hatte es eine allgemein-erzieherische Aufgabe in Richtung

der Geschmacks- und der kulturellen Bildung. Die Einrichtung des Heims sollte, vom Außenbau angefangen, immer mehr nach innen gerichtet das ausstrahlen, was wir als erzieherisches Element verstanden wissen wollten.
Dann waren Führerschulen erforderlich. Die in Flechtorf auf der Burg Campen war die erste gewesen, aber sicherlich kein Vorbild für weitere Bauten – Neubauten wie Umbauten. Auch Flechtorf war ein, wenn auch schöner Behelf gewesen. Aber jetzt nach 1933 mußten neue Wege gegangen werden, mußten neue Führerschulen her.
Selbstverständlich ließ sich das alles – der Neubau von Heimen und Führerschulen – nicht über Nacht und wie ein Zauberstück verwirklichen. Das Ganze mußte wohl überlegt, bedacht, geplant werden. Wo waren die Einzugsgebiete? Wieviel Heime in welcher Größenordnung waren notwendig? Konnte man auf vorhandene alte Burgen, Gutshäuser oder was auch immer zurückgreifen, oder mußte man neu bauen? Wir machten eine Reihe von Erfahrungen, die uns lehrten, daß der Umbau immer teurer war als der Neubau.
Aber zunächst konnte nur umgebaut werden. Zwar hatten die Regierungspräsidenten sogenannte Jugendpflegemittel in ihren Haushalten, die aber vorne und hinten nicht ausreichten. Außerdem galt es ja, nicht nur die Heime und Führerschulen zu finanzieren, sondern da waren auch noch die verschiedensten, vor allem sportlichen Ausbildungen und Veranstaltungen. Also ging es nicht ohne die Initiative der örtlichen Führerinnen und Führer, die es verdienen, daß man sie in diesem Zusammenhang erwähnt.
Natürlich war auch beim Aufbau der weltanschaulichen Schulung aller Anfang schwer, vor allem, weil sich anfänglich die Situation wie folgt darbot: Es wurde ein Stoff behandelt, unabhängig vom Alter der Mannschaft. Ich hielt es auf Dauer nicht für sinnvoll, sozusagen mit einer Kladde, die für die Heimabende Anregungen gab, ganze Jahrgänge auszubilden.
Also führte ich den jahrgangsweisen Aufbau ein – ein schreckliches Wort, über das ich schon damals immer wieder stolperte, für das es aber offenbar keinen besseren Ersatz gab. Ich machte eine Anleihe bei der Schule, die ja schließlich auch nach Altersstufen aufgebaut war und für jede Stufe eigene „Programme“ hatte. Dasselbe galt natürlich

auch für die körperliche Schulungsarbeit, so daß dann die erzieherische und politische Arbeit der HJ stufenweise vonstatten ging.
Aber auch das konnte nicht von heute auf morgen in die Tat umgesetzt werden. Nur hatte ich hier bereits Erfahrungen sammeln können, hatten wir doch zuerst im Obergebiet West die Schulungshefte „erfunden". Das waren allerdings noch nicht die späteren Hefte, sondern Mappen mit vierzig bis fünfzig Einzelblättern, mit Einzelthemen und jeweils Fotos für die Ausschmückung der Heime und Führerschulen. In Berlin waren wir dann schon ein Stück erfahrener; auch hatten wir jetzt mehr Geld zur Verfügung.

4. *Zusammenarbeit mit Partei und Staat*

Eine meiner Aufgaben als Stabsführer war, den Auf- und Ausbau der HJ mit den Spitzen von Staat und Partei auszurichten, zu koordinieren. Wir waren sowohl in der Spitze als auch in den Gauen und letzten Endes vor allen Dingen in den Kreisen und Ortsgruppen auf die gute Zusammenarbeit mit den Politischen Leitern angewiesen. Was die Reichsleitung anbetraf, so war die Zusammenarbeit mit den Reichsleitern in den verschiedenen Bereichen relativ problemlos, beispielsweise also mit Dr. Ley für den gesamten Sozialbereich oder für die weltanschauliche Erziehung mit Rosenberg, der anfangs noch einen großen Einfluß ausübte. Die Reichsleiter waren zwar nicht weisungsberechtigt, aber sie hatten doch das Recht, ihre eigenen Vorschläge zu machen. Letzten Endes war es auch immer eine Frage der Persönlichkeit.
Besonders wichtig war, daß in der Parteileitung der Reichsschatzmeister uns wohlgesonnen blieb. Wir waren materiell von ihm abhängig, und die HJ kostete auf der ganzen Linie natürlich ein enormes Geld. Die Finanzierung erfolgte zwar vom Staat und von der Partei, die Gelder liefen jedoch samt und sonders über die Partei, über den Reichsschatzmeister. Um das an meiner eigenen Person beispielhaft aufzuzeigen: Meine Gehälter, die ich später als Oberpräsident, als Reichstagsabgeordneter, und auch gewisse Entschädigungen, die ich als Reichsverteidigungskommissar erhielt, gingen ausschließlich vom

Staat an den Reichsschatzmeister, und der bezahlte dann den Gauleiter. Die Betonung lag dabei auf Gauleiter.
Das mag auf Außenstehende sonderbar wirken, aber so war es. Damit war der Reichsschatzmeister nie ausgeschaltet. Sämtliche Mittel, die der Staat der HJ zur Verfügung stellte, gingen durch seine Hände. Ich glaube, das war nicht nur eine Prestigeangelegenheit der Partei, sondern das war die einzig richtige Lösung, weil ja bekanntlich viele Köche den Brei verderben, besonders, wenn es um Geld geht. Es konnte nur eine Stelle das Geld ausgeben, also konnte es auch nur eine Stelle sammeln.
Ein Riesenetatposten in der HJ war die Besoldung der männlichen und weiblichen hauptamtlichen Mitarbeiter, der Führer und Führerinnen. Auch diese Besoldung lief natürlich über den Reichsschatzmeister. Das erforderte eine Menge Geld, das die Partei allein nicht hätte aufbringen können. Es zahlte zwar jedes HJ-Mitglied, ob männlich oder weiblich, seinen Monatsbeitrag, aber man kann sich leicht vorstellen, daß diese Beträge nicht ausreichten.
Darüber hinaus entrichtete jedes HJ-Mitglied zehn Pfennig für die Versicherung, die wir mit der Agrippina in Köln abschlossen. Sie war allerdings keine Versicherung, die unsere Mitglieder gegen jede Krankheit, jeden Unfall absicherte, sondern, ähnlich der des Arbeitnehmers, war sie lediglich eine Dienst-Versicherung. Alles, was im HJ-Dienst, im Zeltlager, auf Fahrt geschah, war über diese Versicherung gedeckt. Das war schon eine großartige Leistung.
Mit dem Reichsschatzmeister ergab sich eine gute Zusammenarbeit. Er war ein sehr sparsamer, man könnte sagen pingeliger Mann, und man brauchte schon eine Gebrauchsanweisung, wenn man mit ihm sprechen wollte. Man mußte ihn nehmen, wie er war. Natürlich mußte man zunächst einmal wissen, wie er war, und das war auf Anhieb nicht immer gleich der Fall. Aber er trug in sich eine echte Begeisterung für die HJ, und er hat für diese Organisation im Rahmen der eigentlichen Parteiarbeit Enormes getan.
Ferner gab es selbstverständlich auf allen Gebieten Berührungspunkte mit dem Staat. Es bestand gleich am Anfang, also 1933, so etwas wie eine Überlegung, mehr allerdings wohl auf der Seite des Reichsinnenministers Dr. Frick und seines Ministeriums, wie man die HJ in den

Staat einbinden könnte. Aber dazu kam es nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das eine Verfügung Hitlers vorausgesetzt hätte. Die war nicht vorhanden, und es ist erwähnenswert, daß Hitler peinlich Distanz hielt. Die HJ war eine Parteiorganisation und sollte es bleiben. Auf der Ebene HJ gab es zwischen Staat und Partei so etwas wie einen Sicherheitskorridor.

So stieß der Fricksche Vorschlag bei Hitler auf taube Ohren, was sicher auch in Schirachs Interesse lag, der sonst eventuell als Staatssekretär bei Frick in der Bürokratie verschwunden wäre. Wir fanden zu einem „gentlemen's agreement". Das war mit Frick unkompliziert, da er ein fairer Partner war. Auch mit seinen Mitarbeitern kamen wir gut zurecht.

Vorrangig für die HJ war die Zusammenarbeit mit den Schulen. So kam es, daß wir ab 1934 eine entsprechende engere Zusammenarbeit anstrebten, ja nötig hatten. Ich gehörte bekanntlich zu denjenigen, die die Autorität des Lehrers oder überhaupt Autoritäten nicht einfach über den Haufen rannten. Ich wußte, wie schwer es ist, Autorität aufzubauen, wie leicht man auf der anderen Seite auch zerstören kann. Hier ging Schirach gelegentlich zu weit. Ich denke an die Kundgebung vom 1. Mai 1937 im Berliner Olympiastadion. Da hielt er es für angebracht, vor hunderttausend Jugendlichen die Lehrer pauschal anzugreifen. Natürlich erhielt er dafür frenetischen Beifall. Ich glaube, in dem Augenblick wurde ich erst richtig munter. Da begriff ich, wie leicht es ist, Autoritäten, erst recht, wenn sie brüchig sind, zu zerschlagen. Das war nach meiner Meinung, die ich auch unmittelbar danach aussprach, allzu billig, vor allem aber zu gefährlich.

Die Hitler-Jugend hatte das Prinzip: Familie – Schule – Hitler-Jugend. Diese Reihenfolge entsprang keinem Zufall. Das war, könnte man sagen, unsere Dreieinigkeit der Erziehung. Zuerst kam die Familie, aber die Schule kam auch von uns her gesehen sofort an zweiter Stelle, nicht zuletzt auch, weil sie ja die Sechsjährigen bereits erfaßte, die HJ aber erst die Zehnjährigen.

Die Zusammenarbeit mit der Schule sollte und mußte daher sowohl in der Spitze als auch in den mittleren und unteren Bereichen reibungslos sein. Mit dem zuständigen Minister war sie es durchaus. Das lag in diesem Fall wiederum daran, daß hier zwei Menschen

zusammenarbeiteten, die sich kannten, nämlich Bernhard Rust und ich. Rust war seit 1925 Gauleiter im Gau Südhannover–Braunschweig und mir aus meiner Zeit in Hannover sehr gut auf Grund unserer harmonischen und vertrauensvollen Zusammenarbeit bekannt. Die konnte jetzt in Berlin fortgesetzt werden, nachdem er kurz vor meiner Ernennung zum Stabsführer Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung geworden war. Schirach selbst hatte zu Rust keine Beziehungen, jedenfalls keine engen.

Im Lande draußen, da, wo Schule und Hitler-Jugend nebeneinander existierten und miteinander auskommen mußten, ging es im großen und ganzen auch gut. Das war unter anderem, besonders am Anfang, auch dadurch möglich, daß manche Lehrer zugleich HJ-Führer waren. Wir begrüßten und förderten diese Entwicklung allerdings nur der Not gehorchend. Später sagten wir – und auch ich gehörte dazu –, daß auf Dauer gesehen eine Trennung herbeigeführt werden müsse. Die personelle Verzahnung war letzten Endes nur unter einer besonderen Voraussetzung möglich: der junge Lehrer mußte gleichzeitig auch den Schwung und die Begeisterungsfähigkeit eines Jugendführers haben.

Nicht jeder Lehrer aber hatte diese Eigenschaft. Der „Pauker" war denkbar ungeeignet als Jugendführer. Es war ein Unding zu sagen, wir haben die Lehrer, also haben wir auch die HJ-Führer. Wir gingen deshalb auch gegen eine solche Automatik an, wo immer sie herbeigeführt werden sollte. Wenn aber ein junger Lehrer – der ältere kam als Jugendführer sowieso nicht in Frage, denn Jugend sollte ja von Jugend geführt werden – die Voraussetzungen hatte, warum sollte er nicht Jugendführer sein? Sicher wurde er dann auch vom einzelnen Hitlerjungen akzeptiert, obwohl es dem Jungen letztlich sympathischer war, wenn er neben dem Lehrer seinen eigenen Führer hatte, der vielleicht oft nicht viel älter war als er selber.

So kam es dann schließlich zu Vereinbarungen mit dem Erziehungsministerium zur Frage: Wer tut was? Auch die Schulen hatten nach 1933 ihren Auftrag, so etwas wie politische und weltanschauliche Erziehung durchzuführen. Nimmt man es genau, begann die weltanschauliche Erziehung bereits im Elternhaus und lief dann über die Schule und HJ weiter in die Partei- und Gliederungsarbeit. Die Schule durfte

nicht von ihrem Auftrag entbunden werden, wenn auch der Schwerpunkt in der Parteiorganisation HJ lag.
Damit keine Doppelarbeit, vor allen Dingen widersprüchliche Doppelarbeit geleistet wurde, waren derartige Vereinbarungen notwendig. Nach drei bis vier Jahren war das Problem dann eigentlich gelöst. Daß es auch später hier und da noch Krach zwischen einem Lehrer und einem HJ-Führer gab, ist selbstverständlich. Es gab ja auch zwischen dem Feuerwehrhauptmann und dem Luftschutzoffizier Schwierigkeiten, auch da, wo sich im Grunde genommen die Beziehungen trafen. Wo eine hautenge gemeinsame Arbeit erforderlich ist, wird es dann und wann mal Schwierigkeiten geben.

5. Reichsjugendgesetz 1936

So kam der Tag, an dem wir sagten: Wir wollen das alles in etwas geregeltere, geordnetere Bahnen bringen, wir wollen das auch gesetzlich regeln. Und so entstand am 1. Dezember 1936 das „Gesetz über die Hitler-Jugend", das die Errichtung einer Obersten Reichsbehörde „Jugendführer des Deutschen Reichs" proklamierte. Gleichzeitig wurde neben der Schulpflicht so etwas wie eine Jugenddienstpflicht verkündet. Der erste Paragraph des Gesetzes hatte folgenden Wortlaut: „Die gesamte deutsche Jugend ist in der Hitler-Jugend zusammengefaßt."
So ganz absurd oder gar unmöglich war das sicher keineswegs. Aber gegen die sogenannte Pflicht-HJ erhoben sich erhebliche Einwände, und ich gehörte zu denjenigen, die die Haupteinwände brachten. Als altgedienter, aus der Kampfzeit stammender Jugendführer sah ich die HJ als eine Einrichtung der Partei, der Bewegung, und sie war für mich eine freiwillige Organisation. Ich war der Meinung, daß der Junge oder das Mädchen den Weg in die HJ freiwillig finden müßte.
Die Schulpflicht war die eine Seite, das war ganz klar. Da mußte auch das letzte Kind in die Schule geholt werden. Aber der Dienst in der HJ mußte freiwillig sein. Und wenn dieser nicht so gestaltet wurde, daß er Jungen und Mädel begeisterte, dann taugte eben der Dienst oder der HJ-Führer beziehungsweise die BDM-Führerin nicht. Ich wollte vor

allen Dingen aber auch die freiwillige HJ nicht gestört sehen durch dienstpflichtige HJ-Angehörige. Es ist ganz normal und im Leben immer so, daß jemand, der zu einem Einsatz verpflichtet wird, anders dazu steht als ein Freiwilliger. Ich meinte, nur auf der Basis einer freiwilligen Gemeinschaft konnten wir zu größeren und höchsten Leistungen befähigt sein.
Ich befürchtete also das, was dann ja auch wirklich eintrat, daß das Niveau der HJ und des HJ-Dienstes, des Heimabends, der Fahrt, des Zeltlagers unter diesen Dienstpflichtigen gelitten hat. Erfreulicherweise wurde das damals aber sozusagen neben dem Gesetz her geregelt. Es war einfach eine mehr oder weniger große Vereinbarung unter der HJ-Führerschaft. Die sogenannte Dienstpflicht war nur zu verdauen, wenn man sie links liegenließ, wenn man sie nicht zu tierisch ernst nahm.
Der „Jugendführer des Deutschen Reiches" wurde etabliert, und das war durchaus in meinem, in unser aller Sinn. Der erste Amtsinhaber war der Reichsjugendführer der NSDAP, an sich also ein zusammenpassendes Doppelamt. Schirach legte darauf großen Wert. Es war ja für ihn nicht nur eine Auszeichnung für seine Leistungen bis zu dem Tag, sondern auch eine Erleichterung für seine Tätigkeit. Über seine Eingruppierung als Staatssekretär war er nicht sehr glücklich; lieber wäre er Reichsminister geworden oder jedenfalls in das Gremium der Reichsminister gekommen. Er war Staatssekretär und Chef einer Obersten Reichsbehörde.
Als solcher übersiedelte er gleich mit dieser Dienststelle in einen Seitenflügel der Alten Reichskanzlei. Im Grunde bestand diese Dienststelle aber nur aus einem Schild und drei bis vier Räumen, war also mehr als bescheiden. Es war mehr Prestige, eine Aufwertung mit der Adresse „Reichskanzlei, Wilhelmstraße". Getan hat sich dort nicht sehr viel. Ich kann mich nicht entsinnen, dort mehr als zweimal gewesen zu sein. Die Amtschefs der Reichsjugendführung und die Gebietsführer waren dort sowieso nicht. Natürlich gab es in unserer Organisation wie in anderen Strukturen und Zeiten sogenannte Hofschranzen. Die haben die Räume sicherlich frequentiert. Aber der großen Masse der sieben Millionen HJ-Angehörigen war diese Dienststelle nicht ins Bewußtsein gedrungen.

Schirach hat immer ausgedrückt, daß es seine Absicht und im nachhinein sein Stolz sei, die kleinste Reichsbehörde zu haben. Das stimmte in jeder Beziehung. Immerhin war für diese Oberste Reichsbehörde kein Haushalt von nennenswerter Größenordnung da. Es gab drei Planstellen für Ministerialräte; eine davon bekam ich, übrigens gegen die Einwände des Erziehungsministeriums, weil die Ernennung gegen beamtenrechtliche Grundsätze verstieß. Die letzte Genehmigung gab dann Hitler selbst.

Es war mit jener Behörde schon etwas eigenartig. Gründet man heute ein Ministerium und gibt ihm dreißig Planstellen, so kann man sicher sein, daß die sich in drei Jahren mindestens verzehnfacht haben. Ministerien und Bürokratien wachsen wie die Raupen – das Parkinsonsche Gesetz. Aber unsere Reichsbehörde blieb klein, bis in den Krieg hinein, mit einem kleinen Stab. Das war nur deshalb möglich, weil dem Jugendführer des Deutschen Reichs der riesige Apparat seiner Reichsjugendführung und in den Gauen die Gebietsführungen zur Verfügung standen. Alles, was geschah, geschah dort, und was dort nicht geschah, geschah überhaupt nicht.

So, wie wir dagegen waren, die im Gesetz vom 1. Dezember 1936 festgelegte Jugenddienstpflicht bis in das letzte Dorf durchzuziehen, so legten wir andererseits Wert darauf, eine solch kleine staatliche Behörde zu haben. So gesehen, war das Gesetz eigentlich mehr ein Papier, das sich in der Praxis selten extrem auswirkte.

Vor diesem Hintergrund ist zu verstehen, warum die beiden Durchführungsverordnungen zum Gesetz über die Hitler-Jugend erst am 25. März 1939 erlassen wurden. Man mußte sich erst einmal zusammenraufen, intern in der HJ wie auch mit anderen, beispielsweise mit dem Erziehungsministerium. Diese Verordnungen waren so gesehen letztlich nur ein Kompromiß. Auch damit hing es zusammen, daß ich, abgesehen von meinen anderen Grundsätzen und der erklärten Absicht, in die Parteiarbeit zu gehen, es eines Tages für angebracht und gut hielt, da herauszukommen.

Der Krieg rückte dann vorübergehend die Dinge wieder ins Lot, er hielt uns alle zusammen. Die Pflicht gegenüber dem Vaterland war eben größer als derartige Grundsatzstreitigkeiten. Letzten Endes ist es auch müßig, darüber zu spekulieren, was geworden wäre. Zum einen

erlebte ich die Jahre des Krieges nicht mehr in der HJ; zum anderen kann man nicht sagen, wie es nach dem Krieg geworden wäre. Eines aber steht für mich fest: Bei konsequenter Handhabung hätte das Gesetz zu einer Verbürokratisierung der Hitler-Jugend geführt, die sich ausgewirkt hätte bis in die kleinste Einheit.

Ich kann mich nicht erinnern, je mit Adolf Hitler über diese Jugenddienstpflicht und die nicht immer positiven Auswirkungen gesprochen zu haben. Ich wußte von Äußerungen, die er bei irgendwelchen Mittagessen getan hatte, auch aus Mitteilungen anderer, zum Beispiel Dr. Leys, daß der Führer gar nicht mit dem Herzen bei dieser Jugenddienstpflicht war. Sie wurde ihm mehr oder weniger aufgeschwatzt, aus Prestigegründen. Sicher wollte er, daß es nicht nur den Reichsjugendführer der NSDAP, sondern auch den Jugendführer des Deutschen Reichs gab. Darüber hinaus sah er es aber wohl ganz anders.

Schließlich und endlich partizipierte ich persönlich auch, indem ich von Anfang an der Stellvertreter des Jugendführers des Deutschen Reichs war, eine Position, die mir sehr viel mehr gab als die merkwürdige Eingruppierung als Ministerialrat. Wenn ich zurückdenke, dann tut es mir eigentlich leid, daß ich diese „Beförderung" überhaupt annahm, denn es war ja keine echte Beförderung, sondern mehr eine Rückstufung in den Bereich der Beamtenschaft eines Regierungspräsidiums.

Natürlich bedeutete das Gesetz von 1936 in der letzten Konsequenz so etwas wie einen Totalitätsanspruch. Das ist richtig. Nur ist dieser Totalitätsanspruch nach dem Krieg verzerrt dargestellt worden. Danach hatte der totale Mensch von der Wiege bis zur Bahre absolut keinen Freiraum mehr, er war eingeschnürt in ein Korsett von Zwängen und Pflichten und kam da nicht mehr heraus.

Das meinte Adolf Hitler in seiner Rede vom 2. Dezember 1938 in Reichenberg so, wie es ausgelegt wurde und heute vor allem ausgelegt wird, nicht. Ich war zwar bei jener Rede nicht zugegen. Aber da ich Hitler schließlich gut kannte und er das Thema auch vor den Gauleitern anschnitt, bin ich fest davon überzeugt: er wollte schon, daß die nationalsozialistische Bewegung mit allen ihren Gliederungen, Verbänden, Institutionen und Berufsgruppen für Frauen und

Mädchen, Männer und Jungen so etwas wie eine neue Freiheit schuf. Wenn ich das sage, werde ich mit Sicherheit verlästert und verkannt. Aber es war schon so beziehungsweise es sollte so werden: der Mensch bewegte sich dann in einer Gesinnung, nämlich der nationalsozialistischen, er war auf allen Gebieten zu Hause, er gehörte in diese Bewegung hinein, und da konnte es gar keine Zwänge geben. War es da so abwegig, wenn es neben der täglichen Schulpflicht eine wöchentliche HJ-Dienstpflicht von ein paar Stunden gab, wenn diese Dienstpflicht proklamiert wurde für den Auftrag, den die Hitler-Jugend hatte, die politische, weltanschauliche, körperliche Erziehung durchzuführen? Von der Warte der Bewegung her war es das sicher nicht.

Für uns, die wir uns damals Adolf Hitler und seiner Idee verschrieben hatten, die wir die ganze Entwicklung miterlebt und mitgestaltet hatten, war das so etwas wie eine neue Freiheit, und zwar in Form und Inhalt. Nun wird man heute sagen: „Um Himmels willen, das kann doch keine Freiheit gewesen sein!" Nun, es kommt darauf an, wie man es auffaßt. Es gibt heute vieles, was uns damals als unerträglich erschienen wäre und das heutzutage als Freiheit verkündet wird. Abgesehen davon, daß ich zu den Menschen gehöre, die wissen, daß es keine totale Freiheit gibt, weiß ich auch, nicht zuletzt aus reicher Lebenserfahrung, daß jeder Mensch irgendwelchen Zwängen unterliegt, die größtenteils die Natur selbst gesetzt hat. Niemand ist in der Lage, solchen Zwängen zu entfliehen. Außerdem kommt es immer darauf an, wie man es auslegt; ein Zwang kann auch Freiheit sein. Manches Mal ist es sogar erforderlich, dort Zwänge anzuwenden, wo sie von der Natur nicht gegeben sind – wenn ich nur an meine Einsätze während des Luftkrieges in Hannover denke.
Ich habe mich in der Zeit meiner HJ-Zugehörigkeit bemüht, eine möglichst starke und einsatzwillige Jugendorganisation aufzubauen und ihre Türen und Tore weit offenzuhalten. So war es nur natürlich, daß schon 1929, dann erst recht 1930 in dieser zunächst noch kleinen Organisation die verschiedensten Richtungen vertreten waren und daß dort ebenso ehemalige Angehörige der konfessionellen wie der bündischen Jugend, der freien und nicht zuletzt der sozialistischen Jugend vertreten waren.

Aus der jugendlichen Einstellung heraus ergaben sich revolutionäre Worte und Töne, die ich damals selbst ausgesprochen habe. Das will ich keineswegs leugnen. Daß man dann, in eine andere Verantwortung gesetzt, sei es als Stabsführer oder als Gauleiter, etwas älter und vielleicht auch ein wenig weiser geworden, gewisse Richtungen nicht mehr pflegte, nicht nur aus Vernunft, sondern auch aus Überzeugung, ist klar. Jede Jugend revoltiert, und jede Jugend ist arm, wenn sie nicht einmal revoltiert hat.

6. *Hitler-Jugend und Kirche*

Zum Thema Hitler-Jugend und Kirche und ihre Beziehungen kann ich aus meiner Zeit in Braunschweig und Hannover herzlich wenig sagen. In meiner Erinnerung sind besondere Ereignisse jedenfalls nicht haften geblieben. So schlimm, wie die Dinge heute nachträglich von Leuten, die nicht dabei waren, dargestellt werden, war es nicht. Natürlich hat es keinen Sturm auf die Kirchen gegeben. Es gab aber schon damals die berühmten Peppones und Don Camillos. Da, wo die beiden vorhanden waren, funktionierte es so wie bei den erwähnten Herren; wo sie nicht existierten, gab es dann schon mal Auseinandersetzungen.
Zur Zeit meiner Tätigkeit als Gebiets- und Obergebietsführer im Westen gab es schon mehr Berührungspunkte mit der gerade im Rheinland und in Westfalen besonders starken und bestimmenden katholischen Kirche. Natürlich haben wir uns mit ihr auseinandergesetzt und gestritten.
In dem Zusammenhang denke ich wieder an unsere „Fanfare".
Eines Tages bat das Erzbischöfliche Ordinariat in Köln die Hauptschriftleitung der „Fanfare", ihr doch fünf oder sechs Belegexemplare zu überlassen. Das war nach dem 30. Januar 1933. Ich wurde gefragt, ob man das machen könne, und war selbstverständlich damit einverstanden. Daraus ergab sich fast von selbst die Überschrift für die nächste Ausgabe: „Der Papst liest die ‚Fanfare'!" Natürlich war das eine Kühnheit junger Menschen, sicher aber keine Beleidigung des Papstes oder der katholischen Kirche. Es war ein „Knüller", allerdings mit

Folgen. Der damalige Vizekanzler v. Papen intervenierte bei Schirach und bat um Zurückhaltung. Schließlich ging es damals um das Reichskonkordat. Aber so waren wir nun einmal – allerdings hätten wir nie Demonstrationen in den Kirchen oder auch nur davor veranstaltet.

In weiten Teilen des Obergebiets war die katholische Kirche in der Jugendorganisation sehr maßgeblich und führend. Die entsprechenden Einrichtungen hatten große Bereiche der Jugend erfaßt. Dem mußte man Rechnung tragen, nicht aus Opportunismus, sondern um eine Basis zu schaffen, auf der man sich dann vielleicht doch fand für eine gemeinsame Arbeit. Die Türen der HJ sollten auch für die katholische Jugend offen sein.

Das hat sich dann auch bewährt, denn schon lange vor 1933 traten ganze Gruppen zu uns über. Aber selbst nach der Machtübernahme änderten sich die Dinge kaum. Das war auch eigentlich nicht erforderlich, denn die Kirche kam mit Huldigungsadressen und Glockengeläut der nationalsozialistischen Bewegung entgegen. Das ereignete sich nicht nur anläßlich des Anschlusses Österreichs, sondern schon damals 1933.

Es ist eine große und absurde Verdrehung, wenn heute behauptet wird, die Kirche hätte sich von Anfang an gewehrt. Das mag hier und dort gelten, aber im ganzen gesehen verhielt sich die Kirche nicht nur aus Opportunität freundlich, sondern es gab eine Vielzahl von Kirchenfürsten und kleinen Pfarrern, die aus Überzeugung auf unserer Seite standen, wohlgemerkt als Katholiken.

Wenn dann irgendwo ein Übergriff der HJ stattgefunden hatte, und das passierte durchaus, dann wurde das publik und sofort auch nach oben gemeldet. Ich kann mich sehr gut erinnern, daß ich unmittelbar nach der Machtübernahme nach Berlin befohlen wurde und Schirach mir sagte: „Mein Lieber! Bei aller Liebe, aber so geht's nicht! Ihr müßt etwas disziplinierter sein!" Ich verstand das sehr wohl und entschuldigte mich infolgedessen dann auch, wenn es dringend erforderlich war, bei dem einen oder anderen Bischof in meiner Eigenschaft als Obergebietsführer West.

Für die Zeit nach der Machtübernahme kann ich verbindlich sagen: Eine amtliche Aufforderung an die Jugend, aus den Kirchen auszutre-

ten, hat es nicht gegeben. Es hat zu allen Zeiten und in allen menschlichen Organisationen, ja sogar in der katholischen Kirche selbst, Menschen gegeben, die über die Stränge schlugen und ihre Leitlinien verließen. So war es auch bei uns und bis zuletzt. Es geschahen auch viele Dinge, die nicht im Sinne des Nationalsozialismus waren. Aber wer war in der Lage, welcher Papst, welcher Bischof, welcher Führer in der NSDAP, vom Gauleiter bis zum letzten Ortsgruppenleiter, zu verhindern, daß da etwas geschah, was im Grunde genommen nicht sein sollte?
In Berlin, als Stabsführer, mußte ich mich häufiger mit solchen Fragen beschäftigen. Nicht einmal, sondern wiederholt wurde ich zu dem damaligen Vizekanzler von Papen gerufen. Ich muß sagen, es fand jede Unterhaltung in der honorigsten und elegantesten Form statt. An einen Vorfall in Freiburg im Breisgau erinnere ich mich noch genau. Im Rahmen eines sogenannten „Deutschen Abends" der Hitler-Jugend wurde dort in einem Sprechchor und Lied der ehemalige Nuntius in Berlin und Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli lächerlich gemacht, indem man den Namen des späteren Papstes Pius XII. verbalhornte. Es wurde ein Lied gesungen, dessen Refrain jeweils endete: Patschellerie, also Patsch-Sellerie. Natürlich nahm die Kirche daran Anstoß und selbstverständlich erfolgte eine Meldung bei der Reichsjugendführung über Herrn von Papen. Da ich in diesen wie in vielen anderen Dingen, ich möchte sagen in den meisten, so etwas wie eine Klagemauer war, mußte ich hin. Korrekterweise entschuldigte ich mich dann bei dem späteren Papst.
Es ging eigentlich immer gut. Im Einzelfall wurde nach unten hin allerdings hart durchgegriffen, denn es gab Weisungen, die heute noch in den damaligen Befehlen der Reichsjugendführung nachzulesen sind, daß man sich zurückzuhalten hätte. Es gab keine Weisung, in der Kirche zu bleiben, es gab aber auch keine Weisung, aus der Kirche auszutreten. Da existierte keine Weisung, Halleluja zu singen, aber auch keine über das Absingen von Spottliedern. Es waren eben Übergriffe der Jugend, und die wollte und mußte man verhindern.
Ich habe in der damaligen Zeit natürlich sehr oft, und das von Anfang meiner Tätigkeit an, in der Reichsführerschule in Potsdam zu dem angehenden Führerkorps der HJ gesprochen. Dort wurden alle

anstehenden politischen, weltanschaulichen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen auf einer breiteren und höheren Basis besprochen. Dort sprachen ja auch die Reichsminister und Reichsleiter. Es war, ganz im Gegenteil zu dem, was heute behauptet wird, an der Tagesordnung, daß es danach Diskussionen gab, daß jeder die Möglichkeit hatte, Fragen zu stellen und seine Meinung zu äußern. In den Aussprachen also mahnte ich im Prinzip immer zur Ruhe und Disziplin. Ich forderte niemand auf, aus der Kirche auszutreten; es wurde auch niemand bestraft, wenn er nicht austrat. Auch das wird heute immer wieder dreist behauptet. Es ist sicher nicht zu leugnen, daß der Ortsgruppenleiter X gelegentlich den Parteigenossen Y zum Austritt aufforderte. Aber er handelte damit eigenmächtig, nicht auf Weisung.

Ich selbst bin erst im Jahre 1936 aus der Kirche ausgetreten. Mich hat niemand, kein Adolf Hitler, kein Rudolf Heß, kein Parteibefehl dazu gezwungen. Ich trat aus freiem Entschluß aus und erst dann, nachdem ich glaubte, meine eigenen Beziehungen zum Himmel zu haben, wie ich gelegentlich sagte. Diesen freiwilligen Schritt, den auch meine Frau mitvollzog, habe ich niemals bedauert. Auch nach dem Krieg bin ich nie in die Versuchung gekommen, wieder in die Kirche einzutreten. In Berlin wie später in Südhannover–Braunschweig, das sei noch angefügt, hatte ich zu einer Anzahl von kirchlichen Würdenträgern persönliche Beziehungen, ob das in Hannover der sehr streitbare damalige evangelische Landesbischof war oder der Bischof von Hildesheim. Es gab keine innigen menschlichen Berührungen, aber man tolerierte sich gegenseitig.

Das führte unter anderem dazu, daß nach dem Krieg zu meinem Prozeß in Dachau vor den Amerikanern der Bischof von Hildesheim in einem Gutachten der Anklagebehörde im einzelnen darlegte, wie es gewesen war und daß ich im Grunde doch kein leibhaftiger Teufel sei. Mich hat das damals auf der einen Seite gefreut, auf der anderen aber auch gestört, denn ich wollte auf gar keinen Fall für meine Freunde und Feinde und für die Zukunft so etwas wie einen „Persilschein" vom Bischof von Hildesheim bekommen. Er erschien dann auch nicht zur Verhandlung, vielleicht, weil ihm mein amerikanischer Anwalt davon abriet.

7. *Bischof Hudal*

Es war Sommer 1935. Die Landesjugendführung Italien der Hitler-Jugend führte ein Zeltlager für Jungen in der Nähe von Ostia am damaligen königlichen Forst durch. Bis zum Strand des Mittelmeeres waren es nur hundert Meter. Die Sonne brannte schon am frühen Sonntagmorgen aus einem wolkenlosen Himmel auf die kleine Zeltstadt und auf die braungebrannten Pimpfe des Jungvolks und die Hitlerjungen, die als Söhne reichsdeutscher Eltern aus ganz Italien zusammengekommen waren. Italienische und deutsche Fahnen flatterten an einem Dutzend Fahnenmasten. Die Balilla, die gastgebende Jugendorganisation der faschistischen Partei, war mit einem Kontingent von ausgesuchten Jungen vertreten. Zelte, Feldküchen, ärztliche und sanitäre Versorgung waren von unseren italienischen Freunden zur Verfügung gestellt. Lange vor der späteren Freundschaft Hitler—Mussolini hatte sich die Jugend schon gefunden und bei aller Unterschiedlichkeit der Mentalitäten großartig verstanden.
So kam es auch, daß in diesem HJ-Lager ein Feldgottesdienst stattfand — wie in den Lagern der Balilla von Anfang an selbstverständlich. Die beiden deutschen Botschafter am Quirinal und Vatikan, der Landesgruppenleiter der NSDAP, viele Parteigenossen der Ortsgruppe Rom, Eltern und die Presse waren erschienen. Die Messe vor dem improvisierten Altar zelebrierte der Rektor der „Anima" und deutsche Bischof von Rom, Professor Dr. Alois Hudal, ein österreichischer Landsmann von mir aus Graz. Ich hatte schon viel von ihm gehört, weil er dem Nationalsozialismus besonders objektiv und wohlwollend gegenüberstand. Sein Erscheinungsbild übertraf meine Vorstellungen. Kluge, hellwache blaue Augen blitzten unter buschigen Augenbrauen hervor. Selten fand ich Würde, Strenge und Güte so auffallend, ja demonstrativ in einer Gestalt gepaart. Er gab mir seine Hände und hielt die meinigen fest. Abgesehen von den offiziellen Vertretungen des Deutschen Reiches in Rom war ich einer der ersten Repräsentanten der NSDAP, mit denen er zusammenkam. Wir prüften uns gegenseitig, Aug' in Aug', und eine menschliche Freundschaft, die erst mit Hudals Tod endete, nahm ihren Anfang. Daß sie für mich persönlich einmal schicksalhaft werden sollte, konnte ich noch nicht ahnen.

In der Predigt bekannte sich der Bischof zum politischen nationalen Sozialismus, zur Volksgemeinschaft „als christliche Forderung" und zur großdeutschen Aufgabe Adolf Hitlers. Nichts war hier Heuchelei. Im Elternhaus war ich nicht unbedingt kirchlich erzogen worden. Person und Haltung des katholischen Dechanten in Kufstein, ein Tiroler Bauernschädel, der mit Feuer und Schwert seine Herde regierte, erzeugten in den Köpfen meiner Mitschüler am Gymnasium eine eindeutige antiklerikale Einstellung. Mein Bruch mit der Kirche war in den Tagen nach dem Tod meines Vaters innerlich schon vollzogen. Fortan sah ich nur noch das kommerzielle Gesicht der Kirche, das mit einer Gleichheit der Menschen vor Gott und der Volksgemeinschaft nichts zu tun hatte. Mir war das eine Lehre für meine späteren Menschenführungsaufgaben in der Hitler-Jugend und in Partei und Staat. Kleine Ursachen – ein Brett vor dem Kopf und Unversöhnlichkeit –, große Wirkungen.

Und nun stand da am Pinienwald und Strand von Ostia plötzlich ein so ganz anderer Geistlicher, feingliedrig, filigran in seinen Auffassungen, weltoffen. Das tat mir in der Seele gut. Hudal war kein Einzelfall in der Kirche, aber leider nicht die Regel.

Interessant war für mich – und ich sollte dies später immer wieder bestätigt bekommen –, daß dieser römische Bischof, dessen Residenz in der Nähe des wohl schönsten Platzes von Rom, der Piazza Navona, nur einige hundert Meter vom Vatikan entfernt lag, viel freier in seinen Auffassungen war als ein Pfarrer in Münster/Westfalen oder Hildesheim.

Hudal hat die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus ausdrücklich begrüßt und den 30. Januar 1933 auch als seinen nationalen Feiertag angesehen. Und ohne den zeitlichen Ablauf und den weiteren Betrachtungen vorgreifen zu wollen: dieser Auffassung ist er im Prinzip auch nach dem Krieg und bis zu seinem Tod treu geblieben.

Natürlich – und das war aus seiner Situation heraus verständlich – war ihm schon vor 1935 so manche Entwicklung in Deutschland unbehaglich, ja unheimlich. „Was halten Sie von Rosenberg und dem Mythus des 20. Jahrhunderts, von Darré und seinen philosophischen Lehren, was von den Explosionen des Dr. Ley?"

Ich wich den Fragen – dort am Strand von Ostia und einen Tag später in der „Anima“ in seinem Arbeitszimmer – nicht aus, konnte und mußte aber auf die mehrfachen sehr offiziellen Erklärungen des Führers, Heß', Dr. Goebbels' und Görings hinweisen, nach denen es sich bei den in der Kurie unfreundlich aufgenommenen Schriften und Reden um private Äußerungen handele. Die offizielle und parteiamtliche Einstellung beruhte auf dem positiven Christentum. Ich zitierte aus dem Parteiprogramm, aus „Mein Kampf“ und aus Führerreden, und ich konnte schließlich darauf hinweisen, daß bösartige Äußerungen von Angehörigen der Bewegung, die sich gegen die Kirche richteten, bis zur Absetzung vom Amt und mit HJ- und Parteiausschluß geahndet wurden.

8. Hitler-Jugend und Wehrmacht

Es ist bereits mehrfach von der vormilitärischen Ausbildung in der Hitler-Jugend gesprochen worden. Abgesehen von der Tatsache, daß gerade dieser Bereich nach 1945 am unsachlichsten und vorsätzlich falsch dargestellt worden ist, gab es in der Frage auch vor dem Kriege zwei Grundströmungen.

Die einen meinten, die HJ sei ein Wehrmachtteil, eine Juniorenformation der Wehrmacht und hätte daher so etwas wie ein Rekrutenjahr der Grundausbildung bei den Streitkräften vorwegzunehmen. Dagegen sagten die anderen, die Gott sei Dank in der Mehrheit waren, und hier waren wir sehr einig mit maßgeblichen Militärs und großen Teilen der Wehrmacht, es sei unsere Aufgabe, dieser Wehrmacht eine idealistische, einsatzbereite Jugend mit einem ganz bescheidenen Teil vormilitärischer Ausbildung zu übergeben.

In dieser Frage mußten die Dinge eines Tages zurechtgerückt, in einer Art Vertrag formuliert werden; das Bedürfnis war auf beiden Seiten vorhanden. Nun hatten wir in der Reichsjugendführung als Verbindungsoffizier zum Oberkommando des Heeres den Oberstleutnant Erwin Rommel, damals Lehrgangsleiter an der Kriegsschule Potsdam, ein Mann, dem wir auf Grund seiner Verdienste im Ersten Weltkrieg natürlich mit Hochachtung begegneten.

Während des Reichsführerlagers 1937 in Weimar sollte eine Abmachung entstehen, und wie es beinahe üblich war, sagte Schirach: „Das macht Hartmann.“ Also setzte ich mich tagelang, soweit das die mir obliegende Lagerleitung zuließ, mit Rommel im Hotel „Elephant“ zusammen. Er hatte einen Vertragsentwurf mitgebracht, den ich bis auf ein paar Sätze ablehnte, weil er im Endeffekt nichts anderes bedeutet hätte als den Abverkauf der HJ an die Wehrmacht. Nach Abschluß eines solchen Vertrages wären wir mit Sicherheit keine Gliederung der NSDAP mehr gewesen, sondern eine militärische Nachwuchsorganisation.
Deshalb hieß es, die Prinzipien der Zusammenarbeit neu zu formulieren, und das gelang uns dann auch auf einigen Schreibmaschinenseiten. Jetzt konnte der Reichsjugendführer das Ganze begutachten und gutheißen. Dazu wurde ein Treffen zu dritt verabredet, das aber nicht zustande kam. Denn als ich eintraf, mußte ich erfahren, daß Schirach und Rommel mit unbekanntem Ziel bereits abgefahren waren. Böses ahnend überlegte ich im Lager mit meinen Allergetreuesten, was zu tun war, wenn andere Beschlüsse gefaßt werden würden.
Am Abend wurde ich dann plötzlich in eine Weimarer Weinstube beordert. Natürlich mußte ich gehorchen, aber Schirach merkte meinem Gesicht an, daß ich nicht gerade bester Laune war. Er war ein Psychologe und auch wieder keiner. Ich machte aus meinem Herzen keine Mördergrube und wies ihn darauf hin, daß er und Herr Rommel mich am Mittag hatten sitzenlassen. Da das Essen mehr oder weniger bereits begonnen hatte und Schirach sehr kultiviert zu leben verstand, mußte ich mich dazusetzen, und es wurde während des Essens über alles Mögliche, nur nicht über die schriftliche Vereinbarung gesprochen. Bald danach trennte man sich; Schirach war müde, und Rommel überraschte mit der Mitteilung, er müsse noch in der Nacht nach Berlin zurück. Ich war dann mit Schirach noch im Hotel, wo ich ihn natürlich fragte, was vorgegangen war, worauf er mir versicherte, er habe den von Rommel und mir ausgearbeiteten Vertrag unterschrieben. Als ich den Vertrag sehen wollte, wurde ich barsch abgefertigt mit der Bemerkung, er sei mir keine Rechenschaft schuldig.
Am nächsten Morgen war die Stimmung schon anders. Ich bekam den Vertrag, stellte zu meinem Entsetzen aber sofort fest, daß es sich nicht

um die zwischen Rommel und mir ausgehandelte Fassung handelte, sondern um Rommels ursprünglichen Vertragsentwurf. Schirach hatte also von Rommel den Entwurf des OKH untergeschoben bekommen mit der Zusicherung, das sei unser Ergebnisprotokoll.
Nun muß ich hier zu Schirach sagen, er war ein genialer Mann, ein musischer Mensch, eine typenbildende Persönlichkeit, ein Vorbild für die Jugend in vieler Hinsicht, aber nicht interessiert an Detailarbeit. So hatte er ohne genauere Sachkenntnis unterschrieben. Also mußte ich ihn über diese Katastrophe, die es werden konnte, aufklären, über die Konsequenzen für die HJ und für uns alle.
Nun fiel mein Reichsjugendführer aus allen Wolken und fuhr umgehend nach Berlin, um Adolf Hitler über diese Panne zu informieren. Denn er hatte ja unterschrieben und trug damit die Verantwortung. Er mußte also einem möglichen Vorstoß des OKH bei Hitler zuvorkommen. So kam es auch, daß ich die Abschlußrede des Reichsführerlagers vom Rathausbalkon auf dem Marktplatz von Weimar hielt.
Es gelang Schirach mit Mühe, vor den Militärs beim Führer zu sein, der explodierte und verschonte Schirach nicht mit Vorwürfen. Rommel dagegen wurde über eine persönliche Anweisung als Verbindungsoffizier abgelöst. Seine Meisterschaft in Tarnung und Täuschung, die er schon im Ersten Weltkrieg bewiesen hatte, konnte er dann als genialer Truppenführer im Zweiten Weltkrieg in Afrika erneut unter Beweis stellen. Sein Nachfolger wurde ein prächtiger Mann, Oberstleutnant Völkers, durch den es in der Folge eine gute, brauchbare, für beide Seiten durchaus vernünftige Zusammenarbeit gab.
Die zwar müßige, aber interessante Frage, was geschehen wäre, wenn sogar Hitler getäuscht worden wäre, kann ich nur so beantworten: Erstens hätte es einen Eklat beim Führer gegeben in der Zusammenarbeit mit Schirach, denn sicher hätte er doch aus irgendeiner Ecke erfahren, daß da etwas gelaufen war, was nicht sein durfte. Zum anderen hätte es aber ebenso sicher innerhalb der HJ so etwas wie eine Revolte gegeben, denn sie war sich mit ihrer Führerschaft der Aufgabe als weltanschaulich-politische Erziehungsinstitution der Jugend bewußt und hatte Angst davor, plötzlich neue, zusätzliche Herren mit

wesensfremden Aufgaben zu haben. Es hätte bestimmt eine ganze Reihe von Gebietsführern gegeben, die gegangen wären. Ich übrigens auch.

9. Bund Deutscher Mädel (BDM)

Über den „Bund Deutscher Mädel" (BDM) in der Hitler-Jugend liegen genügend Informationen vor, ist hinreichend vor und nach 1945 geschrieben worden – wenn auch nicht immer mit der gebotenen Sachlichkeit und Objektivität. Wenn ich nun auch etwas zu dem Thema beitrage, dann nur kurz und keineswegs, um eine Geschichte des BDM zu schreiben, wie ich ja auch keine der HJ schreibe.

Dieser BDM war sicherlich vor der Machtübernahme in den meisten Bereichen eine etwas hausbackene Organisation. Man konnte ihn aber auch anders, moderner auffassen. In Braunschweig hatte ich zum Beispiel eine hochintelligente, gebildete und moderne Mitarbeiterin. Sie begann, den BDM moderner einzurichten und modischer zu kleiden, indem die sogenannten Kletterwesten und auch die schweren Halbschuhe verschwanden. Allerdings erfanden wir in Braunschweig nicht die Kleidung der BDM-Führerinnen, die ja ausgesprochen chic war. Das haben dann in der Tat regelrechte Modeschöpfer getan.

Am 24. November 1937 fand durch die Ernennung von Dr. Jutta Rüdiger zur Reichsreferentin des BDM an Stelle von Trude Mohr, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, eine „Wachablösung" an der Spitze des BDM statt. Trude Mohr heiratete; die vielseitigen Aufgaben der Reichsreferentin ließen sich aber mit ihrer neuen Funktion als Ehefrau und Mutter nicht mehr vereinbaren.

Zu der Zeit hatte der BDM mit den Jungmädeln insgesamt 2,8 Millionen Mitglieder. Es gab damit in der ganzen Welt keine auch nur annähernd gleich große Mädchenorganisation. In drei Reichsführerinnenschulen – Potsdam, Godesberg und Boysen – erfolgte die Ausbildung der hauptamtlichen Führerinnenschaft, eine Akademie für Jugendführung – BDM war im Lechlumer Holz zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel geplant. Darüber hinaus hatte der BDM weitere vierundvierzig Schulen für die Ausrichtung der Unterführerinnen.

Die Aufbauarbeit, die Bewältigung des schnellen Wachstums der Organisation nach dem 30. Januar 1933, die Gestaltfindung des BDM überhaupt erfolgte durch Trude Mohr. Sie war BDM-Führerin der ersten Stunde, sie gehörte zu denen, die sich in Berlin nicht nur die Blumen mitsamt den Töpfen und anderes auf den Kopf werfen lassen mußten. Sie war eine sehr selbstbewußte Frau, wie sich im Laufe der Zeit herausstellte, zu Recht selbstbewußt. Wenn es jemand gibt, der dem BDM nicht nur die Organisation gab, sondern vor allen Dingen auch das Gesicht, die innere Haltung, dann war sie es.
Bis 1937 war sie die in jeder Hinsicht maßgebliche und führende Autorität im BDM. Daher bedauere ich es außerordentlich, wenn das in jüngeren Veröffentlichungen nicht gebührend gewürdigt oder sogar unterschlagen wird. Auch auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden oder anzuecken, komme ich nicht umhin festzustellen, und das aus ureigenem Erleben und lebendiger Erinnerung, daß der BDM auf allen Gebieten, also nicht nur organisatorisch und führungsmäßig, sondern auch und vor allem, was die rein weibliche Arbeit, und hier besonders die kulturelle, anbetraf, Trude Mohr seine Existenz verdankt. Alles, was danach kam, war sehr gute Fortsetzung, aber eben auf den von ihr gelegten Grundlagen.
In diesem Zusammenhang muß auch festgehalten werden, daß der BDM keine eigene Organisation neben der HJ darstellte und daß er in der Spitze der Reichsjugendführung unterstand, also dem Reichsjugendführer und dem Stabsführer. Der offizielle Titel lautete zwar „Reichsreferentin für den BDM beim Reichsjugendführer". Aber gemäß Führerentscheidung, später Gesetz, war der Reichsjugendführer eine Institution der NSDAP und der Jugendführer des Deutschen Reiches eine oberste staatliche Behörde. Und der Stabsführer war in beiden Fällen der Stellvertreter. Es gab vergleichsweise zur Reichsfrauenführerin keine Reichsmädelführerin.
Ich war dabei, als 1935 beim Führer eine Unterhaltung stattfand über die beabsichtigte Herausgabe eines Reichsgesetzes, das dann am 1. Dezember 1936 kam. Das war eine reine Männerunterhaltung, es war keine Frau dabei. Anfangs war die Frage offen: Soll man eine Reichsmädelführerin schaffen? Diese Überlegung wurde vom Führer selbst sehr schnell vom Tisch gefegt. So, wie er die Volksgemeinschaft

in der Jugend verwirklicht sehen wollte, also die Gemeinschaft aller Jugendlichen, egal, ob sie früher in den Bünden oder konfessionellen Verbänden gewesen waren, so war die Einheit, auch was die beiden Geschlechter anging, nach seinem Willen eindeutig gegeben.
Auch der Begriff Referentin besagt schon, daß es sich um eine nachgeordnete Position handelte. Das war in der Reichsjugendführung und für mich nie ein Problem, und schon gar nicht ein personelles. Von der sachlichen Seite her habe ich beispielsweise immer die Reichsreferentin zur Besprechung zu mir gebeten; das war bei aller Höflichkeit gegenüber einer Dame ganz klar. Daß dennoch eine gedeihliche und fruchtbare Zusammenarbeit, auch und gerade für den BDM, dabei heraussprang, dafür zeugt letzten Endes die Geschichte des BDM, die nicht wegzudiskutieren ist.
Durch diese gemeinsame Arbeit erfolgte erstmals in unserer Geschichte so etwas wie eine Selbstfindung und Selbstverwirklichung der weiblichen Jugend, die ihre eigenen Lebensformen entwickelte und ohne die vieles an der heutigen „Emanzipation" – wohlgemerkt an ihrer positiven Seite – nicht denkbar und möglich wäre.
Am 19. Januar 1938 gab Schirach in der Berliner Krolloper die Gründung des BDM-Werkes „Glaube und Schönheit" bekannt. Kurz darauf wurde die Obergauführerin Gräfin Clementine zu Castell zur Beauftragten ernannt. Damit war eine Lösung gefunden, die den Bedürfnissen der älteren Mädchen – gedacht war an die 17- bis 21jährigen – besser entgegenkam als der BDM-Dienst. Über ihre Anfänge kam die Organisation infolge des Krieges und des dadurch bedingten Hilfseinsatzes der Mädchen nicht hinaus. Daraus vor allem resultiert die Unkenntnis über diese Arbeitsgemeinschaft. Ganz besonders aber herrscht Unkenntnis über ihre Ursachen und Entstehung.
Das BDM-Werk war nämlich keine Erfindung des Reichsjugendführers, es war, streng genommen, noch nicht einmal eine nationalsozialistische Erfindung. Ich war als Stabsführer häufig in England und natürlich auch oft in London. Bei einem dieser Besuche hatte ich die Gelegenheit, eine weibliche Jugendorganisation kennenzulernen, die neben den „Girl Scouts" existierte. Mir gefiel diese Institution sehr gut. Ihre Leiterin war eine Miss Steak, die spätere Frau des durch den

Flug von Rudolf Heß nach England bekanntgewordenen Herzogs von Hamilton. Sie hat mich einen ganzen Tag durch ihre Einrichtungen geführt und mich an allen ihren kulturellen und sportlichen Diensten teilnehmen lassen.
Aus England zurückgekehrt, berichtete ich, wie üblich, Schirach. Er war so fasziniert von dieser Organisation „Health and Beauty", daß er sich eingehend und lange mit mir darüber unterhielt. Ich hatte ihm natürlich auch eine Reihe von Unterlagen mitgebracht. Es dauerte nicht allzulange, da erfolgte die Proklamation des deutschen Gegenstücks, das tatsächlich gut in die Landschaft unserer weiblichen Organisationen paßte. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß das „Urheberrecht" in diesem Fall den Engländern zugestanden werden.

10. Die Akademie für Jugendführung

Eine weitere Institution der HJ, und sicherlich nicht die geringste, die allerdings ebenfalls nicht mehr voll zur Entfaltung kommen konnte, die aber auch ein ausländisches Vorbild hatte, war die Akademie für Jugendführung in Braunschweig, die Ausbildungsstätte für das hauptamtliche Führerkorps der Hitler-Jugend. Der Gedanke dieser Einrichtung kam auch wieder, jedenfalls in den Grundstrukturen, von außerhalb. Das muß man akzeptieren, auch wenn es unserer deutschen Eigenart, alles für uns mit Beschlag zu belegen, nicht entgegenkommt. Natürlich fiel und fällt es schwer, zuzugeben, daß irgend etwas aus England oder gar, wie im Fall der Akademie, aus Italien kommt, das uns inspirierte, es gleich oder ähnlich zu machen.
In der Tat gab es nach 1922 in Italien nicht nur die faschistische Partei, sondern auch eine Jugendorganisation, die „Balilla", so genannt nach einem Jungen, der in Genua in einer Straßenschlacht von Kommunisten erschossen worden war. Später taufte man sie in „Giuventu Italiana del Littorio" (GIL) um. Der italienische Jugendführer war Renato Ricci, ein großartiger Mann und einer der eindrucksvollsten Italiener, die mir je über den Weg gelaufen sind.
Auch er hatte natürlich das Problem der Führererziehung und des Führernachwuchses. Das löste er lange vor uns, 1930, durch seine

„Academia Fascista" draußen auf dem Foro Mussolini, dem Gelände der heutigen Olympischen Anlagen, in der Nähe des berühmten Marmorstadions, das mit seinen imposanten überlebensgroßen Marmorstatuen uns zwar sehr beeindruckte, aber doch irgendwie zu byzantinisch vorkam.
Dort fand anläßlich eines unserer zahlreichen Italienbesuche eine besondere Veranstaltung statt. Die Auslese der Academia war die vorbildlichste, die ich je kennengelernt habe. Ich übe damit keine Kritik an der Auslese für das deutsche Führerkorps und die Akademie für Jugendführung in Braunschweig, an der ich ja schließlich auch mit beteiligt war. Sicher lag das mit daran, daß die Italiener uns gegenüber einen Vorsprung von fünfzehn Jahren hatten. Sie konnten sich viele Jahre lang vorbereiten, während uns nur lächerlich wenige Jahre zur Verfügung standen. Bei der Braunschweiger Akademie sah das so aus:
1933 Machtübernahme – 1936 Grundsteinlegung – 1937–39 Bauzeit – am 20. April 1939 Eröffnung. Bald darauf brach der Krieg aus, und damit war letztlich nur noch eine von der ursprünglichen Konzeption abweichende Notlösung in Versehrtenlehrgängen möglich.
Die Jungen in der faschistischen Akademie stellten eine Elite dar von Palermo bis ins Aostatal; auch aus dem Ausland, aus den Kolonien kamen sie – selbstverständlich nur Italiener. Was die uns dort vorexerzierten und zeigten, war für uns schließlich auch ein maßgeblicher Anstoß, das muß man der Wahrheit halber sagen, für die Konzeption unserer Akademie und für ihre Arbeit.
Es gab ein paar Dinge, die uns nicht paßten, die waren zu italienisch und nicht übertragbar auf unsere deutschen Verhältnisse. Interessanterweise gehörte dazu die Tatsache, daß es dort militärischer zuging, als wir es uns vorstellen konnten. Es gab in der Balilla sehr viel vormilitärische Ausbildung, die darin gipfelte, daß, wenn die Einheiten auf ihre Ausbildungsplätze ausrückten, dort regelrechte Manöver abgehalten wurden, in denen man scharf schoß. Das hielten wir bewußt aus unserer Akademie heraus. Aber alles in allem kamen durchaus große Anstöße aus jener Akademie in Rom, und ich bin der Meinung, man soll auch hier bei der Wahrheit bleiben und den Italienern zugestehen, was ihnen zusteht.

Zur Konzeption der Akademie für Jugendführung, an der ein Gremium von Amtschefs und anderen Mitarbeitern aus der Reichsjugendführung unter der Leitung des Gebietsführers und späteren Akademie-Kommandeurs Dr. Kurt Petter arbeitete, gehörte auch die Standortfrage.
Zunächst schien es unabänderlich zu sein, daß die „Hauptstadt der Bewegung", also München, ausgesucht werden müßte. Es fanden damals auch entsprechende Gespräche mit dem Gauleiter Adolf Wagner in München statt. Ausersehen war das Schloß Schleißheim, das wir daraufhin auch besichtigten. Nun war Schleißheim, das heute wieder im alten Glanz erstrahlt, seinerzeit in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg total heruntergewirtschaftet. Die Unterbringung einer Akademie für Jugendführung hätte dem Schloß sicherlich gutgetan, denn es hätte renoviert werden müssen. Aber wir stellten schließlich an Ort und Stelle fest, daß es einmal vom Raumangebot und von der Gliederung her, aber auch aus Standortgründen nicht geeignet war.
Im übrigen war ich persönlich vor allen Dingen der Ansicht, daß nicht alles in München konzentriert sein müsse. Die Reichsjugendführung der NSDAP war in Berlin, sie war als einzige Reichsleitung einer Parteiorganisation nicht in München. Das war eine Entscheidung, die Schirach 1933 mit Vehemenz getroffen, durchgesetzt und durchgehalten hatte. Der Standort München war für uns undiskutabel. Wir wollten direkt an der Quelle sitzen und nicht etwa im Abseits. München war, so viel man es hochlobte und so sehr es mit Berechtigung „Hauptstadt der Bewegung" war, doch, wenn es um Entscheidungen ging, abseits. Es kam noch hinzu, daß wir mit der Mentalität der Münchener und bayerischen Parteiführung nicht so ganz zurechtkamen.
Es gab noch eine Reihe anderer Überlegungen, auch Weimar war im Gespräch; auch ganz abseitige Gaue, die davon gehört hatten, daß etwas Derartiges gegründet werden sollte, bemühten sich um den Standort. Schließlich wurde es dann Braunschweig. Da nehme ich für mich in Anspruch, den entscheidenden Impuls und Ausschlag gegeben zu haben. Ich war nun einmal mit Braunschweig besonders eng verbunden, war aber auch der Überzeugung, daß die Stadt der

richtige Standort war. Sie lag ungefähr in der Mitte des Reiches und war insofern auch besonders geeignet, weil wir dort von vornherein alle notwendigen Hilfen und Unterstützungen hatten. Das war nicht zuletzt dem Braunschweiger Oberbürgermeister Dr. Hesse zu verdanken. Aber da waren auch Ministerpräsident Klagges, Staatsminister Alpers und alle möglichen anderen Persönlichkeiten und Organe, die für die Stadt plädierten und uns bei der Verwirklichung zu Hilfe kamen, beispielsweise, indem sie uns den notwendigen Grund und Boden im ehemaligen herzoglichen Kennelgebiet, dem Schauplatz unseres ersten Reichsführerlagers der HJ 1936, zur Verfügung stellten.
Vor dem Hintergrund dieses meines Einsatzes und Engagements für die Akademie verstand ich dann auch eine Ehrung, die mir anläßlich meiner Ernennung zum Gauleiter von Südhannover–Braunschweig zuteil wurde. Am 12. Dezember 1940 erhielt ich folgendes Telegramm von Schirach in seiner Eigenschaft als Reichsleiter für Jugenderziehung der NSDAP: „Anläßlich Deiner Berufung zum Gauleiter des Gaues Südhannover–Braunschweig der NSDAP ernenne ich Dich in dankbarer Würdigung Deiner Verdienste um die Jugendbewegung Adolf Hitlers und zum Zeichen der Verbundenheit der Hitler-Jugend mit Deiner Person zum Ehrenführer der Akademie für die Jugendführung in Braunschweig."
Mein Antworttelegramm möchte ich ebenfalls folgen lassen: „Ich danke herzlichst für die Mitteilung meiner Ernennung zum Ehrenführer der Akademie für Jugendführung in Braunschweig. Stolz und freudig nehme ich diese Ehrung in aufrichtiger innerer Verbundenheit zur Hitler-Jugend und insbesondere zu Dir entgegen. Die Nachwuchsauslese und -erziehung ist schon heute eine der wichtigsten und drängendsten Aufgaben, die an die alten Kämpfer gestellt sind. So werde ich unsere Akademie für Jugendführung stets zu den bedeutendsten meiner Aufgaben zählen und sie in Deinem Sinne betreuen."
Zu einer Bekräftigung dieses Versprechens kam es bereits zwei Tage später, als ich der Akademie einen kurzen Besuch abstattete, nachdem ich zuvor eine Unterredung mit Ministerpräsident Klagges gehabt hatte. Ein überliefertes Foto zeigt mich übrigens in Zivil mit dem Braunschweiger Kreisleiter Beier und dem HJ-Stammführer Wißmann auf dem Akademie-Gelände.

11. Hundert Sprünge über den Tellerrand – Deutschland und die Welt

Es ist nicht Aufgabe dieses Berichts, die Ämter der Reichsjugendführung, ihre Funktionen und die Arbeitsweise zu beschreiben. Darüber ist genügend gesagt worden, wenn auch nicht immer authentisch. Neben diesen verschiedenen Ämtern, unter denen es wiederum die sogenannten klassischen wie beispielsweise die für Organisation oder Personalwesen gab, waren es noch Sonderaufgaben, die Farbtupfer, wie ich sie gelegentlich nannte. Dazu zählte der beschriebene Adolf-Hitler-Marsch.

Ich möchte mich vor allen Dingen mit einem Amt und seinem Wirken beschäftigen, das vielleicht ein bißchen im Schatten stand und nicht genügend nach draußen in Erscheinung trat, um in das Bewußtsein der Bevölkerung einzugehen. Das ist die Auslandsarbeit der Hitler-Jugend.

Das Grenz- und Auslandsamt, wie es anfangs hieß, hatte neben der Verbindung zu der reichs- und volksdeutschen Jugend in aller Welt auch die Jugend anderer Völker als Partner im Auge. Es ging uns darum, Ausländern Wesen, Gliederung und Aufbau der HJ deutlich zu machen. Diese Zielsetzung deckte sich voll mit meiner Überzeugung, dadurch eine Grundlage zum besseren gegenseitigen Verstehen zu legen, um Teile der Jugend, die die Völker von morgen mitgestalten, miteinander in Berührung zu bringen, um sich näher kennenzulernen. Heute ist das Gott sei Dank fast weltweit anerkanntes Prinzip. Mit Sicherheit hat die HJ auf diesem Gebiet durch Begegnungen hüben wie drüben entscheidende Pionierarbeit geleistet, wenn sie auch leider durch den Krieg verschüttet wurde.

Ich hatte, wie bereits erwähnt, schon in jungen Jahren die Überzeugung gewonnen, daß es außer Deutschland und Österreich noch andere Länder gab, die interessant genug waren, um sie zu bereisen. Hinzu kam, daß ich es keineswegs für falsch hielt, wenn man die Erfahrungen, die man im Ausland machte, im Inland verarbeitete. So kam es, daß ich derjenige war, der schon von Beginn an sagte: Packen wir's an! Schirachs Unterstützung hatte ich insofern, als er mir ja grundsätzlich viel Vertrauen schenkte, mir also auch hier freie Bahn

ließ, abgesehen davon, daß er selbst verhältnismäßig wenig hinausging. So begannen wir bald nach 1933 mit Hilfe des Auswärtigen Amtes, an den deutschen Botschaften HJ-Attachés einzusetzen. Das entwickelte sich natürlich langsam, aber es war schon ein Sprung in die Welt. Außerdem mußten wir ja auch erst die geeigneten HJ-Führer gefunden und herangebildet haben. Schließlich gab es dann wenigstens im großeuropäischen Raum solche Jugendattachés an allen Botschaften. Sie hatten zwei Aufgaben. Einmal sollten sie die Hitler-Jugend im Ausland repräsentieren und gleichzeitig Ansprechpartner sein für die deutsche Jugend im Ausland wie auch für die ausländischen Jugendorganisationen und die Jugend auch in den Ländern, in denen es keine Organisationen gab. Unter diesem Aspekt lag die Pflege der Beziehungen mit dem Ausland bei den Attachés, also die Intensivierung des Jugendaustausches und der gegenseitigen Besuche von Jugendführern.

Die Verbindungen zwischen der HJ und der deutschen Jugend im Ausland hatten zu unserer Zeit bereits recht moderne Formen mit Patenschaften im Briefverkehr, dem Bücher- und Zeitschriftenaustausch entwickelt. Die unerläßliche persönliche Erfahrung konnten sich 1935 beispielsweise schon zweitausend Jugendliche aus allen Kontinenten, von Kapstadt bis zum Nordkap und von Japan bis Nord- und Südamerika, im sogenannten „Deutschland-Lager" holen, das drei Wochen lang in der Mark Brandenburg stattfand. Aus erster Hand sollte das Lager die Gemeinschaft der HJ im Reich vermitteln sowie die Anliegen unserer jungen Generation und der Partei.

Was da an jungen Eliten zusammenkam, überraschte uns alle. Das sehr gute Programm hatte der Leiter der Reichsjugendführerschule Potsdam, Paul Minke, zusammengestellt. Er hatte seine eigenen Erfahrungen im VdA gesammelt, und es gab seinerzeit in der Reichsjugendführung niemand, der Deutschland in seiner Geschichte besser gekannt hätte als er. Er hatte auch die Begabung, Programme jugendgemäß aufzubauen. In jeder Hinsicht war das, was dabei herauskam, vorzuzeigen. Und das taten wir dann auch, indem wir die Prominenz der Partei und des Staates wie auch die diplomatischen Vertretungen zur Eröffnung einluden. Außerdem trat eine Unzahl von Rednern und Referenten aus den Spitzenpositionen auf.

Den ganzen Monat August über fand das Lager seine Fortsetzung, und zwar rollend: Mit Bussen begaben sich die Teilnehmer auf eine Rundreise durch ganz Deutschland. Krönender Abschluß war für viele die Teilnahme am Reichsparteitag in Nürnberg. Hinter dem stand die Absicht, diesen jungen Menschen das neue Deutschland zu zeigen und sie als Multiplikatoren zu Hause berichten zu lassen und klarzustellen, daß die Berichte der jeweiligen Auslandspresse nicht immer objektiv und richtig waren.

Bereits 1934 gab es in Ostia bei Rom ein Lager der deutschen Hitler-Jugend in Italien. Einen Vorläufer hatte es in einem früheren Lager in der Nähe von Rapallo gehabt, das unter der Leitung eines ehemaligen Helmstedter HJ-Führers namens Helmut Langer stand, der seinerzeit an der Universität Padua studierte und die deutsche Jugend Italiens führte.

Die Hitler-Jugend wollte und sollte also die ausländische Jugend kennenlernen. Noch mehr Interesse kam uns aber von der ausländischen Jugend entgegen. Die wollte leibhaftig die HJ erleben. Das war die Brücke zur eigentlichen Auslandsarbeit, denn wir ergriffen dankbar diese Gelegenheiten und bauten systematisch Kontakte auf und aus, und nicht nur mit der Jugend, sondern zwangsläufig dabei auch mit den politischen und kulturellen Spitzenpersönlichkeiten.

Deutschland war zwar nicht der Nabel der Welt, aber auch nicht das Ende. Wir mußten über den Tellerrand schauen, wir mußten sie kennenlernen, feststellen, daß sie anders war, als wir sie uns vorstellten. Wollten wir sie verstehen, und das mußten wir, um mit ihr reden zu können, dann mußten wir sie „erleben". Daraus sollte sich eine gegenseitige Befruchtung ergeben – und die war auch in einem ausgeprägten Maß vorhanden. Für uns war es natürlich eine glückliche Feststellung, daß wir draußen solche Resonanz hatten, wie die anderen umgekehrt auch bei uns auf Interesse und Verständnis stießen.

11.1 Unterhaus, Oberhaus, Churchill, Lady Astor, Herzog von Hamilton, Lord Baden-Powell, Scouts

So blieb es nicht aus, daß ich als Stabsführer der Reichsjugendführung sehr viele Auslandsbesuche unternahm, von Finnland bis Griechenland, von Polen bis Frankreich und England. Und genau in das letztere Land führte mich 1934 mein erster großer Auslandsbesuch. Das war ein aus vielen Gründen gezielter Besuch.

In den dreißiger Jahren war die Jugendorganisation der „Boy Scouts" bereits weltweit. Ihr und ihrem Gründer und Führer, dem damals schon 77jährigen Lord Baden-Powell, galt mein Interesse. Durch die Vermittlung unseres Londoner Jugendattachés hatte ich bald Kontakt und stattete dem Lord und seinem Hauptquartier einen Besuch ab. Vieles dort war sicher eindrucksvoll, manches aber auch enttäuschend. So empfand ich es als ein bißchen witzig, daß Fünfzig- bis Siebzigjährige in kurzen Hosen herumliefen. Irgendwie hatten wir die kurze Hose in Deutschland zwar mit zu einem Symbol der Jugend erhoben, aber wenn jemand über ein bestimmtes Alter hinaus war, trug er sie höchstens noch in einem Zeltlager.

Was mir Lord Baden-Powell dann sagte und zeigte, war vielleicht weniger für die HJ als für mich persönlich und die Erweiterung meiner Englandkenntnisse wertvoll. Bei dieser Gelegenheit wie auch bei späteren Besuchen wurde ich mit aller Höflichkeit und Freundlichkeit aufgenommen, aber unterschwellig nach alter englischer Sitte einer Art Verhör unterzogen. Man wollte von mir alles über die HJ wissen, man hatte tausend Fragen. Die markanteste war immer wieder, wieso wir unseren Führer so liebten, was Nationalsozialismus in der Praxis sei, besonders in der Jugendarbeit, was „Jugend wird von Jugend geführt" bedeutete. Darüber konnte ich mit ihnen Stunden und Tage diskutieren. Sie fanden dann auch bald heraus, daß wir ja doch gar nicht so bösartig waren, auch mit Messer und Gabel aßen und sogar in der englischen Geschichte Bescheid wußten. Nachdem Joachim von Ribbentrop 1936 deutscher Botschafter in London geworden war, lud er anläßlich eines meiner weiteren England-Besuche auf meinen Wunsch Lord Baden-Powell und seine, wie wir lästerlich sagten, „BDM-Führerin", also die Leiterin der „Girl Scouts", eine siebzigjährige Dame, ein.

Nun war die Botschaft mit Ribbentrops Einzug völlig neu eingerichtet worden. Sie strahlte jetzt wie eine kleine Reichskanzlei. Die Möbel, in den Vereinigten Werkstätten hergestellt, hatte Professor Paul Ludwig Troost entworfen; daneben war vieles auch altenglischer Herkunft. Eine Anzahl Repräsentationsräume und Hallen war in einem erlesenen Stil eingerichtet. Jeder Besucher war von dieser besonderen nationalsozialistischen Kultur beeindruckt.
So erging es auch Baden-Powell, als er die große Eingangshalle betrat, deren Boden aus Untersberger Marmor bestand und in der auf einem Podest eine Riesenplastik von Josef Thorak „Adolf Hitler“ stand, während an den Wänden wertvolle alte Bilder hingen.
Der Empfang geschah mit allen Ehren, und wir konnten feststellen, daß der Lord doch etwas erschüttert war. Nun, ein klein wenig hatten wir das ja beabsichtigt. Anschließend ergab sich ein sehr gelöster Abend. Ribbentrop zeigte stolz einige Wandgemälde, die, wenn ich mich recht erinnere, von Gainsborough stammten. Da waren der Lord und seine Begleiterin doch sehr beeindruckt, daß ein großer englischer Maler in der deutschen Residenz hing.
Die Kontakte wurden weiter gepflegt, und Lord Baden-Powell war dann, was heute niemand mehr weiß oder erfahren darf, 1937 Gast der Reichsjugendführung und nahm am Reichsparteitag teil, während seine „BDM-Führerin“ auf der BDM-Veranstaltung in Bamberg zugegen war. So erstaunt Baden-Powell in London beim Betreten der deutschen Botschaft gewesen war, so versetzte ihn jetzt Nürnberg in Erstaunen. Er und sein Gefolge hatten sich unter dem Nationalsozialismus und demzufolge auch der HJ offenbar etwas ganz anderes vorgestellt. Und deshalb war es so wichtig, und ich empfand es als meine Aufgabe, als einen Auftrag, draußen das Gesicht der Hitler-Jugend zu zeigen, das wahre Gesicht des Nationalsozialismus.
Beim Führer hatte ich dafür vollste Sympathie und Unterstützung. Es war nicht schwer, bei ihm in dieser Frage auf Verständnis zu stoßen. Für die Engländer hatte er offene Türen, hatte er große Hochachtung vor ihren Leistungen in der Welt. Und im Grunde wollte er das Empire ja als Ordnungsfaktor erhalten wissen. So verstand es sich, daß ich ihm nach jeder Reise berichtete. Er war immer sehr interessiert und erwartete ausführliche Berichte.

So war es für mich beziehungsweise uns gar kein Problem, fast jährlich nach England zu fahren. Dort ergab es sich dann einmal, daß ich über die bereits erwähnte Miss Steak und ihre Organisation „Gesundheit und Schönheit“ den Herzog von Hamilton und die „Englisch-Deutsche Gesellschaft“ kennenlernte.
Ich kam außerdem mit Politikern zusammen und war mehrfach im Unterhaus, nicht nur oben auf der Tribüne, um einer Debatte zu folgen, sondern ich wurde auch immer von einer Anzahl von Abgeordneten im Unterhaus zum Tee eingeladen. Bei einer dieser Gelegenheiten traf ich die berühmt-berüchtigte Lady Astor. Sie war nicht gerade anti-deutsch, aber doch sehr distanziert.
Anders als im Hauptquartier der Boy Scouts wurde ich da mit politischen Fragen konfrontiert und regelrechten harten Vernehmungen unterworfen, nicht zuletzt durch die Lady selbst. Das führte einmal zu einer lustigen Szene. Wir standen beieinander, und sie erregte sich in der Unterhaltung sehr und packte einen Knopf meines Flanelljackets und drehte ihn so lange, bis sie ihn abgedreht und in der Hand hatte. Ich bot ihr daraufhin an, ihn als Souvenir zu behalten, falls sie interessiert sei. Sie behielt ihn. Bei diesen Gelegenheiten lernte ich natürlich auch andere Abgeordnete kennen, so unter anderem Winston Churchill, wenn auch nicht in einem so persönlichen Rahmen wie Lady Astor.
Ausgerechnet 1938, während der Sudetenkrise, trat ich mit sämtlichen Amtschefs und Gebietsführern eine lange vorher geplante weitere Reise nach England an. International hatten sich die Dinge gefährlich zugespitzt, und so fragte ich zuerst den Führer, ob wir unter den gegebenen hochbrisanten Verhältnissen fahren sollten. Die Antwort war ein klares: „Ja! Selbstverständlich wird gereist. Abgesehen davon, daß es politisch höchst unklug wäre, jetzt diese Reise abzusagen, haben Sie eine Mission zu erfüllen. Sie sind sozusagen unsere Friedenstruppe und der Beweis, daß wir es friedlich meinen.“
Wir kamen also in England an und waren sofort von Journalisten umringt, und zwar Tag und Nacht. Ich hatte in unserem Hotel, das in der Nähe des Buckingham Palace lag, rund um die Uhr Journalisten der „Times“ sitzen. Die wollten nicht nur etwas erfahren, sondern mich auch bewachen, feststellen, ob ich die Koffer packte und

abreiste. Wir legten, das war verabredet, einen höchst legeren Ton an den Tag und gaben uns betont freundlich und unbekümmert.
Bei keiner anderen Auslandsreise, und wir machten ja viele, wurden wir herumgereicht wie damals. Abgesehen davon, daß ich unsere Gesprächspartner schon größtenteils kannte, waren wir immer im Mittelpunkt des Interesses, ob wir nun ein Theater besuchten oder einen Landsitz. Die Presse berichtete jeden Tag über unseren Aufenthalt, teilweise sogar mehrspaltig und mit Bildern. Ich glaube, wir haben wesentlich dazu beitragen dürfen, eine Beruhigung herbeizuführen, nicht nur dadurch, daß wir die Kühnheit hatten da zu sein, sondern auch, weil wir aufklärten. Wir sprachen ja mit den Engländern, und sie haben uns meist verstanden.
Für mich persönlich waren jene Fahrten, abgesehen von ihrem politischen und übrigen Bildungswert, auch noch in einer anderen Hinsicht wichtig, obwohl ich das damals nicht vorhersehen konnte.
Während einem meiner früheren Aufenthalte in London hatte man mich wieder einmal in einen Club eingeladen, wo ich vor den Beamten und verantwortlichen Herren des Erziehungsministeriums eine Rede halten sollte. Dazu kam es erst nicht, weil man mir Fragen stellen wollte, und die Unterhaltung war so lang und intensiv, daß sie bis morgens um drei Uhr andauerte. Ich habe nachträglich den Eindruck gewonnen, daß mir gerade dieser Auftritt in jener Nacht nach dem Kriege recht behilflich war, weil eine Anzahl jener Gesprächspartner noch lebte. Mindestens einen sah ich anläßlich meiner Vernehmungen in England wieder.

11.2 Impero Romano, Mare nostro, Mussolini

Daß wir von vornherein einen ganz engen Kontakt mit Italien hatten, war klar. Erleichtert wurden die Beziehungen zur Balilla und späteren GIL durch die Persönlichkeit des italienischen Jugendführers Renato Ricci. Er war jung, intelligent, unternehmungslustig, gut aussehend, ein Soldat und natürlich ein weltanschaulich gerüsteter Mann, vor allem aber sehr schnell ein persönlicher Freund.

Die Besuche in Italien häuften sich. Leider wurden wir dabei oft zuviel herumgereicht; wir mußten sehr häufig offiziell auftreten, besonders, als diese Besuche zweimal mit Schirach erfolgten. Gegenüber den Englandreisen war das sicher ein Nachteil, aber das ließ sich wohl von keiner Seite anders machen. Das eigentliche Rom aber lernte ich damals nicht kennen, sondern erst, als ich es nach dem Kriege erwanderte. Die italienischen Gastgeber waren bemüht, uns alle Ehren zuteil werden zu lassen; deshalb folgte eine Kundgebung der anderen und ein Empfang dem anderen. Dabei waren wir selbstverständlich bemüht, diese Ehren gebührend höflich entgegenzunehmen.
Die italienische Jugendorganisation war nach einem ähnlichen System gegliedert wie das deutsche. Es gab Heime, Führerschulen, und es gab die weltanschauliche Schulung ebenso wie die körperliche Ertüchtigung. Ricci hatte seine Führerschaft in einer beispielhaften Weise in der Hand. Es war nicht eigentlich Drill, sondern eher so etwas wie Liebe auf beiden Seiten: Ricci liebte seine Jugend, und sie liebte ihn – daß über allem der Duce stand, bedarf keiner besonderen Erwähnung.
Anläßlich eines Besuches in Rom, als ich mit allen Gebietsführern im Palazzo Chicci war, dem heutigen Sitz der Regierung, damals das Außenministerium, passierte es, daß der Hausherr, Graf Galeazzo Ciano, mir im Rahmen einer überschwenglichen Dankesrede für Verdienste um die deutsch-italienischen Beziehungen das Großkreuz der „Corona d'Italia" überreichte.
Dieser Orden war, wie alle Großkreuze, im allgemeinen mindestens Ministern vorbehalten, stand mir also dienstgradmäßig gar nicht zu. Das war eine internationale Regel. Ich erhielt also im feierlichsten Rahmen, den die Italiener ja bieten können, und in den geschichtsträchtigen Räumen eine Ehrung, die mir ein bißchen Herzklopfen verursachte. Auf der einen Seite war ich natürlich überrascht und stolz, auf der anderen etwas bedrückt, wenn ich daran dachte, was geschehen könnte, wenn ich mit einem Orden zurückkam, der mir nicht zustand. Ich konnte ja Ciano schlecht bitten, ihn zurückzunehmen. Also akzeptierte ich und hielt eine entsprechende Dankesrede. Anschließend kam es, wie ich befürchtet hatte: Schirach riet mir, das Großkreuz postwendend zurückzugeben. Das war selbstverständlich nicht mehr möglich und wäre vor allen Dingen mehr als undiploma-

tisch gewesen, und so blieb es dabei. Aber die Folge war dann, daß ich hinfort nur noch Großkreuze annehmen durfte, weil auch das im internationalen Protokoll so vorgesehen war. Infolgedessen kam ich im Laufe der Jahre zu ungefähr einem Dutzend Großkreuze, ob das jetzt in Finnland war oder in Spanien, Portugal, Rumänien oder Bulgarien. Ich hatte so eine Sammlung, die sehr schön aussah, die aber 1945 in unberufene Hände fiel und verlorenging.

11.3 HJ-Führer am Arc de Triomphe

Ich kann diese europäische „Rundreise" nicht beenden, ohne auf Frankreich einzugehen. Ganz selbstverständlich gehörte dieses Land zu unseren und meinen Hauptreisezielen, wenn ich das einmal so zusammenfassen darf. Wir in der HJ waren der Meinung, daß es den sogenannten Erbfeind gar nicht mehr gab und geben dürfe. Wir waren absolut nicht frankophil, aber wir waren sehr offen, sehr begierig, dieses Frankreich kennenzulernen, es zu erleben.

Sinnigerweise bestanden unsere Beziehungen aber nicht zu irgendwelchen Jugendorganisationen, die es auch wenig gab – abgesehen von einer Fülle von kleinen und kleineren Organisationen, nicht zuletzt konfessionellen, die aber für uns weniger Ansprechpartner sein konnten. Unser Hauptgesprächspartner war der nationale Frontkämpferverband unter der Leitung eines hochdekorierten schwerverwundeten und blinden ehemaligen Offiziers namens Scappini. Letztlich war es gar nicht so abwegig, sondern logisch, daß sich die französischen Frontkämpfer mit der deutschen Jugend zusammenfanden wie umgekehrt auch. Wahrscheinlich war das der bessere Weg, als wenn wir uns in Frankreich irgendeine Jugendorganisation als Partner gesucht hätten.

Ich war wiederholt in Frankreich und Paris, unter anderem auf dem Rückweg von Spanien. Vor allem anderen erinnere ich mich an unseren Besuch anläßlich der Weltausstellung 1938, als ich mit einer Gruppe von vierzig bis fünfundvierzig HJ-Führern dort war und mit außerordentlicher Herzlichkeit aufgenommen wurde. Auch offiziell wurden wir ernst genommen und von diesem oder jenem Minister

oder Staatssekretär empfangen, und zwar nicht nur zu Kurzbesuchen, sondern zum gemeinsamen Essen. Jeden Tag hatte ich ein halbes Dutzend Reden zu halten und mußte mich jedesmal in Anbetracht meines Trosses bemühen, Neues zu sagen, nicht gerade immer mit neuen Inhalten, aber mit unterschiedlichen Formulierungen.
Faszinierend war für uns, daß wir einen besonders großen Widerhall bei den ehemaligen Frontsoldaten fanden. Dabei konnten wir immer wieder feststellen, daß die beschworene Erbfeindschaft überstanden war. Einmal wurden wir in einem großen Saal, der etwa tausend Personen faßte, stürmisch begrüßt. Ich glaube, wir haben damals eine wichtige Vorarbeit geleistet. Wir machten Eindruck. Wir waren eine nicht zu übersehende Gruppe, und bei den Reden gab es hüben wie drüben, ich sage das ganz offen und ohne mich zu schämen, durchaus Rührung und Tränen. Es war eine echte Aussöhnung und für uns ein ganz besonderes Erlebnis. Ich meine, wir hatten einen außerordentlichen Auftrag, den uns zwar der Führer aufgetragen hatte, den wir uns selbst aber ebenso gaben.
Der eindrucksvollste Höhepunkt des Besuches war, nachdem wir am Grabe Napoleons einen Kranz niedergelegt hatten, was uns hoch angerechnet wurde, eine weitere Kranzniederlegung, nämlich am Arc de Triomphe am Grab des Unbekannten Soldaten. Als erste deutsche Organisation legten wir einen riesigen Kranz in den Farben der HJ und mit entsprechender Hakenkreuzschleife nieder. Die Anteilnahme der Bevölkerung und vor allem der Presse war groß. Es gab ausführliche Berichte mit Würdigungen und Bildern.
Sicherlich trug auch mit dazu bei, daß wir alle in korrektem Zivil auftraten. Für uns galt es als selbstverständlich, alle Länder, mit Ausnahme von Italien, in Zivil aufzusuchen. Wir hatten das Gespür für die nationalen Besonderheiten und Verletzbarkeiten. Es sollten junge Menschen erscheinen, die zwar in Deutschland große Aufgaben wahrnahmen, aber mit einem starken Einfühlungsvermögen für die neuralgischen Stellen der nationalen Gemüter ausgestattet waren.
Anläßlich weiterer Reisen habe ich Frankreich nicht nur in Paris kennengelernt, obwohl bekanntlich Paris Frankreich ist. So war ich in Lille, Marseille, vor allen Dingen in Lyon und, nach der Beendigung des Frankreich-Feldzuges, an der Loire. Gerade dort wurden wir

zunächst mit gemischten Gefühlen aufgenommen, weil die Franzosen nicht wissen konnten, wie wir dachten und reagierten. Außer in dem historischen und klassischen Frankreich waren wir natürlich auch in dem lebendigen Frankreich, in Montmartre, in Montparnasse.
Ein Großkreuz gab es übrigens in Frankreich nicht. Die Präsidenten waren weit davon entfernt, ein solches zu verleihen. Insofern waren da noch gewisse Grenzen gesteckt. Aber überall, wo wir auftraten, dachte niemand im entferntesten an Feindschaft. Im Gegenteil, es wurden damals sicherlich Grundlagen gelegt, auf denen nach dem Kriege gebaut werden konnte.

11.4 Rotspanien fällt trotz Willy Brandt – Franco und seine Jugend

Zu Spanien, das damals noch vom Bürgerkrieg geschüttelt wurde, hatten wir besonders freundschaftliche Beziehungen. So flog ich von Lissabon direkt nach Spanien weiter zu General Franco an seinen damaligen Sitz in Burgos. Dort fand ich auch Kontakt mit seinem Jugendführer, der aber, im Vergleich zu Ricci, eine mehr oder weniger hausbackene Figur war.
Dieser Besuch hatte mehrere Aspekte. Einmal war da der Bürgerkrieg. Zu der Zeit war Madrid noch rot, und der Flugplatz von Burgos, auf dem ich landete, wurde noch laufend von feindlichen Jägern beschossen. Mit Sicherheit war ich dann als erster ausländischer Gast während des Bürgerkrieges in Bilbao, das gerade von Francos Truppen erobert worden war. Das war mit starker Hilfe der Legion Condor geschehen, die mir also den Weg freigekämpft hatte.
Selbstverständlich war mein Besuch ein Höflichkeitsbesuch bei Franco. Darüber hinaus fand in Gegenwart des deutschen Botschafters Stohrer ein sehr intensiver Gedankenaustausch statt. Franco war ungewöhnlich interessiert, auch Einzelheiten zu erfahren, denn mein Besuch war die erste Begegnung Francos mit einem Führer des nationalsozialistischen Regimes. Zufälligerweise war ich der erste, der hier Auskunft geben konnte. Und so war es auch für mich mehr als lehrreich.
In Bilbao erlebte ich auch schon die spanische Jugend im Dienst. In den anderen Gebieten, die ich besuchte, also etwa in dem legendenum-

rahmten Guernica und in San Sebastian, waren die Verhältnisse schon etwas friedlicher. Dort war der Krieg schon monatelang vorbei.

11.5 Am Tejo herrscht Ordnung, Mocidade Portughesa, Salazar

Natürlich war ich auch in Portugal. Ich kam mit der „Kap Arkona" aus Southampton nach Lissabon und war dann bei dem damaligen portugiesischen Jugendführer. Seine Jugendbewegung „Mocidade Portughesa" stellte etwas dar und nötigte mir Respekt ab. Ich war ja immerhin einiges gewöhnt, aber das war schon beachtlich. Die Organisation gab es natürlich nicht nur in Lissabon, sondern auch draußen, beispielsweise in der Universitätsstadt Coembra wie im Süden auf dem Lande. Überall war sie gut, von den Uniformen bis zum Auftreten der Jungen – von Mädchen sah ich nichts.
Ich wurde auch vom Staatspräsidenten, General Carmona, empfangen, der allerdings mehr eine repräsentative Rolle spielte, und vom Ministerpräsidenten Salazar. Und wieder gab es ein Großkreuz, weil der deutsche Botschafter wußte, daß ich bereits andere besaß.
Mit weiteren portugiesischen Persönlichkeiten wurde ich auf einem Empfang der deutschen Botschaft bekannt. Ich hielt vor 300 Persönlichkeiten, darunter einige Minister, Abgeordnete und hohe Vertreter der Kirche, eine Rede, was mir, wie ich mich noch gut erinnern kann, sehr schwerfiel, weil ich nicht genau wußte, was das für Leute waren und wie sie sich gesellschaftlich zusammensetzten. Aber es schien einigermaßen geklappt zu haben. Einer der maßgeblichen Botschaftsangehörigen übersetzte offenbar sehr gut ins Portugiesische, denn ich bekam überall da Zustimmung oder gar Beifall, wo ich es mit meinem deutschen Text erwartet hatte.

11.6 Nationale und soziale Jugend siegt auch auf dem Balkan

Verbindungen zur Sowjetunion existierten nicht. Trotzdem konnten wir Kontakte zu den Wolgadeutschen herstellen, und zwar ausschließlich auf dem kulturellen Gebiet. Der Chef des Kulturamtes der Reichsjugendführung, Obergebietsführer Karl Cerff, war mit einer

Reisegesellschaft dort. Er führte auch in Moskau einige interessante Unterhaltungen, unter anderem mit Ensemblemitgliedern des Bolschoi-Theaters. Dabei blieb es aber, abgesehen von Einladungen in die russische Botschaft in Berlin.
Intensiver, fruchtbarer und freundschaftlicher waren unsere Kontakte zu Ungarn und den Balkanländern einschließlich Griechenland. Ich war überall dort, besonders oft und gern in Rumänien. Der dortige Jugendführer hatte ausgesprochenes Format, und seine Organisation war eine fortschrittliche, disziplinierte Truppe mit vielleicht mehr militärischerem als politischem Charakter. Als Repräsentant der Hitler-Jugend lernte ich zwangsläufig die zuständigen Persönlichkeiten kennen und wurde auch von den jeweiligen Ministerpräsidenten und Staatsoberhäuptern empfangen, ob das die Könige Carol von Rumänien oder Boris von Bulgarien waren oder der Reichsverweser von Ungarn, Admiral Horthy.
Was die Beziehungen zu Griechenland anbetrifft, war es amüsant, wie ich den Kronprinzen Paul, der 1947 König wurde, kennenlernte. Ein Jahr vor den Olympischen Spielen in Berlin wurde das Nationale Olympische Komitee Deutschlands gegründet, und ich erhielt eine Ernennung als Mitglied. Ich kam mir dabei nicht gerade sehr repräsentativ vor, denn ich war kein entsprechend großer Sportler. Immerhin war aber die Hitler-Jugend eine mächtige sportliche Organisation, und da, wo man nicht immer gleich den Reichsjugendführer selbst einlud, mußte der nächste Mann heran. Der war in dem Falle ich, und man hat bestimmt nicht erwartet, daß er ein ausgesprochener Leistungssportler war.
Eines Tages erhielt ich eine Einladung der Deutschen Olympischen Gesellschaft in die Räume der Deutsch-Englischen Gesellschaft, deren Mitglied ich auch war, am Rande des Tiergartens. Vor und während der Spiele fanden in Berlin ununterbrochen Empfänge und Veranstaltungen statt.
Meiner Gewohnheit entsprechend fand ich mich fast eine halbe Stunde vor Beginn ein. Es war jemand noch früher erschienen, ein großer, stattlicher Mann, der auf mich einen großartigen Eindruck machte. Wir begrüßten uns, stellten uns vor. Ich hatte, das ist eine meiner schlechten Eigenschaften, den Namen meines ebenfalls in

Zivil erschienenen Gesprächspartners nicht verstanden. Bei einem Drink unterhielten wir uns bis zum Beginn der Veranstaltung sehr angeregt über die Hitler-Jugend, den Sport im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen, aber auch über Politik.
Als dann schließlich der Gastgeber, der Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten, den Abend eröffnete, merkte ich erst, daß es sich bei meinem Partner um den Kronprinzen von Griechenland handelte. Nun hatte ich auch noch das Glück, beim Essen neben ihm zu sitzen, so daß die Unterhaltung fortgesetzt werden konnte. So ergaben sich an dem Abend wiederum einige sehr interessante und wichtige Auslandsbeziehungen, und zwar über Griechenland hinaus in alle möglichen Richtungen, denn das griechische Königshaus hatte weltweite verwandtschaftliche Beziehungen.
Anläßlich der Olympischen Spiele sahen wir uns noch das eine oder andere Mal und auch später, 1938 und 1939, fand nochmals eine Begegnung statt. Inzwischen hatte Paul, der gut Deutsch sprach, die Tochter des Herzogs und der Herzogin von Braunschweig geheiratet. Ich kannte Friederike bereits aus Blankenburg am Harz, wo sie eine kleine BDM-Führerin gewesen war, die an bestimmten Tagen mit der Sammelbüchse für die NSV oder das Winterhilfswerk sammelte.

11.7 Finnland, Skandinavien, Polen

Die finnisch-deutschen Beziehungen waren traditionell gut, und so war es mühelos möglich, gute Kontakte zur finnischen Jugend aufzunehmen. Sie repräsentierte sich im Scout-Stil. Unsere norddeutschen Gebiete, wie Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein, aber selbstverständlich auch Ostpreußen entsandten wiederholt große Gruppen nach Helsinki und an die tausend Seen dieses wunderbaren Landes. Ich selbst war nur einmal, etwa 1937, Gast in Finnland. Die bemerkenswerteste Erscheinung war für mich der Führer der finnischen Sozialdemokraten und spätere Ministerpräsident Tanner, der, so haben sich diese Jugendbeziehungen schließlich bewährt, hoch im Krieg dann zu mir nach Hannover kam. Ich hatte eine Sibelius-Gesellschaft gegründet, die wir mit Sibelius-Konzerten in der Oper

eröffneten. Viel finnische Prominenz war dazu erschienen, an der Spitze der finnische Botschafter in Berlin, der mir ein weiteres Großkreuz überbrachte.
Die Pflege der Beziehungen mit den skandinavischen Ländern lag federführend bei Hubert Meiforth, dem schleswig-holsteinischen Gebietsführer. Die von ihm veranstalteten Großfahrten führten ebenso nach Kopenhagen, Stockholm und Oslo wie in die norwegischen Fjorde und in die Tundra Nordschwedens. Sein Kummer war, daß ich nie mit dabei war. Um so mehr pflegten wir in Berlin die Jugendbeziehungen mit dem Norden und hatten schließlich ständig Jugendführer Dänemarks, Schwedens und Norwegens bei uns zu Gast. Das führte hin bis zu Quisling und den Hedins.
Mit Polen waren die Jugendbeziehungen zur Zeit Pilsudskis in einer durchaus positiven Entwicklung. Lipski, der polnische Botschafter, hatte mich zweimal in seine Residenz in der Kurfürstenstraße, gegenüber der Reichsjugendführung (RJF) eingeladen, und ich war einmal in Warschau.

11.8 Mit dem HJ-Führerkorps in Japan

Von unseren Beziehungen zu den außereuropäischen Ländern sind diejenigen mit Japan ganz besonders hervorzuheben. Sie waren insgesamt schon traditionell und nach der Machtübernahme ausgezeichnet. Das lag auch an einigen personellen Gegebenheiten.
Als einen der ersten Jugendattachés hatten wir den ehemaligen Studentenbundführer Reinhold Schulze nach Tokio geschickt. Er war ein Jugendfreund und Kommilitone Schirachs aus ihrer gemeinsamen Studentenzeit, ein ordentlicher Mann, der sich für diese Aufgabe besonders anbot und drüben in erstaunlich kurzer Zeit hervorragende Arbeit leistete. Da er auch die Begabung hatte, mit den Japanern richtig umzugehen, stellte er bald Kontakte zur japanischen Jugend her, zu den verschiedensten Organisationen und auch zur Regierung. Es gab eine Menge Institutionen, welche die deutsch-japanische Freundschaft im ganzen und die Hitler-Jugend im besonderen förderten. Schulze ist dann übrigens später im Kriege als Angehöriger

des diplomatischen Dienstes ausgetauscht worden, nachdem er in Japan turbulente Zeiten erlebt hatte, unter anderem mit dem größten Spion der jüngsten Geschichte, Dr. Richard Sorge.
Wir hatten also schon ein aufbereitetes Terrain, auf dem die Begegnungen stattfanden in einer Art stürmischer Liebe. Der General und spätere Botschafter in Berlin, Hiroshi Oshima, hatte, man kann es nicht anders ausdrücken, einen Narren an Deutschland gefressen und sehr viel zur deutsch–japanischen Verständigung beigetragen. Ich habe nie mehr jemanden im diplomatischen Korps erlebt, der so wie er leuchtenden Auges voran war, wenn es etwas in dieser Richtung zu aktivieren galt.
Die Japaner kamen dann sehr schnell zu uns. Ähnlich wie in der Wirtschaft, gingen sie präzise vor und untersuchten unsere Erziehungs- und Ausbildungsformen. Nichts blieb ihnen verborgen, vieles wurde kopiert, was uns aber irgendwie Freude machte, denn wir hörten umgekehrt von ihnen mancherlei, was uns interessierte.
Nun war die Kommunikation etwas komplizierter als die mit England, Frankreich oder Italien. Man konnte noch nicht in wenigen Stunden dorthin fliegen. Die Fahrt mit der Sibirischen Eisenbahn, die wir auch einige Male benutzten, war die einzige Verbindung, und zwar ohne jedwede Schwierigkeiten seitens der Sowjetbehörden.
Der große Durchbruch kam 1939, als eine offizielle Delegation von ungefähr vierzig HJ-Führern nach Japan reiste. Die Gruppe bestand zur Hälfte aus Unterführern und zur anderen Hälfte aus dem mittleren und höheren Führerkorps. Die Fahrt wurde mit einem kombinierten deutschen Fracht- und Passagierschiff auf der klassischen Route durch den Suez-Kanal und über Singapur und Hongkong nach Osaka angetreten. Die Führung lag während der Fahrt bei dem Bremer HJ-Führer Rolf Redeker, in Japan selbst bei Reinhold Schulze.
Nun war die Einladung zu dieser Reise auf Initiative Oshimas an mich persönlich ergangen, und ich wäre, meinem Weltdrang folgend, ihr liebend gern gefolgt. Ich überlegte auch lange hin und her und besprach die Sache mit Schirach. Sollte ich, konnte ich, durfte ich fahren? Sicherlich hätte allein die Seereise und die wochenlange Gemeinschaft mit meinen Kameraden und Freunden mir gutgetan.

Wir waren uns dann aber bald einig, daß es aus zeitlichen Gründen unmöglich war. Die Schiffsreise nahm einschließlich der unterwegs eingeplanten Unterbrechungen mindestens vier Wochen in Anspruch, wenn nicht mehr.
War es nun etwas übertriebene Bescheidenheit und übergroßes Pflichtbewußtsein, die mich zu diesem Entschluß kommen ließen, vielleicht auch ein wenig Angst, daß während meiner Abwesenheit Dinge passierten, die ich hinterher rückgängig machen oder mühselig reparieren mußte. Schließlich war mir das während der Fahrt mit der „Kap Arkona" von Southampton nach Lissabon einmal so ergangen. Ich erhielt damals auf dem Schiff einen Funkspruch Schirachs, daß der Gauleiter von Pommern, Schwede-Coburg, die sofortige Ablösung seines Gebietsführers verlangte. „Was nun?" war Schirachs Frage an mich. Bevor ich nach erbetener Bedenkzeit meine Ernennungsvorschläge zurückfunken konnte, kam die erlösende Nachricht aus Berlin, daß sich alles in Wohlgefallen aufgelöst hätte, daß der Stabsleiter des Gebiets Mittelrhein, Karl Müller, der zufällig in Berlin weilte, zum Gebietsführer ernannt worden war.
Müller war einer aus der Gruppe derjenigen, die durch alle Ausbildungsgänge die Erfahrungs- und Rangleiter hinaufgeklettert waren. Er war HJ-Führer in Duisburg, und in diesem Falle war seine Ernennung die richtige Lösung. Ob aber der Zufall immer die richtige Entscheidung herbeizuführen half, war zu bezweifeln, da ich wußte, daß die Personalpolitik nicht unbedingt Schirachs Hauptanliegen und seine Stärke war. Es gab gelegentlich schon mal Ernennungen, die sich dann später aber als falsch herausstellten. Meine Freunde, die damals die Dinge bewußt miterlebten, bestätigen es, daß manches nicht lief, wenn ich längere Zeit abwesend war.
So fuhr die Gruppe ohne mich. Sie wurde nach japanischer Art – die Gastfreundschaft war enorm – stürmisch-freundschaftlichst empfangen und vier Wochen durch ganz Japan geführt. Man zeigte ihr alles Sehenswerte und Interessante, nicht nur Jugendeinrichtungen, sondern die alten Kulturstätten und religiösen Zentren wie auch die Industrie, die schon damals, wenn auch noch in den Kinderschuhen, eine beachtliche Entwicklung nahm. Sie wurde überall in Ehren empfangen, auch von Ministern. Sogar beim Tenno, dem Kaiser, fand

ein Empfang statt, den der deutsche Botschafter Dierksen hatte arrangieren können.
Etwas Lustiges passierte auch: Die Gruppe war eines Tages bei dem „König der Zuchtperlen", Mikimoto, zu Gast. Dabei wurden natürlich standesgemäß Muscheln verzehrt. Fast hätten sich unsere Jungs die Zähne ausgebissen, denn in jeder Muschel war eine Perle. Auf die Art kam jeder Reiseteilnehmer schließlich mit gut zwanzig Perlen im Gepäck wieder nach Haus. Das war sicher nicht das wichtigste Ereignis der Fahrt, aber für die Jungs eine tolle Erinnerung. Natürlich wurden sie noch mit anderen Geschenken, zum Beispiel alten Samuraischwertern, bedacht.
Auf der Rückfahrt legte das Schiff in Sumatra an. Der Empfang war ebenfalls sehr freundlich. Immerhin spielte sich das Ganze Anfang 1939 ab. Von dort brachte man einen kleinen Affen mit. Der wurde geschmuggelt, denn es war ja streng verboten, ein Tier mitzunehmen. Auch in Hamburg kam es ungesehen an Land.
Anläßlich der dann folgenden Empfänge durch Göring, Dr. Goebbels und Ribbentrop versuchten die HJ-Führer, das Mitbringsel als Geschenk an den Mann zu bringen, was ihnen aber letztlich bei keinem gelang. So landete der Affe eines Tages bei mir, als mich die Gruppe in meinem Haus in Potsdam besuchte. Ich hatte Spaß an dem possierlichen Tier, der mir aber bald verging, als es das ganze Haus in Aufruhr versetzte. Schließlich erhielt dann der Berliner Zoo den Affen.
Die Gruppe löste sich danach auf, und das war das Ziel und Ergebnis aller Auslandsfahrten: Die Teilnehmer sorgten in ganz Deutschland für Information und Aufklärung. Die HJ war nicht mehr ausschließlich auf theoretisches Material angewiesen, sondern erhielt Aufklärung aus dem Munde jeweils eines kompetenten Mannes, der an Ort und Stelle gewesen war.
Natürlich waren die Japaner auch bei uns in Berlin wie im ganzen Reich. Wir zeigten ihnen ebensoviel und versuchten, ihnen jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Einmal war ich mit einer Delegation in Karinhall in der Schorfheide bei Göring, der sie empfangen wollte. Dabei hatte ich die Truppe noch nicht korrekt aufgebaut, als Göring bereits in der Tür erschien. So klappte es mit der

Meldung nicht. Da brüllte der Herr Generalfeldmarschall gleich los. Gott sei Dank verstanden die Japaner das nicht; vielleicht hielten sie die Lautstärke sogar für den Akt einer besonders freundlichen Begrüßung. Auf jeden Fall war es peinlich. Es hätte nicht passieren dürfen, aber Göring verhielt sich, so gewichtig er auch sein mochte, an bestimmten Tagen nun mal so.
Das war nicht die letzte Gruppe aus Japan, die uns besuchte. Noch vor dem Angriff auf Pearl Harbor kam eine weitere. Auch unsererseits sind weitere kleine Besuche drüben erfolgt. Die Beziehungen setzten sich im Krieg fort, nicht zuletzt begünstigt durch das sehr enge menschliche Verhältnis, das ich zu Oshima hatte. So kamen auch japanische Studenten zu uns, einmal sogar bis zu zwanzig Lehrlinge, die in einem braunschweigischen Photowerk einiges erlernten, was sie uns mittlerweile als Bumerang im Laufe der letzten Jahre freundlicherweise zurückgegeben haben.

12. Der Zweite Weltkrieg beginnt – Das Führerkorps bewährt sich an allen Fronten

Die letzte Zeit vor dem Krieg lief in der Hitler-Jugend normal mit der In- und Auslandsarbeit weiter. An keiner Stelle war Panik oder Kriegsvorbereitung zu erkennen, wie uns heute unterstellt wird. Es gab selbstverständlich Erziehungsaufgaben, die dazu dienen sollten, in entscheidenden Augenblicken die Jugend auf allen Gebieten – und dazu gehörte die Landesverteidigung ebenso wie der wissenschaftliche Bereich – dem Volk zur Verfügung zu stellen.
Nun wurde zwar Ende 1938 die allgemeine Stimmung nervöser, und das begann auch in der Jugend Wirkung zu zeigen. Die Anschlüsse Österreichs und der Sudetengebiete hatten den Zielen der jungen Generation entsprochen. Warum sollte es einem Volk, das durch willkürliche Grenzen geteilt war, nicht möglich sein, sich gemäß dem gerade von den ehemaligen Gegnern proklamierten Selbstbestimmungsrecht der Völker zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen. Und so waren jene Entschlüsse und Maßnahmen für uns folgerichtig und klar gewesen.

Aber jetzt wurde die Situation mit dem Einmarsch in die Tschechoslowakei im März 1939 ernster. Das paßte nicht so ganz ins völkische Konzept. Wir waren angetreten, die Deutschen in einem Großdeutschen Reich zusammenzuführen. Aber vielleicht waren wir zu sehr Idealisten, welche die Erfordernisse strategisch-politischer Maßnahmen erst einzusehen lernen mußten. Der Einmarsch in die Tschechei war ja militärisch bestimmt, es war nicht mehr die Art einer Befreiungsaktion.
Natürlich stimmten wir dieser Notwendigkeit zu. Aber wir waren nachdenklich geworden. Beim Reichsprotektor in Prag wurde eine Befehlsstelle eingerichtet mit der Doppelfunktion der Vertretung beim Reichsprotektor und der Betreuung und Führung der in Böhmen und Mähren lebenden deutschen Jugend.
Im Rahmen der angespannten internationalen Atmosphäre war jetzt der HJ die Aufgabe gestellt, uns für einen möglichen Ernstfall vorzubereiten und das, was bereits vorhanden war an weltanschaulicher und politischer Substanz, an körperlicher Ertüchtigung und wehrsportlicher Ausbildung in eine höhere Dimension zu setzen. Dabei blieb die weltanschauliche Ausrichtung immer im Mittelpunkt. Die Wehrmacht wollte eine Jugend, die voll von dem überzeugt war, was in der militärischen Ausbildung auf sie zukam. Die hohen und höchsten Offiziere der Wehrmacht wollten eine gesunde, körperlich trainierte, aber im übrigen unverbildete Truppe. Sie wollten eine einsatzwillige, aber keine vormilitärische Truppe. Daß es bei der späteren vormilitärischen Ausbildung Ausweitungen und Übereifer gab, ist klar. Die lagen aber weder im Konzept der HJ noch der Wehrmacht. Allerdings waren wir einsatzbereit.
Als der Reichsparteitag 1939 abgesagt wurde, wußten wir, wie ernst die Lage war. In Berlin selbst herrschte in jenen Tagen ein hektisches Durcheinander. Ich war dort und wurde auf Grund meiner dienstlichen und persönlichen Kontakte zu ausländischen Missionen oft nach meiner Meinung gefragt. Auf den Weitergang der Dinge hatten wir natürlich keinen Einfluß. Aber auch wir gerieten unweigerlich in die Nervosität, so, wenn wir zum Beispiel in der polnischen Botschaft, die unserer Dienststelle gegenüberlag, die Verbrennung von Akten beobachten konnten oder aus den Ministerien und Dienststellen

diese oder jene Hinweise erhielten. Die Atmosphäre war also aufgeladen.
Wie sah es nun in der Reichsjugendführung aus? Der Reichsjugendführer hielt sich 1938/39 zunehmend häufig im Auslandshaus der Reichsjugendführung in Gatow auf. Das Haus diente den geschilderten Auslandsbeziehungen. Es sollten dort ausländische Gruppen aufgenommen werden, deutsch-ausländische Seminare, Begegnungen und gemeinsame Veranstaltungen stattfinden. Aber bald wurde es zweckentfremdet, das war die Kehrseite der Medaille. Schirach lebte und wohnte gern elegant und hatte keine Skrupel, sich etwas dienstbar zu machen, was ihm nicht gehörte. So hatte er beispielsweise auch einige Jahre vor dem Kriege aus der Verbindungsstelle der Reichsjugendführung in München seine Wohnung gemacht. Seitdem er seine Häuser in Kochel und Walchensee besaß und bei Aufenthalten in München im Hotel wohnen mußte, hatte er dort kein Domizil mehr.
Am Tage der englischen Kriegserklärung an Deutschland war Schirach wieder in Gatow, jedoch auf meinen sofortigen Anruf nach Eingang der Meldung über den Kriegsausbruch nicht erreichbar, da er einen seiner üblichen Spaziergänge machte. So ließ ich ihn durch die Wachgefolgschaft eine Stunde lang suchen. Als er dann sehr ungnädig und kühl mit mir Verbindung aufnahm, konnte ich mir nicht verkneifen zu sagen, daß er die letzten Tage offenbar in einem Wolkenkuckucksheim gelebt habe. Seit ein paar Stunden liege die englische Kriegserklärung auf dem Tisch und er habe nichts gemerkt und nicht gedacht, daß es so kommen könne. Es dauerte eine volle Minute, bis er sich wieder fand und mich zu sich bat.
Es war klar, jetzt ging es darum, den Kriegseinsatz vorzubereiten, bis zu einem gewissen Grade die Bewährungsstunde der HJ. Was war notwendig, welche Möglichkeiten gab es? Es war auch eine Frage der Zusammenarbeit mit dem Oberkommando der Wehrmacht. Das war die eine Seite.
Auf der anderen war mir aber klar, daß nach all dem, was wir die Jahre über gepredigt hatten, auch unser persönlicher Einsatz zu beginnen habe. Meine spontane Idee war, uns freiwillig zum Wehrdienst zu melden. Auf der Fahrt erkannte ich dann aber, daß man die

Reichsjugendführung nicht so ohne weiteres ihrer Spitze berauben durfte und daß der Führer aus eben dem Grunde sicher nicht zustimmen würde. So überlegte ich mir eine Formel, die ich vortragen wollte, ohne falsche Vermutungen oder gar Verdächtigungen bei ihm zu wecken; einer von uns beiden mußte Soldat werden.
Ich konnte nicht sagen: Du wirst Soldat, was ja wohl den größten psychologischen Effekt gehabt hätte und sein Schaden nicht gewesen wäre. Ich konnte das für mich nicht sagen, weil er in dem Punkt empfindlich war und geargwöhnt hätte, ich wolle ihn auf die Weise loswerden. Ich konnte aber auch nicht vorschlagen, selbst Soldat zu werden, weil dann der Verdacht aufgekommen wäre, er würde vor der Jugend bloßgestellt, wenn er bliebe und ich ginge. Dabei ist heute, nach so vielen Jahrzehnten, ganz nüchtern zu sagen: Es war wirklich keine Patentlösung zu erzielen. So blieb es letztlich wohl dem Führer überlassen zu entscheiden.
Als ich bei Schirach in Gatow ankam, war er ziemlich verstört. Er war also, wie ich immer schon wußte, weltfremd, im entscheidenden Moment nicht da, das paßte nicht in sein Konzept. Praktiker war er ohnehin nie gewesen. Ich möchte hier gleich betonen: ich rücke keineswegs von ihm ab, im Gegenteil. Ich bekenne mich zu unserer Freundschaft und jahrelangen fruchtbaren Zusammenarbeit, und ich erkenne seine enormen Verdienste an. Aber das damals war wieder einmal eine Belastung für ihn.
Und so raste er zum Führer, der aber an dem Tag Wichtigeres zu tun hatte. Baldur mußte also warten, drei Tage lang. So zögerte sich die Entscheidung leider Gottes hinaus, und es vergingen psychologisch wertvolle Stunden. Denn draußen im Lande warteten die Hitlerjungen und ihre Führer und stellten mehr oder weniger offen die Frage: „Was ist los?" Es war gar nichts los. Wir standen im Krieg und machten, wie wir uns das vorstellten, unsere Arbeit, trafen unsere Vorbereitungen. Eigentlich aber ging es uns um die große Entscheidung von oben.
Schließlich kam die Mitteilung von Schirach, der Führer habe entschieden, daß vorläufig beide nicht Soldat werden dürften, da so viele Aufgaben da seien, die wir miteinander zu bewältigen hätten. Vielleicht war das die richtige Entscheidung. Trotzdem blieb irgend-

wie ein peinliches Gefühl, denn natürlich waren sehr viele HJ-Führer, angefangen bei den Obergebiets- und Gebietsführern, sofort mit Kriegsbeginn eingerückt. Also arbeiteten wir weiter, wobei meine Aufgabe vorwiegend in der Kriegsorganisation und mit dem Einsatz der zweiten Linie an HJ-Führern gegeben war. Insgesamt waren es wenig erfreuliche Tage.

Gegen Ende des Polenfeldzugs fuhr Schirach eines Tages nach Oberschlesien, um an Ort und Stelle die dortige deutsche Jugend zu besuchen und zu begrüßen. Drei oder vier Tage danach rief der Stellvertreter des Führers, Heß, mich in der Reichsjugendführung an, der Reichsjugendführer möge sich am nächsten Vormittag bei ihm in der Wilhelmstraße einfinden. Da Schirach und ich bei solchen Abwesenheiten immer bestimmte Zeiten vereinbart hatten, in denen wir uns telefonisch erreichen konnten, gab ich bei nächster Gelegenheit die Heßsche Aufforderung weiter. Schirach fragte nach dem Grund, aber ich war nicht eingeweiht und konnte daher ihm auch nichts sagen. Ich konnte mir höchstens meine eigenen Gedanken machen, ob es sich vielleicht um eine personelle Umbesetzung, einen Fronteinsatz oder ähnliches handelte.

Als ich ihn am folgenden Morgen am Schlesischen Bahnhof abholte, fragte er sofort: „Was ist passiert? Was will Heß?" Ich konnte darauf nur antworten, daß ich nichts wüßte. Daß ich etwas ahnte, konnte und wollte ich ihm nicht sagen. Wir frühstückten dann in seinem Appartement, das er immer im Hotel „Kaiserhof" hatte. Es lag eine leichte Beklommenheit über unserem Gespräch, bis wir uns kurz vor elf Uhr, seinem Temin bei Heß, trennten.

Eine gute halbe Stunde später schon rief er mich in der Reichsjugendführung an und fragte, ob ich die Amtschefs für den Mittag zu einer dringenden Besprechung zusammenrufen könne. Ich bejahte und verneinte, indem ich sagte: „Soweit sie hier sind, ja, soweit nicht, nein." Die kurze Zeit bis zu dieser Besprechung erschien uns allen unerträglich, sie war angefüllt mit Nervosität, die Atmosphäre war elektrisch aufgeladen.

Es gelang mir, die Amtschefs fast vollzählig zu versammeln. Dann erschien Schirach mit leichtem Lächeln, etwas gequält zwar, und sagte: „Ich habe jetzt vom Führer die Genehmigung erhalten, Soldat zu

werden." Ringsherum Schweigen, kein Beifall, aber auch keine Tränen. Er hielt sich dann sehr kurz und teilte nur noch mit, daß der Führer für die Dauer seiner Abwesenheit mich zum Vertreter mit allen Befugnissen und Vollmachten bestimmte habe. Darauf sagte er: „Das ist schon alles. Ich wünsche Euch alles Gute", und zu mir gerichtet, „und Dir vor allen Dingen, Hartmann, viel Glück!"

Nun, mein Glück war gedämpft, weil ich ja gern Soldat geworden wäre. Aber es war wenigstens eine Teillösung. Schirach hielt sich nicht mehr lange auf und meldete sich einige Tage später per Telefon aus dem ehemaligen Olympischen Dorf hinter Döberitz, das zu einem Offizierslager der Wehrmacht umgestaltet worden war. Er teilte mir mit, daß er dort nur in Ausnahmefällen zu erreichen sei. Sinnigerweise war er aber nicht in einer Ausbildungskompanie, sondern hatte die ersten vier Wochen seinen eigenen persönlichen Ausbilder, den Unteroffizier Pinkepank aus Niedersachsen.

Für mich begann in den Tagen nicht etwa eine neue Aufgabe, sondern im Grunde genommen lief alles weiter, es waren keine großen Änderungen zum vorherigen Zustand. Allerdings versuchte ich sofort, Nägel mit Köpfen zu machen, und setzte mich mit den Oberbefehlshabern der Wehrmachtteile und dem Chef des OKW, Keitel, zusammen, um die gegenseitigen Vorstellungen aufeinander abzustimmen. Das Ergebnis lag in der Forderung: Wir brauchen gesunden und einsatzbereiten Nachwuchs, nicht nur für die Truppe, sondern auch für die Offiziersschulen. Extrawünsche hinsichtlich besonderer Ausbildung gab es nicht. So entwickelten sich die Dinge dann sehr gut. In der Reichsjugendführung selbst führte ich ein Revirement durch mit einigen personellen Veränderungen, die schon überfällig waren. Betroffen war unter anderem der bereits erwähnte Obergebietsführer Cerff, der Soldat wurde.

Im Prinzip änderte sich also nichts, nur in Einzelfällen ergaben sich kriegsbedingte Notwendigkeiten. So wurden meine Besprechungen mit Heß häufiger, wöchentlich zwei-, dreimal. Dafür wurden die mit Hitler, wie ja überhaupt seine Mittagsrunde, zwangsläufig weniger. Aber mit Heß mußte ich zu der Zeit, und das mit großem Vergnügen, sehr viel und sehr eng zusammenarbeiten. Das führte dann schließlich auch zu weiteren Entwicklungen. Heß lernte mich gründlicher

kennen, ich ihn umgekehrt natürlich auch. Aus dieser Zusammenarbeit erwuchs ein großes gegenseitiges Vertrauen. Heß ließ mir in der Reichsjugendführung jede Freiheit; auch vom Führer kamen keine Anweisungen. Es war alles mir überlassen.
So verging der Winter 1939/40. Ich drängte dann jedoch ein wenig und hatte auch schon mit Himmler eine Absprache getroffen, daß ich, falls ich freigegeben würde, einen Platz in der Leibstandarte fand. Das war mein Ziel, da wollte ich hin. Aber zunächst war ich unabkömmlich, ich war Reichsjugendführer und Stabsführer zugleich, eine Belastung, die ich aber als angenehm empfand. Eines Tages, ich war bei den Reichsjugendwettkämpfen in Dresden, hieß es, Schirach erwarte mich in Trier. Wir trafen uns, er als Schütze, im Hotel „Porta Nigra". In einem kleinen Weinlokal in den Bergen eröffnete er mir, daß er mir nun die Genehmigung, Soldat zu werden, bei Adolf Hitler erkämpft habe. Es sei ja auch jemand da, der über Erfahrungen in der Reichsjugendführung, der Organisation und der Menschenführung verfüge, um meine interimistische Tätigkeit als Bevollmächtigter übernehmen zu können. Damit meinte er Artur Axmann. Darauf mußte ich ein bißchen trocken schlucken, weil ich Axmann aus vielen menschlichen Gründen nicht im ganzen Umfang für geeignet hielt, wenn es auch nur eine Zwischenlösung sein sollte.
Dennoch stimmte ich zu, weil ich darin die einzige Möglichkeit sah, selbst hinausgehen zu können. Eine andere personelle Lösung wäre auch nicht so einfach zu bewerkstelligen gewesen. Wir hatten großartige Gebiets- und Obergebietsführer, aber die waren alle an der Front, vor allem die beiden, die für mich die Nachfolger gewesen wären: Hubert Meiforth und Gustav Adolf Langanke. Die Reserven waren also stärker aufgebraucht, und es war naheliegend, daß man einen im Kriegseinsatz bereits bewährten, ausgezeichneten Mann, noch dazu einen Amtschef der Reichsjugendführung, für die Aufgabe vorsah.
Wir einigten uns über die Abwicklungs- und Übergabemodalitäten, die innerhalb eines Monats ablaufen sollten, und trennten uns. Er mußte wieder in seinen Westwallbunker, und ich fuhr zu einer HJ-Kundgebung nach Duisburg. Als ich danach, etwas ramponiert von den anstrengenden Tagen, nach Berlin zurückkehrte, mußte ich

mir von meiner Sekretärin sagen lassen, daß der Rundfunk die Meldung gebracht hatte, wonach der bisherige bevollmächtigte Reichsjugendführer, der Stabsführer Lauterbacher, mit sofortiger Wirkung Soldat geworden sei.
Natürlich war ich erschüttert über diese Art, denn Schirach hätte mir die ganze Sache offen und ehrlich in Trier sagen können und mich nicht desavouieren dürfen. Meine Reaktion war spontan: ich räumte sofort meinen Tresor mit allen wichtigen Unterlagen. Axmann war nicht zu erreichen, und ich fuhr nach Haus. Meine Frau hatte ebenfalls von der Rundfunkmeldung gehört und war erstaunt, daß ich ihr vorher nichts davon gesagt hatte. Also klärte ich sie auf, und dann setzten wir beide uns ab, das heißt, wir verbrachten einen zauberhaften Tag in Berlin – auf dem Kurfürstendamm, am Wannsee und abends im Theater –, einen Tag wie lange nicht mehr. Ich war ja abgelöst, hatte keine Verantwortung mehr, und wir waren frei.
Selbstverständlich hatte man den ganzen Tag über von verschiedenen Seiten versucht, mich zu erreichen. Am nächsten Tag setzte ich mich mit Himmler wegen meines Einrückens zur Leibstandarte in Verbindung. Als mich dann Heß zu sich bat, erfuhr ich von ihm, daß die Angelegenheit ohne seine Kenntnis an ihm vorbeigelaufen war. Er sagte: „Machen Sie aber den Führer dafür nicht verantwortlich, der hat im Moment andere Sorgen. Da ist eine üble Geschichte passiert, eine Unmöglichkeit, eine Intrige. Ich habe mit dem Führer darüber gesprochen und ihm gesagt, daß es so nicht ginge. Aber was sollen wir machen? Wir können unmöglich mitteilen, daß es anders sein sollte."
Also blieb die Sache so, wie sie war. Ich traf mich noch ein paarmal mit Heß. Er lud mich zum Essen ein und kam auch einmal zu uns ins Haus. Er wollte beweisen, daß er mit dieser Lösung tatsächlich nichts zu tun hatte.
Auch Schirach rief mich an. Bei der Gelegenheit enthielt ich ihm meine Erschütterung nicht vor und sagte: „Ich empfinde diese Überrumpelung unverdient. Ich habe Dir und noch länger der HJ gedient mit bestem Wissen und wohl auch nicht ganz ohne Erfolg. Deshalb bin ich betrübt, weil dieser Stil nicht meine Art ist." Ein Treffen lehnte ich aus Zeitmangel ab. Jetzt waren für mich die Würfel gefallen, ein neuer Abschnitt begann. Dazu muß ausdrücklich gesagt

werden, daß mein Ziel nie „Der Nachfolger mit Bart", sondern die politische Führung war. Ich hatte das auf allen Reichsführerlagern in Braunschweig und Weimar gesagt.

13. Ich werde Soldat in der Leibstandarte SS „Adolf Hitler"

Im Mai 1940 rückte ich nach Lichterfelde ein und machte dort meine Grundausbildung. Die Gebäude waren überfüllt, daher waren die Garagen als Behelfsunterkünfte herangezogen. Dort lag ich schlicht mit mehreren hundert Rekruten zusammen, natürlich alles ehemalige HJ-Angehörige, aber erheblich jünger. Die Ausbildung war hart, es wurde mir nichts geschenkt, so daß sich meine Jahre bemerkbar machten. Kurz vor Beendigung des Westfeldzuges wurden wir auf den Truppenübungsplatz Döberitz verlegt, wo der praktische Drill, die Gefechtsausbildung, begann.
Und da ereignete sich ein Unfall, der unvorhergesehene Folgen haben sollte. Mehr aus Jux und Tollerei bekam ich ein Stück Eisen an mein rechtes Schienbein geworfen. Das führte zu enormen Schmerzen und Prellungen, und schließlich stellten die Ärzte eine Knochenhautentzündung sowie eine Thrombose fest. Auf dem Eilwege wurde ich in das SS-Klinikum nach Hohenlychen gebracht. Das war mein erster Aufenthalt dort. Professor Gebhardt befürchtete anfangs sogar eine Amputation, zu der es aber Gott sei Dank nicht kam. Aber dieser Unfall setzte mich zunächst außer Gefecht, und zwar mit erheblichen gesundheitlichen Schwierigkeiten.
Inzwischen war der Frankreichfeldzug beendet, und ich saß in Hohenlychen. Der Krieg war für mich zwar nicht aus, aber ich fürchtete, nicht mehr zurechtzukommen. Schirach hatte den Feldzug mitgemacht, war Leutnant geworden und mit dem EK II ausgezeichnet worden, während ich als Rekrut in der Ausbildung in der Klinik lag. Es kam also sehr viel auf einmal auf mich zu, eigentlich zu viel. Aber ich wollte den Mut nicht verlieren und mußte erst einmal wieder gehen lernen. So verschrieb mir Professor Gebhardt tägliche Laufpensen am Sandstrand der Ostsee. Es fiel mir nicht schwer, mit meiner Frau in meinen Lieblingsort an der Ostsee, nämlich nach Rossitten an

der Nehrung, zu fahren. Wir fanden in einem niedlichen Gasthof Unterkunft und waren zwei bis drei wundervolle Wochen dort, bis eines Tages Paul Minke mich per Telegramm bat, abends die Nachrichten zu hören. Ich saß also mitten unter einigen Gästen in dem Hotelchen, als bekanntgegeben wurde, daß der Führer den bisherigen Reichsjugendführer Baldur von Schirach zum Gauleiter und Reichsstatthalter in Wien und den bisherigen Stabsführer Hartmann Lauterbacher zum stellvertretenden Gauleiter ernannt habe. Das führte zu dem Trugschluß, ich wäre und bliebe Schirachs „Zwilling“ und ginge mit ihm nach Wien.
Diese Art der Verlautbarung war für mich natürlich wieder ein Schlag unter die Gürtellinie. Ich fühlte mich verletzt. Dabei glaube ich gern, und das wurde mir von Heß und vor allem vom Führer selber nachträglich immer wieder versichert, daß alles in der damaligen Hast und Unruhe geschehen sei, ohne daß man vorher mit mir Rücksprache genommen hatte, so daß ich alles aus dem Rundfunk erfahren mußte. Ich fuhr umgehend nach Berlin zu Heß, der mich bat, noch einige weitere Tage Urlaub zu machen und im Anschluß an eine Nachuntersuchung in Hohenlychen nach München zu kommen, wo für mich im Hotel „Bayerischer Hof“ Räume reserviert seien. Er wolle mit mir längere Zeit zusammensein und -arbeiten.
In dieser Unterhaltung erfuhr ich schließlich noch, daß ich nie für Wien vorgesehen war, daß aber auch „Abwerbungsversuche“ von Ribbentrop vorlagen, der mich für das Auswärtige Amt und den Botschafterposten in Bukarest gewinnen wollte. Heß hatte diese und andere Versuche abgeblockt. Natürlich machte ich mir meinen Reim darauf. Ich fragte mich, wenn ich nicht nach Bukarest gehen sollte, hatte man vermutlich mit mir mehr in der Partei vor, als mich Kreisleiter werden zu lassen. Alles andere blieb aber zunächst reine Spekulation. Es gab Gerüchte, daß ich eventuell als Stellvertreter des damals schon todkranken Gauleiters Adolf Wagner nach München gehen sollte. München hätte mich, was seine Spitzenstellung anbetraf, durchaus gereizt, und ich wäre natürlich wieder enger an den Führer herangerückt. Aber mit Wagner hatte ich keine bemerkenswerten menschlichen Beziehungen. Trotz aller Ehren hätte mich eine Berufung nach München nicht ganz befriedigt. Also wartete ich.

Ich war in München jeden Tag mit Heß zusammen, mal eine Stunde, mal nur zehn Minuten. Auf seinen Wunsch erstellte ich mehrere Ausarbeitungen. Eine, die mich besonders berührte, betraf die Führerauslese und -erziehung. Ich war immer der Meinung, daß jede Organisation letztlich von der Güte ihrer Führung lebt. Meine Marotte war die Führerauslese, und da beurteilte ich außer nach praktischen Ergebnissen auch nach meinem Empfinden, das mich auch selten im Stich ließ. Das brachte ich in der Ausarbeitung zum Ausdruck und versuchte es zu erklären. Es gab noch ein paar weitere Aufträge über Probleme, welche die NSDAP täglich zu bewältigen hatte, beispielsweise das Verhältnis zur Kirche. In der Zeit wurde über meine weitere Tätigkeit nicht gesprochen.

Eines Tages lud mich Heß ein, mit ihm in seinem Salonwagen von München nach Berlin zu fahren. Gepäck sei mitzunehmen. Am nächsten Mittag fand ich mich auf dem Bahnsteig 20 ein. Heß war bereits eingetroffen, ebenso Reichsleiter Buch, der Oberste Parteirichter. Wir drei unterhielten uns herrlich und ungezwungen. Heß fragte und fragte, und ich konnte meinen Auffassungen Ausdruck geben. Ich lauerte nach den Gründen dieser Einladung, erfuhr aber nur, daß ich an einer Gauleitertagung an einem der nächsten Tage teilnehmen sollte. In Vertretung Schirachs war ich schon einige Male dabeigewesen, obwohl diese Runden immer handverlesen und Vertretungen nicht generell gestattet waren.

Nur erfuhr ich weiter gar nichts. Erst kurz vor Berlin kam Buch auf mich zu — wir beide waren allein geblieben — und gratulierte mir. Ich fragte natürlich wozu. Buch schreckte zurück und meinte schließlich, ja gar nichts gesagt zu haben.

Wie üblich stand ich am 3. Dezember 1940 als einer der ersten auf der Freitreppe zum Saaleingang.

Und da kam Schirach und stürzte sich sofort auf mich, um zu fragen: „Was machst Du denn hier?" Es war die erste Begegnung mit ihm seit Mai 1940. Er meinte schließlich, daß ich eventuell als Stellvertreter Wagners nach München käme. Er hätte sich dafür verwandt. Ich lachte, hätte ihm aber am liebsten eine gelangt.

Nach der Begrüßung und Bekanntgabe der Tagesordnung durch Heß hieß dieser zunächst Schirach als neuen Gauleiter von Wien in der







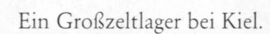
Oben links:
Lauterbacher, Reichssportführer von Tschammer und Osten, Schirach, Gauleiter Sprenger auf der Kundgebung am Römer in Frankfurt.

Oben rechts:
Rede in Frankfurt vor dem Römer 1936.

Rechts:
Mit Reichsminister Frick im Auslandslager in Kuhlmühle.

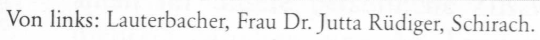
Unten:
Die Fahnen flattern überall voran.

Adolf-Hitler-Marsch 1937 in Nürnberg. Einmarsch ins Stadion.



Ein Großzeltlager bei Kiel.



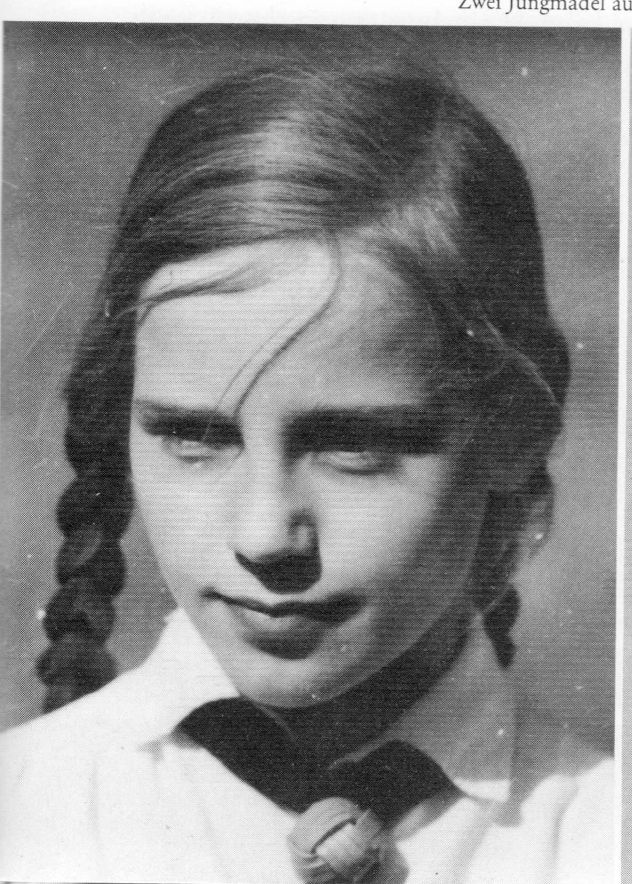


Von links: Lauterbacher, Frau Dr. Jutta Rüdiger, Schirach.



Obergauführerin Lisa Hussfeld, Schleswig-Holstein.

Zwei Jungmädel aus Niedersachsen.





Reichssportwettkämpfe in Breslau 1940.

Runde willkommen und sprach ihm des Führers und seinen Dank für seine lange Tätigkeit in der Hitler-Jugend aus. Schirach hörte sich diese eher nüchterne und kühle Ansprache stehend an.
Dann fuhr Heß fort, und ich weiß das noch wörtlich: „Dann habe ich ihnen noch ein paar andere personelle Veränderungen mitzuteilen. Der Parteigenosse Rust hat schon seit Jahren um Ablösung von seinem Amt als Gauleiter von Südhannover–Braunschweig gebeten unter Hinweis auf seine Tätigkeit als Reichserziehungsminister. Der Führer hat diesem Wunsch jetzt entsprochen und ihn von seinem Amt entbunden."
Heß fuhr mit erhobener Stimme fort: „Nun, meine Parteigenossen, möchte ich Ihnen mitteilen, daß der Führer den Stabsführer der Reichsjugendführung, Hartmann Lauterbacher, zum Gauleiter von Südhannover–Braunschweig bestimmt und ernannt hat. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen, Parteigenosse Lauterbacher, von ganzem Herzen für Ihre Tätigkeit in der Hitler-Jugend danken und vor allem für unsere persönliche Zusammenarbeit." Und so hielt er mehrere Minuten eine Art Laudatio auf mich, was mir beinahe peinlich war. Aber ich bin auch nur ein Mensch, ich war dankbar für diese Anerkennung und die Herzlichkeit, mit der Heß sie vortrug. Und als er dann noch hinzufügte: „Der Führer bittet Sie morgen zu Tisch", empfand ich das als eine ganz besondere Auszeichnung. Ich merkte, daß Heß mich nicht nur damit herausheben, sondern auch seiner Unzufriedenheit mit Schirach Ausdruck verleihen wollte.
Wenn ich nun gefragt werde, ob dieser Übergang aus der HJ in die Partei etwas ganz Außergewöhnliches, Besonderes, Neues gewesen sei, so muß ich sagen: nein. Im Grunde war dieser Übergang von mir vorprogrammiert. Mein Wunsch war schon ab 1925, im Gegensatz zu dem anderer Jungen, die Lokomotivführer werden wollten, Gauleiter zu werden. Wie man sieht, gleich sehr hoch angesetzt. Ich war zwar in sämtlichen Stationen und bin von der Pike auf gelernter und erfahrener HJ-Führer gewesen, nichts wurde mir erspart. Daß die Partei wesentlich größere Anforderungen an den Gauleiter als an den Stabsführer stellte, war mir klar. Ein Gauleiter war in höchstem Maß souverän. Aber hier wie dort ging es um die Menschenführung.

V. DAS AUSSERGEWÖHNLICHE UND UNGEWÖHNLICHE AN SCHIRACH

Die Arbeit in der Spitze der Reichsjugendführung war von zwei Menschen bestimmt, von Baldur von Schirach und mir. Das ist bekannt, und es ist keine Überheblichkeit, wenn ich mich in dem Zusammenhang nenne.
Es war gut, daß dieses Gespann 1934 zusammenkam, denn wenn es nicht vorhanden gewesen wäre, hätte man es erfinden müssen. Auf der einen Seite er, der große weltanschauliche und kulturelle Gestalter der Bewegung der Hitler-Jugend, als Repräsentant des Führers mit allen Segnungen versehen, mit allen Vollmachten und vor allen Dingen auch mit den großen allgemeinen Richtlinien, die der Führer für die Jugendarbeit gab; auf der anderen Seite ein Mitarbeiter, der Stabsführer, der von der Pike auf gedient, also die HJ in all ihren einzelnen Phasen nicht nur miterlebt hatte, sondern der vor allem in allen kleinsten und dann größer werdenden Aufgabengebieten als Mannschaftsführer und im größeren Bereich als Gebiets- und Obergebietsführer die Jugendbewegung ganz genau kannte.
Dieses Gespann arbeitete leicht und ohne Schwierigkeiten, also sehr harmonisch, wenn es auch gelegentlich mal Auseinandersetzungen gab. Das war nicht zuletzt deshalb möglich, weil Schirach sich gern auf seine geistige, künstlerische, musische Rolle zurückzog, weil ihm die Rolle als Reichsjugendführer ja im Grunde gar nicht paßte. In einer Unterhaltung in Kochel nachmittags beim Tee sagte er mir eines Tages: „Weißt Du, es ist eigentlich gar nicht mein Traumberuf, Reichsjugendführer zu sein, und ich habe nie daran gedacht, etwas Derartiges anzustreben. Mein Traumberuf wäre, nun, nachdem das Dritte Reich entstanden ist, Chef aller staatlichen Museen, Bibliotheken und Archive zu werden."
Er überließ mir, ich möchte beinahe sagen alles und jedes. Es gab ganz wenig Einsprüche oder Einflußnahmen. Es hieß: „Hartmann, mach das!", und Hartmann machte es. Schirach hat das auch gegenüber Hitler zum Ausdruck gebracht, und zwar eigentlich von Anfang an, indem er mich sehr oft zu den privaten Mittagessen in die Reichskanz-

lei zum Führer mitnahm, aber den kannte ich längst, ein Jahr früher als Schirach.
Ich war zu keiner Zeit Schirachs Konkurrent. Ich glaube, er kannte mich auch charakterlich zu gut, er wußte, daß ich gar nicht sein Widersacher oder Nachfolger sein wollte. Mein Ziel war immer die Parteiarbeit. Das hat im Grunde die gute Zusammenarbeit bedingt. Also auf der einen Seite die Arbeitsteilung und die Zusammenarbeit in der Sache und auf der anderen Seite die doch sehr freundschaftliche Beziehung, ohne daß einer Angst haben mußte, vom anderen abgeschossen zu werden.
Wir waren natürlich zwei unterschiedliche Charaktere, das hat sich dann auch bis in den Krieg und die letzten Kriegsmonate hinein ausgewirkt. Ich bin meiner Herkunft nach Bajuware und eigentlich ein barocker Mensch; ich genieße das Leben und habe Freude daran. Das war bei ihm auch so. Doch er war abgestempelt und besonders prädestiniert als Interpret der nationalsozialistischen Weltanschauung in der Hitler-Jugend. Das war seine Aufgabe, und die hat er meines Erachtens glänzend gelöst. Allerdings brauchte er eben jemanden, der die Arbeit machte. Diese Arbeit machte ich gern, ich fühlte mich nicht ins zweite Glied gestellt, sondern wir waren ein Gespann, von beiden Seiten her respektiert und gelegentliche Meinungsverschiedenheiten gehörten zu der guten Freundschaft.
Eine solche Freundschaft konnte durch ihn allerdings auch auf harte Proben gestellt werden. Das geschah in einer Unterhaltung unter vier Augen im Jahre 1943 in Wien. Ich war längst Gauleiter in Hannover und besuchte ihn privat. Wir saßen einen ganzen Nachmittag im Turmzimmer auf dem Gelände seines Rothschildschen Hauses, das nur über einen Lift zu erreichen war. In der langen Unterhaltung sagte er mir: „Die Politik Hitlers führt in die Katastrophe, sie führt dazu, daß wir den Krieg verlieren, und es werden diesmal nicht die Türken, sondern die Russen sein, die vor den Toren Wiens stehen." Das war beinahe eine Vision, die ja dann auch Wirklichkeit wurde. Damals packte mich das helle Entsetzen und Grauen. Ich entgegnete ihm: „Du weißt doch, was Du sagst. Nun weißt Du allerdings auch, wer Dir gegenübersitzt. Du kannst Dein Herz bei mir ausschütten, ohne befürchten zu müssen, daß ich in der nächsten Stunde zum Führer

gehe und sage: ‚Da sitzt ein Gauleiter und Reichsstatthalter in Wien, der ein Defaitist ist.' Aber, mein lieber Baldur, das geht zu weit! Wenn Du wirklich dieser Meinung bist, dann ist es ausgesprochen unanständig, bei nächster Gelegenheit den Wienern zu sagen, daß der Krieg gewonnen wird, eventuell unter Hinweis auf Wunderwaffen, wenn du selbst nicht mehr an den Sieg glaubst. Du hast Dich hier unter vier Augen mir gegenüber geäußert, trotzdem muß ich Dich darauf aufmerksam machen in aller Freundschaft: Wenn das Deine Meinung ist, mußt Du Konsequenzen ziehen. Davon gibt es eine Reihe. Du kannst zwar nicht so ohne weiteres zurücktreten und öffentlich erklären, was Du gerade gesagt hast. Aber geh in die Schweiz. Von dort her kannst Du ja dann sprechen. Das wäre zwar Landesverrat; aber wenn du meinst, daß das die echten Entwicklungen sind, dann müßtest du auch den Mut haben, vor dem deutschen Volk Deine Meinung auszusprechen." Ich habe ihm dann noch gesagt, daß er auch die Konsequenzen mit der Pistole wählen könnte. Ich persönlich könne ein solches Doppelspiel unter keinen Umständen ertragen, ich sei dann am Ende meiner körperlichen und seelischen Kräfte. Ich würde die letzte Konsequenz ziehen.
Das Gespräch fand schließlich nach mehreren Stunden ein Ende; es kam dann nicht mehr viel heraus. Schirach befand sich in der körperlichen und seelischen Verfassung derer, die später bei Kriegsende Anhänger jener Doppelmixtur waren, wie ich sie auch bei einigen meiner Mitarbeiter im Gau feststellte. Woher das Rezept kam, weiß ich nicht, ich habe es auch nicht bei mir angewandt. Man nehme eine Tasse schwärzesten Bohnenkaffee zusammen mit einem vollen Schwenker Cognac, man trinke hier, man trinke da, und man trinke stundenlang. Man wird nicht betrunken, im Gegenteil, man wird hellwach durch den Kaffee, aber auch enthemmt durch den Alkohol.
Es muß das ein sonderbarer Rauschzustand gewesen sein.
Es gehörte schon eine ganz fundierte Freundschaft dazu, das zu ertragen. Ich war zutiefst bedrückt, und das alles hat mich belastet — ich wußte ja jetzt von seiner wahren Meinung. Aber unsere Freundschaft war stärker, wie sich erwiesen hat. Und es war vielleicht ihr bedeutendster Moment, er sprach und ich schwieg.

Ich habe auch nach dem Krieg nur zwei, drei sehr engen Freunden gegenüber davon gesprochen und sonst im allgemeinen es auf sich beruhen lassen.
Das trifft auch auf eine Begebenheit zu, von der ich niemals etwas gelesen habe. Eines Tages, noch in der Kampfzeit, fand eine HJ-Führertagung in Naumburg an der Saale statt. Ich fuhr als Gebietsführer von Westfalen-Niederrhein dort hin. Wir saßen im Kurhotel, und es sprach Schirach. Am Abend, beim gemeinsamen Essen, gab es erregte Gespräche über irgendwelche Entscheidungen. Plötzlich spielte Schirach, der nach einigen Gläsern Wein wohl etwas gelöster war, mit seiner Pistole, ein Knall, und das Geschoß traf direkt auf ein Bild Adolf Hitlers, das an der Wand hing. Lähmendes Entsetzen! Nicht nur bei uns allen, sondern auch bei ihm. Ich bin überzeugt, daß er nicht schießen wollte, schon gar nicht auf das Bild seines Führers. Für uns war das fast wie ein böses Omen und wirkte wie eine Lähmung. Etwas Unausdenkbares war geschehen. Niemand sprach ein Wort darüber, bis wir uns an diesem Tag trennten.
Die Scherben waren bald weggeräumt, die Spuren verwischt, und am nächsten Tag hing ein neues Bild an der alten Stelle. Es ist nie etwas darüber nach draußen gedrungen. Ich glaube nicht, daß Adolf Hitler, wenn er davon erfahren hätte, daraus Konsequenzen gezogen hätte. Wahrscheinlich würde er den jungen Mann bei den Ohren genommen und gesagt haben: „Lerne erst einmal den Umgang mit Waffen!" Als Angriff auf seine Person hätte er das sicher nicht gewertet. Denn Schirach war ihm treu ergeben, und er blieb bis zum Ende dabei, wenn auch mit Zweifeln. Nur weiß ich nicht, ob es Treue oder Opportunität war.
Ich lernte eines Tages auch sehr schnell einen anderen Baldur von Schirach kennen, nämlich den Ehemann von Henriette von Schirach, geborene Hoffmann. An Ort und Stelle, ob nun in Berlin oder in Kochel, erlebte ich aber auch den ungewöhnlich starken Einfluß seiner Frau auf ihn und seine Entscheidungen. Gott sei Dank gab es zwischen ihr und mir keine Kontroversen, wir sind miteinander ausgekommen.
Hitler ging in der Kampfzeit gern die wenigen Schritte von der Schellingstraße in den Laden des Photographen Hoffmann, der später

sein Leibphotograph wurde. Er unterhielt sich mit ihm und nahm damals die kleine Henriette mit zu Kakao und Kuchen in das berühmte Café Heck an der Feldherrnhalle. Daraus wurde bei ihr später eine Jungmädchenschwärmerei, eine Backfischliebe zu dem „Onkel Adolf". Dem ging aber die Anhänglichkeit, nachdem Henriette fünfzehn, sechzehn Jahre alt geworden war, doch zunehmend auf die Nerven, und er verheiratete sie an Baldur von Schirach.

Das junge Paar wohnte dann in der Kaulbachstraße am Englischen Garten. Ich war öfter dort und habe erlebt, daß es klingelte und der Führer draußen stand und sie besuchte. In späteren Jahren lernte ich in Kochel auch Eva Braun kennen. Alles folgende unterlag ohne Anweisung bis zum Ende dem Schutz der Privatsphäre. Daß Eva Braun zum Sterben bewußt nach Berlin flog, ehrt diese tapfere Frau. Henriette von Schirach war intelligent und sehr belesen. Sie las alles, was uns gar nicht interessierte, und auch das, was dann nach 1933 vom Büchermarkt verschwunden war. Mir sagte sie einmal: „Hast Du eigentlich Ernst Jüngers ‚Marmorklippen' gelesen? Hast Du zwischen den Zeilen gelesen, wie er mehr oder weniger Adolf Hitler beschreibt und unsere Zeit und die Gefahren, die in dieser Zeit und in Hitler und in allem, was er tut, liegen?" Nun, von mir erhielt sie diesbezüglich keine Auskünfte und Hinweise. Ich war ein treuer Gefolgsmann des Führers, vielleicht auch schon mal mit ein paar Scheuklappen versehen, das will ich gern offen lassen. Sicher habe ich das eine oder andere nicht sehen und hören wollen. Auf jeden Fall war ich aber eindeutig.

Es gab im Leben der Frau von Schirach ein weiteres Schlüsselereignis. Sie war schon immer auf dem Obersalzberg gewesen, lange bevor der neue Bau entstand, also noch im alten „Haus Wachenfeld". Sie war natürlich bekannt mit der Halbschwester Hitlers, Frau Raubal, und ihrer Tochter Geli. Im Laufe der Zeit entwickelte sich auf dem Berg so etwas wie ein Damenkränzchen. Man saß da also beschaulich beisammen, aber eines Tages wurde beschlossen, den Führer zu verheiraten. Eva Braun, die noch wenig in Erscheinung getreten war, schied als Kandidatin und Konkurrentin aus. Es wurden alle möglichen Damen in Betracht gezogen, teilweise solche der Gesellschaft, zum Teil der Partei. Durch irgendeine Indiskretion erfuhr Hitler

davon und verjagte spontan und innerhalb kürzester Zeit den ganzen Weiberhaufen vom Obersalzberg, einschließlich seiner eigenen Schwester. Alle durften den Berg jahrelang nicht wieder betreten. So war auch Frau von Schirach einige Jahre ausgeschlossen. Nach langer Zeit traf man sich bei einer Veranstaltung in München, und die Aussperrung war aufgehoben. Aber Hitler behandelte sie meist reserviert; die alte Freundschaft zur kleinen Henriette ist dann nie wieder aufgekommen.

Zu Baldurs Eltern und seiner Schwester waren ihre Beziehungen eher frostig. Dabei waren die beiden Damen ausgesprochen herzlich, hochgebildete Amerikanerinnen, die der Familie Hoffmann und der politischen Entwicklung in Deutschland in lässiger Reserve gegenüberstanden. Sie warnten Henriette oft, selbst Politik machen zu wollen. Ich habe mich nie eingemischt, ich habe auch Schirach nie gewarnt. Vielmehr stellte ich meine Betrachtungen an und versuchte, mir ein Urteil zu bilden.

Auch in der Personalpolitik der Hitler-Jugend mischte Henriette mit. Der eine gefiel ihr, der andere weniger, wobei sie zu sehr als Frau dachte und schaute. Wie fürchterlich trotz allem derartige Einflüsse auf einen Mann sein können, habe ich miterlebt: Sie lehnte so manchen Mann, der gut war, ab, und zwar nur deswegen, weil er ihr nicht gefiel. Nun schloß Schirach sich Gott sei Dank in solchen Fällen schließlich mehr meinem Urteil an, also bei Führerauswahl, Beförderungen und ähnlichen Entscheidungen.

Nach dem Kriege war es für mich noch ein bißchen schwieriger geworden, unsere Freundschaft zu bewahren, weil ich seiner Haltung im Nürnberger Prozeß verständnislos gegenüberstand. Warum besuchte der amerikanische Kardinal Spellman, den ich mit eigenen Augen aus meiner Zellenluke heraus gesehen habe, den Protestanten Schirach in seiner Zelle? Wurden unter vier Augen die bekannten Aussagen vor dem alliierten Gericht konzipiert? Amerika und die anderen Siegermächte hatten sicher das allergrößte Interesse daran, daß der höchste Repräsentant der Hitler-Jugend Adolf Hitler einen millionenfachen Mörder nannte.

Ich machte aus meinem Herzen – es war nach meiner Aussage vor dem Gerichtshof als Entlastungszeuge für Schirach – keine Mörder-

grube. Ich muß sogar gestehen, daß ich erst nach vielen Jahren den Spandauer Häftling bedauerte. Gras ist bis heute nicht darüber gewachsen, aber mit der zeitlichen Entfernung vom Geschehen gewannen die Erinnerungen an das ehemals so ungewöhnliche Gemeinsame wieder an Geltung. Verzeihen konnte ich nie, aber verdrängen.

Leider wurde Schirach in das Abenteuer seiner Veröffentlichungen in der Zeitschrift „Stern" gedrängt. Er selbst konnte die Konsequenzen, die für ihn und viele aus der ehemaligen Hitler-Jugend zwangsläufig entstanden, nicht erkennen, denn schließlich hatte er in der Quarantäne der Festung Spandau die politischen Entwicklungen und die Methoden, die in der Medienlandschaft gegeben waren, nicht voll übersehen können. Seine Berater hätten allerdings auf vieles aufmerksam machen müssen und nicht nur auf das respektable Honorar sehen dürfen. Es war ein Judaslohn.

Nach seiner Entlassung wollte ich Schirach sehen. Inzwischen waren lange Jahre vergangen. Ich beglückwünschte ihn und wünschte ihm, wie das üblich ist, alles Gute für sein weiteres Leben. Am Rande schlug ich vor, daß wir uns nach einiger Zeit sehen sollten, um vielleicht in seinem kleinen Haus in Urfeld am Walchensee ein oder zwei Tage wie in alten Zeiten zu verbringen. Seine Antwort war positiv, aber monatelang hörte ich dann nichts. Zu einer Begegnung kam es nicht. Wohl aber erhielt ich zu meinem 65. Geburtstag von ihm einen sehr herzlichen handschriftlichen Brief, in dem er unsere alte Freundschaft beschwor.

Inzwischen war er bei einer Industriellenfamilie im Schwarzwald ungewöhnlich gut untergekommen. Schließlich übersiedelte er nach Cröv an der Mosel in ein Hotel, das drei alten Damen, die ihn als ehemalige BDM-Führerinnen verehrten, gehörte. Es war alles andere als die Reichskanzlei, eine alte verrottete Bude. Nach einem Treppensturz, der ihm einen Oberschenkelhalsbruch brachte, lag er lange Zeit über in einem Krankenhaus. Leider wurde mein Besuch bei ihm in Cröv nicht mehr möglich. Ich habe Baldur von Schirach zu seinen Lebzeiten nicht mehr wiedergesehen, sondern konnte ihn nur noch von der Leichenhalle zum Grab begleiten.

VI. ICH WERDE GAULEITER

1. Die Gauleiter der NSDAP, das höchste Führungsorgan des Dritten Reiches

Es ist müßig, sich über die Aufgaben der NSDAP, wie sie sich selbst darstellte und was sie forderte, auszubreiten. Sie war die Vollstreckerin des Willens des Führers und des Parteiprogramms, der weltanschauliche Wächter. Das änderte sich auch im Kriege nicht. Ja, gerade nach Kriegsausbruch war es die Aufgabe des Gauleiters, die Basis der gemeinsamen Weltanschauung und Ausrichtung der ganzen Volksgemeinschaft zu festigen. Anders hätten wir den Krieg gegen die materielle Überlegenheit der ganzen Welt nie länger als ein Jahr durchgehalten. Also konnte der Gauleiter im Kriege diese weltanschauliche Führung nicht wegstellen und sich allein den praktischen Dingen, so wichtig sie waren, widmen.

Ich unterscheide nun zwischen Weltanschauung und Politik. Politik darf nie etwas Starres sein, sie muß sich immer bewegen. Die Politik war dem Gauleiter zwar weitgehend vorgezeichnet; er hatte keinen sehr großen Spielraum, er machte auch keine eigene Politik. Alles hatte im Rahmen der Politik zu bleiben, die der Führer bestimmte. Variationen hat es allerdings gegeben, Ausweitungen, wenn ich beispielsweise „Außenpolitik" machte, indem ich in andere Länder reiste und dort Besprechungen führte oder mit der ukrainischen Exilregierung in Berlin zusammensaß. Das gehörte zu meiner Natur, und ich bin nie unaufgefordert gekommen, sondern war stets eingeladen und immer gefordert.

Als Gauleiter war man nicht nur der weltanschauliche Repräsentant der Partei und damit Adolf Hitlers, sondern auch der politische Arm der Reichsregierung und der Reichsleitung der NSDAP draußen im Lande. Es kam dabei darauf an, die Dinge nach den besonderen Eigenarten der Länder und der Bevölkerung auszurichten. Ein Gauleiter im Rheinland hatte sich ganz anders zu verhalten als einer in Bayern oder in Niedersachsen, das heißt, Auftreten, Methoden und Taktik mußten natürlich jeweils den Gegebenheiten angepaßt sein.

Nun kam ich ja nicht in einen mir unbekannten Gau. Ich kannte ihn und seine Menschen, die ich liebte. Meine Ernennung gerade für Südhannover–Braunschweig (2000000 Einwohner) war eine großartige Lösung, kein Gau des Reiches wäre mir lieber gewesen. Als Heß mir außerhalb der erwähnten Gauleitertagung noch mitteilte, daß ich mich darauf vorbereiten müsse, noch Oberpräsident der preußischen Provinz Hannover zu werden, war ich natürlich mehr als überrascht. Der Amtsbereich des Oberpräsidenten umfaßte sechs Regierungsbezirke, je zwei auch in den Gauen Osthannover und Weser-Ems (4800000 Einwohner).
Damit war ich mit zwei anderen Gauleitern konfrontiert und in gewisser Weise, auf dem staatlichen Sektor jedenfalls, übergeordnet, ich als jüngster Gauleiter der NSDAP! An Lebenjahren jüngster und aus der Hitler-Jugend kommend. Gewiß warteten auf mich auch viele psychologische Schwierigkeiten. Aber ich freute mich natürlich und empfand es als einen Triumph, als Belohnung für meinen Einsatz.

2. Gauleiter vor und nach der Machtübernahme als Abbruch- und Aufbaukommando

Wie wurde man nun Gauleiter? Wenn man so will, in dem einen oder anderen Falle, wie auch ich, ohne Vorwarnung, aber doch im Rahmen einer gewissen Ordnung und Praxis. Die Gaue entsprachen den Wahlkreisen. Vor der Machtübernahme wurde der zum Gauleiter ernannt, der die meisten Mitglieder brachte und die meisten Ortsgruppen gegründet hatte, der also, und vielleicht mit großem Abstand, ein Potential erarbeitet hatte; er wurde es dann ohne Prozedur. Ich denke dabei an die Jahre zwischen 1923 und 1926. Sicher waren das tüchtige Männer, denn so ohne weiteres lief damals niemand hinter einem „Rattenfänger" her. Er mußte schon ein Kerl sein, etwas darstellen. Insofern war das eine natürliche Auslese. Wie sollte man sonst „Kandidaten" finden? Doch nur über ihre Ausstrahlung, Erfolge, rednerischen Tätigkeiten, die Mitgliederzahl in ihren Ortsgruppen. Das war die erste Generation der Gauleiter, die nicht aus irgendwelchen Schulungseinrichtungen gekommen war. Sie stellten nicht in

jedem Falle eine geistige Elite dar und kamen aus allen gesellschaftlichen Schichten. Es gab Akademiker, wie beispielsweise B. Rust, oder Landarbeiter, wie Hildebrandt. Sie alle aber verstanden und sprachen die Sprache der Menschen, die sie gewinnen wollten. Dazu war es wichtig, daß sie selbstverständlich Landeskinder waren; so war Grohé in Köln ein waschechter Rheinländer wie Mutschmann in Dresden ein ebenso waschechter Sachse war. Sie mußten sehr fleißig und beweglich sein, aber auch bereit, Schläge einzustecken, teilweise im wahrsten Sinn des Wortes. Tagsüber führten sie Besprechungen durch oder erledigten Anfragen, Vorschläge und Beschwerden, abends waren Versammlungen abzuhalten oder sogenannte Kampfkundgebungen, die dann die Gegner herausforderten. Dabei mußten sie rednerisch begabt und in der Lage sein, die Weltanschauung und Politik des Nationalsozialismus zu interpretieren und in eine allgemeinverständliche Form zu bringen. Wechsel fanden nur selten statt, denn der Führer fühlte sich jenen Gauleitern ganz besonders verbunden. Der einzelne Gauleiter mußte aber auch das Gefühl haben, daß seine Leistungen oben anerkannt wurden.

Die Institution Gauleiter war also nicht spontan oder per Dekret vorhanden, sondern entstand aus sich selbst im Laufe der Jahre. Sie war eine Auslese der Erfolgreichen. Daß jene erste Generation darauf ausgerichtet war, an die Stelle des Staates von Weimar eine neue Bewegung zu setzen, war klar und produzierte auch rauhe Typen mit teilweise rauher Sprache.

Zu den Gauleitern der zweiten Generation möchte ich diejenigen zählen, deren Ernennungen auf Grund von Ausfällen der verschiedensten Art erfolgten, durch Tod oder Rücktritt. Es gab gelegentlich auch einmal den Fall, daß einer entlassen wurde. Ersatz und neue Kräfte wurden weitgehend aus den Gauen selbst gestellt. Es bildeten sich auch gewisse Reservoirs von besonders tüchtigen und befähigten Menschen wie beispielsweise ein Kreis, der sich um Strasser und Dr. Goebbels im Raum Wuppertal aufgebaut hatte und aus dem dann ein Kaufmann, Koch, der spätere Stabschef der SA Lutze und auch sein Nachfolger Schepmann hervorgingen. Das waren Entdeckungen, die man sozusagen „unten“ machte. Diese Generation bestand aus Gauleitern, die nicht immer und unbedingt uralte Kämpfer waren,

sondern Mitglieder, die erst in den Jahren 1926 bis 1930 zur Partei gestoßen sind.
Beide Generationen hatten dann vom 30. Januar 1933 an die Aufgabe, den Aufbau so bejahend wie möglich vorzunehmen und zu propagieren. Bis zum Tag der Machtübernahme war gekämpft und abgerissen worden, nun sollte sozusagen nach eine Einhundertachtzig-Grad-Wendung aufgebaut werden. Für einen Menschen ist es nicht ganz einfach, eine derartige Umkehr durchzuführen. Viele Gauleiter der ersten Generation blieben dann oft auch zu einseitig, zu sehr dem Kampfzeitdenken verhaftet, als daß sie sogleich erkannten und einsahen, daß sie nun andere, neue Aufgaben zu übernehmen hatten. Es bedurfte jetzt einer langen Zeit der Festigung. Soweit ich mich an die damalige Zeit erinnere, war es am erfolgversprechendsten, im Positiven, also mit der neuen Weltanschauung, der neuen Arbeits- und Gemeinschaftsmoral auf die ehemaligen Gegner zuzugehen, wenn sie genügend Bereitschaft zeigten, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Es war eine schlechte Methode, sie weiterhin nur zu bekämpfen. Darin mußten auch die Gauleiter umdenken.
Dieser zweiten Generation folgte dann mit der dritten eine, die weitgehend regional begrenzt blieb: die österreichische und die der Ostgebiete. Nach dem Anschluß mußten für die dortigen Gaue jeweils Gauleiter bestimmt werden. In der österreichischen Kampfzeit, der illegalen Zeit, gab es dort eine Unzahl von Gauleitern, ernannte und selbsternannte; jeder Gau hatte zwischen drei und zehn Gauleiter gehabt. Das war wohl eine, ich kann das als ehemaliger Österreicher sagen, österreichische Eigenschaft: hatte man einen, war man unzufrieden, also mußte er weg und ein neuer her; wieder war man unzufrieden, und so ging es weiter. Diesem Spielchen, das in der Hauptsache ein Intrigenspiel war, wurde mit dem Anschluß automatisch ein Ende gesetzt.
Es kamen wohl endgültige Lösungen, aber auch wieder mit Einschränkungen insofern, als sie ebenfalls gewissen Entwicklungen unterworfen waren. Auch Adolf Hitler war nicht von vornherein davon überzeugt, daß die illegalen Politischen Leiter aus der Zeit vor dem Anschluß die endgültigen Gauleiter sein würden. Im Gegenteil, er brachte seinen Landsleuten doch ein gewisses Mißtrauen entgegen.

Daher wurde auch eine große Anzahl von erfahrenen Politischen Leitern aus dem Altreich in die neuen Gaue der Ostmark versetzt, teilweise bis hinunter auf die Ebene der Ortsgruppen. Es war sicher eine richtige Überlegung, die Erfahrungen aus Deutschland in Österreich und später auch in den Ostgebieten so nutzbringend anzuwenden. Es folgte aber eine Menge psychologischer Schwierigkeiten; die Österreicher wehrten sich gegen die „Piefkes", vor allem gegen die rheinische und norddeutsche Invasion. Doch die nach Österreich abgesandten Politischen Leiter trugen, wenn es Schwierigkeiten gab, häufig genug selbst die Schuld daran. Ich bin noch heute davon überzeugt, daß die Auswahl teils völlig ungenügend und an der Situation vorbei erfolgte. Man konnte doch nicht ohne weiteres einen Ostfriesen zum Kreisleiter von Wiener Neustadt machen oder einen zu Hause erfolgreichen Berliner nach Linz oder Innsbruck versetzen. Die Gauleiter der österreichischen Bundesländer hat natürlich der Führer selbst ausgesucht und bestätigt. Doch alles, was daneben, ich möchte sagen omnibusweise nach Österreich gebracht wurde, war leider nicht immer erste Wahl.

Die vierte Gauleitergeneration war die der Jugend. Einer dieser jungen Gauleiter war ich, und das war das Entscheidende und Wunderbare, daß der Nachwuchs aus der Jugendorganisation genommen wurde. Ich habe wiederholt aus Hitlers Mund vernommen, daß er die Jugendorganisation auch so in der Aufgabenstellung betrachtete. Der höhere Jugendführer sollte eines Tages in die NSDAP als Politischer Leiter mit höheren Dienstgraden übernommen werden. Und das entsprach haargenau meinen Vorstellungen und dem, was ich in der HJ gepredigt und durchgeführt hatte.

Ich war zwar der jüngste Gauleiter, hatte allerdings die enormen Vorteile meiner so langen Erfahrung in der NSDAP von 1925 an und die in der Hitler-Jugend und, was ganz entscheidend war, die persönliche Bekanntschaft Adolf Hitlers seit jenem 19. April 1925. So hatte ich es einfacher, zumal ich auch die anderen wichtigen Männer kannte. Das alles gehörte in das Prinzip, das Hitler in diese Entwicklung personalpolitisch hineingedacht hatte.

Es sind dann nach mir noch andere zum Gauleiter berufen worden, das ging gut, solange Heß die Betreffenden auch kannte und teilweise

selbst dem Führer zur Ernennung vorschlug. Das wurde sehr schnell anders, als der „Verwaltungsdirektor" Bormann das Heft in die Hand nahm. Er hatte von Menschenführung nicht die geringste Ahnung und kannte auch nicht die Basis. All sein Bemühen geschah unter dem Gesichtspunkt der Machtausweitung, zumal Hitler selbst in der Hauptsache mit der Kriegführung beschäftigt war und wenig Zeit für die Partei aufwenden konnte.
So nutzte Bormann die Gunst der Stunde, zumindest glaubte er dieses zu können. Daß er ein schlechter Menschenkenner war, zeigte sich auch daran, daß er mit seinen „Schützlingen" nicht immer Erfolg hatte. Was für mich deprimierend war, sind Gauleitertagungen gewesen, auf denen Neu-Gauleiter vorgestellt wurden, die der Führer überhaupt nicht kannte. Man hat es dann schließlich hingenommen, weil wir uns ja im Krieg befanden, so erschütternd es auch war. Was sich dann in der allerletzten Zeit des Krieges zusammenfand, war für dieses Führungsamt vielfach nicht zu verantworten. Es gab da beispielsweise einen ehemaligen HJ-Oberbannführer, der eine Zeitlang in der Parteikanzlei tätig war, dann stellvertretender Gauleiter wurde, wieder in die Parteikanzlei zurückging und schließlich auf Grund eines Besuchsberichtes über die Ostfront herausgestellt und Gauleiter wurde, als Nachfolger eines verstorbenen. Die Haltung dieses so Ernannten war erbärmlich.
Ich denke heute mit Entsetzen an die letzte Nacht, die ich in Berlin im April 1945 im Hotel „Adlon" im Luftschutzkeller verbrachte. Da trat mir dieser entsetzliche Mensch total betrunken entgegen, in großer Uniform; es waren dort nicht nur Politische Leiter, sondern Generale und Admirale zugegen. Der Gauleiter von Halle–Merseburg, Eggeling, ein großartiger idealistischer, sauberer Mann, erlebte das mit und suchte nach der Entwarnung weinend und total erschüttert bei mir Zuflucht mit den Worten: „Nun glaube ich, daß wir den Krieg verloren haben, wenn wir solche Typen in der Partei und noch dazu in solcher Position haben. Dann ist Schluß."

3. Was bewegte und beschäftigte mich während der ersten Tage und Monate?

Als ich nun als Gauleiter nach Hannover kam, stand ich vor der Frage: Was soll werden, wie soll ich jetzt meine alten Freunde und Kameraden in der Hitler-Jugend, vornehmlich in Niedersachsen, ansprechen? Mußte ich von ihnen erwarten, daß sie mich nun siezten. Bekanntlich duzte sich ja die Hitler-Jugend. Der Bann-, Gebiets- oder Reichsjugendführer war dadurch in keiner Weise beeinträchtigt, sondern es erwies sich einmal mehr, daß Autorität etwas anderes ist als Uniform, Rangabzeichen oder, wie in dem Fall, das „Sie".
Meine Antwort war sehr kurz und rasch gegeben. Anläßlich einer großen Führertagung des Gebietes und des Obergaues Niedersachsen in der Stadthalle in Hannover bot ich sämtlichen Angehörigen der HJ und des BDM spontan das weitere „Du" an. Das führte, ich möchte sagen, zu frenetischem Beifall. Die Jugend hatte es richtig verstanden, was ich damit ausdrücken wollte: Es ändert sich zwischen uns nichts, sondern es ist eben so, daß der Jugendführer in die Partei hineingewachsen ist, aber warum sollte ein störendes „Sie" dazwischentreten?
Nun führte das natürlich gelegentlich zu recht lustigen Situationen. Ich erinnere mich an einen Aufmarsch, den der Bann Northeim veranstaltete und an dem auch die zahlreichen nach Northeim evakuierten hannoverschen Schüler teilnahmen. Es waren Abertausende, die nach einer Kundgebung und einer Rede, die ich gehalten hatte, dann schließlich an mir vorbeizogen. Mein besonderer Ehrengast war der Kommandierende General im Wehrkreis, General Muff, ein sehr interessanter, tüchtiger Mann, einer der wenigen Militärs, die sich auch für Kunst und Kultur interessierten. Er nahm den Vorbeimarsch sichtlich angenehm überrascht zur Kenntnis. Dann aber, als die letzten Kolonnen vorbeimarschiert waren, brachen Wellen über uns herein. Wir beide, im Auto stehend, waren gefangen in einem Meer von tausend Jungs und Mädel. Und da machten sich besonders die aus Hannover bemerkbar: „Gauleiter! Gauleiter! Grüße Hannover! Grüße unsere Eltern! Hier ist ein Brief, kannst Du den mitnehmen?" Ich merkte schon, daß mich der General höchst erstaunt anschaute mit einem starren Gesicht ohne Verständnis für

dieses „Du". Und schließlich meinte er dann: „Ja, Herr Gauleiter, haben Sie denn so viele Verwandte?"

Von der ersten Stunde an bemühte ich mich, in meinem Gau die erwähnten Verhaltensweisen zu beherzigen. Diese erste Stunde in Hannover verlief dann auch anders, als es die vorhandene Restgauleitung erwartete. Ich fuhr zuerst nicht in die Gauleitung und stieg nicht in einem Parteihotel ab, sondern ging über den Bahnhofsvorplatz in das Hotel „Ernst August". Das war für orthodoxe Nationalsozialisten völlig indiskutabel, weil suspekt: es war die Hochburg der Welfen, mit denen sich die Partei unsinnigerweise angelegt hatte. Trotz aller Abstände zur preußischen und Kaiserzeit gab es immer noch, was ich wußte und dann bes atigt fand, sehr elitäre konservative Kerne in hannoverschen Landen. Warum sollte ich also nicht gleich in die Höhle des Löwen gehen. Da ich den Herzog und die Herzogin von Braunschweig von den Olympischen Spielen 1936 in Berlin her kannte – er war wie ich Mitglied des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) gewesen –, hoffte ich, ihnen schnell über den Weg zu laufen. Das geschah auch bereits am folgenden Tag. Wäre ich in „Kastens Hotel" abgestiegen, hätte ich sie verpaßt, und ich nehme an, daß das Herzogspaar nicht zu mir in den „Kasten" gekommen wäre. So war also eine Begegnung und Unterhaltung naheliegend und selbstverständlich.

Der Gau Südhannover–Braunschweig war seit 1933 praktisch ohne Führung gewesen. Gauleiter Rust war zwar eine außergewöhnliche Persönlichkeit, aber seine Funktion als Erziehungsminister und die damit verbundenen vielseitigen Anforderungen waren groß, daß er daneben nicht auch noch die außerordentlich schwierige Aufgabe als Gauleiter wahrnehmen konnte. Er war und blieb in Berlin, und sein Stellvertreter in Hannover war Kurt Schmalz. Ihn kannte ich ja schon aus der gemeinsamen Braunschweiger Kampfzeit, und ich kannte ihn als großen Idealisten. Aber es muß auch sachlich festgestellt werden, daß er den Aufgaben als stellvertretender Gauleiter in Abwesenheit des Gauleiters in keiner Weise gewachsen war. Sicher hatte er sehr viele gute Kontakte gerade mit den einfachen Menschen, denen er ein Vorbild an Einfachheit, Gradlinigkeit und Wahrhaftigkeit war. Er war ein Kumpeltyp, der auch in den Betrieben gern gesehen wurde.

Kurzum, ein braver Mann, und das war sehr viel. Alles in allem aber war es zu wenig, vor allem unter dem Gesichtspunkt, daß Rust sich nur ab und zu in Hannover sehen ließ.
Ein Gauleiter aber mußte führen, führen und nochmals führen und nicht nur die Arbeiter der Hand, sondern auch die anspruchsvollen Kräfte aus Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft. So mußte ich zusehen, wie ich diesen Fall löste. Ich bedauerte es sehr, daß Schmalz nach jahrelanger mühevoller Arbeit durch meine Ernennung vor vollendete Tatsachen gestellt wurde. Über seine Verwendung war auf der Gauleitertagung nichts gesagt worden. Nun, wir trennten uns in gutem gegenseitigen Einvernehmen. Ich sagte ihm, daß ich meine bestimmten Vorstellungen hätte und mir die Mitarbeiter aus meinem eigenen „Stall" holen möchte. So wurde er dann Stellvertreter des Gauleiters Greiser in Posen und blieb es bis zum Schluß.
Wenn ich jetzt auf die Situation zu sprechen komme, wie ich sie im Gau vorfand, muß man wissen, daß bereits vor Kriegsausbruch ein großer Teil der ersten Generation der Politischen Leiter, so möchte ich sie nennen, aus der aktiven Parteiorganisation ausgeschieden war. Sie hatten mit ihrer militärischen Ausbildung begonnen und größtenteils auch den Ehrgeiz, Offiziere zu werden. Mit Kriegsausbruch meldeten sich zahlreiche weitere freiwillig und wurden eingezogen, so daß das Potential derer der Kampfzeit immer enger wurde. Ich betrachte es nicht als Abwertung oder gar Beleidigung, wenn ich sage, daß ich bei meinem Amtsantritt eine zweite und dritte Kategorie Politischer Leiter vorfand.
Nun hatte sich die vorhandene Führung in Hannover etwas festgezurrt an Schmalz und einigen anderen, die die – wenn ich so sagen darf – Wandlung von der Kampf- zur Aufbauzeit nicht geschafft hatten. Sie waren immer noch in der Kampfzeit und dabei einzureißen; sie wollten es nicht, aber sie konnten nicht anders. Das zeigte sich auch in letztlich lächerlichen Kleinigkeiten: sie waren einfach nicht bereit, eine ordentliche Uniform, täglich neu gebügelt, anzuziehen. Sie waren alte Kämpfer, und sie erschienen in ihren Braunhemden. Jede Bemühung, das zu ändern, galt zunächst als arrogant und Einmischung in eine mehr oder weniger persönliche Angelegenheit. Es war anfangs für mich manchmal tatsächlich leichter, mit den

Welfen zusammenzusitzen und zu sprechen als mit meinen eigenen Politischen Leitern, weil ich denen öfter eine Standpauke halten mußte.
So begann ich also damit, jede Woche meine Gauamtsleiter mindestens einmal, meistens jedoch zwei- bis dreimal zusammenzurufen, und alle vierzehn Tage hatte ich die Kreisleiter mit den Gauamtsleitern zusammen bei mir. Ich mußte ja meine neue Linie vertreten und dazu dienten mir diese Tagungen. In der Gauleitung war das schwierig, aber auch unter den Kreisleitern war es nicht einfach. Es passierte mir dann durchaus, daß ich gelegentlich gegen Windmühlenflügel anzukämpfen hatte. Diese teilweise alten Parteimitglieder hatten nicht nur ihren Stolz, sondern auch ihren Eigensinn, und es gehörte sehr viel Geduld, Durchhaltevermögen und manchmal auch Deutlichkeit dazu, diese von meinen Vorstellungen zu überzeugen. Es mußte befohlen werden. Führen heißt im Grunde ja nicht unbedingt befehlen; Führen heißt so sehr überzeugen, daß die Gefolgschaft akzeptiert und freiwillig folgt. Ich war aus der HJ gewohnt, daß man die Führung nicht auf Grund eines Befehls oder der Hierarchie anerkannte, sondern aus freiwilliger Zustimmung. Das war im Gau Südhannover–Braunschweig, was die Parteiorganisation anging, nicht so gegeben.
Es bedurfte einer langen Periode von etwa einem Jahr, um Ordnung aufzubauen. Ich habe eine – nicht allzu große – Anzahl von Männern, auch Frauen der Frauenschaft, entfernt. Meine Zuständigkeiten aus der Reichsjugendführung trug ich auch in Südhannover–Braunschweig in die HJ hinein und machte dem Gebietsführer klar, daß der Gauleiter gemäß einer Anordnung des Führers, die schon sehr alt, aber in Vergessenheit zu geraten schien, die Berechtigung hatte, dem HJ-Führer in grundsätzlichen Fragen Weisungen zu erteilen. Das verhielt sich auch so mit der SA, der allgemeinen SS und all den anderen Gliederungen – nicht so war es jedoch beim SD und der Staatspolizei. Ich war anfangs ja noch nicht Reichsverteidigungskommissar. Also kam es darauf an, kraft der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Ausstrahlung die Menschen zu überzeugen. Das war eine langwierige und, ich glaube, für alle teilweise schmerzhafte Operation. Nun gab es eine Reihe von Kreisleitern, die einfach auf Grund ihres

Alters nicht Soldat sein konnten, andere dagegen durch irgendwelche körperliche Behinderungen nicht. Sie mochten intern gute Leistungen erbringen, konnten aber bei öffentlichen Veranstaltungen nicht immer hergezeigt werden. Die Partei wollte aber Elite und Vorbild sein. Die Menschen sind da unerbittlich. Sie verlangen dann auch, daß jemand, der führt, beispielsweise auf dem Sportplatz genauso gut ist wie auf Tagungen oder in Versammlungen, das heißt überall seinen Mann steht. Im Kreis Gandersheim lag das Familiengut des Generalfeldmarschalls Keitel. Wenn er seine Heimat besuchte, waren immer die Einheiten der Partei und ihrer Gliederungen aufmarschiert. Nun war ausgerechnet in Gandersheim ein zwar braver, aber leider ungewöhnlich körperbehinderter Mann Kreisleiter. Keitel war groß und kräftig, und da paßten dann die Proportionen nicht mehr. Es hat mir weh getan, daß ich hier korrigierend eingreifen mußte, den Mann in die Gauleitung holte und ihm dort ein internes Amt gab. Der neue Kreisleiter war dann ein verwundeter und dekorierter Soldat, der aber in jeder Hinsicht etwas darstellte und repräsentierte.
Den Gauamts- und Kreisleitertagungen folgten die Ortsgruppenleitertagungen in den Kreisen. Die nahm ich besonders gern wahr, weil ich da unmittelbar an der Basis war. Ich benutzte diese Tagungen nicht nur zur Erörterung bestimmter Kriegssituationen, sondern darüber hinaus versuchte ich, die Ortsgruppenleiter weltanschaulich-politisch auf dem laufenden zu halten. Nicht nur meine eigenen Gauamtsleiter hielten dort Vorträge; ich ließ auch, je nachdem, wie es kam, einen hochdekorierten Offizier oder einen Universitätsdozenten sprechen. Diese Zusammenkünfte waren keine einseitigen Parteitagungen. Das sollten sie nicht sein, sondern ich wollte den Menschen, die nach unten hin zu wirken hatten, möglichst große Überblicke geben, sie weitgehend informieren und auch ihren Bildungsstand heben.
Unnötig zu erwähnen, daß ich das in besonderem Maße auch oben in der Gauleitung tat. Der Bereich ging dann jedoch weit über die eigentliche Partei, die Hoheitsträger und die Gauleitung hinaus. In solchen Fällen waren dann auch die Regierungspräsidenten dabei — aber das nicht erst nach meiner Ernennung zum Oberpräsidenten —, die Landräte, und es waren dabei als Gäste Herren der Gliederungen, der Wehrmacht und anderer Organisationen. Ich habe mich dabei

auch nicht gescheut, ja, eigentlich gar nicht scheuen können, daß gelegentlich der eine oder andere Redner nicht ganz in der Parteischiene lief. Anläßlich solcher „Unfälle" bekam ich eine Gänsehaut. Doch ich wollte und mußte schon einiges riskieren.
Eines Tages hatte ich den berühmten deutschen Reiseschriftsteller Colin Ross als Gast. Er trat als Redner im Festsaal des Rathauses von Hannover auf. Er war nicht Parteigenosse, völlig frei und ungebunden, und so berichtete er von seinem zweijährigen Aufenthalt in Japan und seiner Reise zwischen dem Frankreich- und dem Ostfeldzug durch die Sowjetunion zurück nach Deutschland, über seine Aufenthalte in Moskau und im Kaukasus – dieser Vortrag fand statt vor dem Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion. Frei von allen Zwängen, die beispielsweise von einer Parteirednerorganisation ausgingen, sprach er das aus, was er empfand. Aber das paßte nicht unbedingt zur offiziellen Lesart der Partei. Er machte also eine Gratwanderung, wie ich es empfand – viele andere wahrscheinlich ebenso –, und die Kohlen, auf denen ich saß, waren glühend.
Aber auch solche Eskapaden hielt ich für erforderlich. Genau so, wie ich schließlich und endlich auch in Südhannover–Braunschweig mit meinen Auslandsbeziehungen und -reisen fortfuhr. Einmal brachte ich eine gewisse Anzahl meiner Kreisleiter nach Italien. Sie sollten dort etwas Auslandsluft atmen. Nach der Besetzung Frankreichs waren wir auch dort. Ich behielt meine Bemühungen, die Menschen etwas aus ihrer provinziellen Verklemmtheit herauszuholen, in Hannover bei, wenn auch unter ungleich schwierigeren Verhältnissen als vorher in der Reichsjugendführung. Und ich weiß genau, wie wertvoll ihnen diese Eindrücke waren, auch für die Führung der Menschen in den Kreisen und Ortsgruppen.

4. Dem Volk aufs Maul geschaut, die Demokratie im Gau

Führung setzt ständige Berührung mit der Bevölkerung voraus. Der Ortsgruppenleiter hatte es in dieser Beziehung einfach, er war mitten in seiner Gefolgschaft und übersah seinen Bereich bis hin zum letzten Bürger. Beim Kreisleiter war die Situation schon anders; er mußte von

sich aus die Kontakte suchen. Um wieviel mehr galt das für einen Gauleiter! Meine Erfahrungen sind natürlich Kriegserfahrungen, und während des Krieges hatten die Menschen viele, viele Sorgen, die sie im Frieden nicht gehabt hätten. Die Ortsgruppen-, Kreis- und Gauleiter mußten das Ohr am Puls des Volkes haben und wie ein Seismograph reagieren.

Nun ist man ja heute der Meinung, daß die Zeit vor 1945 und ihre Einrichtungen Diktaturen waren. Natürlich hatten wir ein autoritäres Regime. Es gab keine demokratischen Institutionen. Befehle wurden oben, in der Mitte und unten erteilt. Die im alten „Braunen Haus", also der ersten Zentrale der NSDAP, in München vorhandenen Einrichtungen deuteten allerdings ganz klar darauf hin, daß der Führer die Absicht hatte, diese autoritäre Führung ständiger Kontrolle zu unterwerfen. Es gab dort den Senatorensaal, der halbrund, wie ein Parlament, in der Sitzanordnung angelegt war mit den Plätzen des Vorsitzenden, des Schriftführers und anderer. Hitler hatte also schon von vornherein erkannt, daß man ohne Kontrolle nicht auskam, und hatte daher diesen Senat vorgesehen. In ihm sollten Menschen aus allen Bereichen vertreten sein, nicht nur Politische Leiter, sondern auch Menschen aus der Arbeiterschaft, Wirtschaft oder Wissenschaft, die jeweils aus ihrer Sicht und ihrem Verständnis mitarbeiteten und kontrollierten.

In einem gut geführten Gau gab es diese Kontrollen auch. In meinem Gau hatte ich zwei Einrichtungen geschaffen, die es bisher nicht gab, die dann aber in einigen Gauen sogar Nachahmungen fanden. Die erste entstand sehr schnell nach meiner Amtsübernahme, nämlich meine öffentlichen Sprechstunden, die in Hannover, Braunschweig, Hildesheim und Göttingen stattfanden. Jedermann konnte kommen, ohne Anmeldung, Kontrolle, Zulassung oder sonstige Beschränkungen. Diese Sprechstunden waren für unsere Führung geradezu unerläßlich und ein großartiges Instrument. Für die Menschen selbst waren sie ein Ventil.

Zunächst war es organisatorisch notwendig, unter den zweihundert bis dreihundert Versammelten eine Vorsortierung nach ihren jeweiligen Nöten und Anliegen vorzunehmen. Allgemein habe ich ihnen dann aber erklärt, daß sie mir alles sagen könnten und dürften, und

zwar frei heraus, ohne Angst haben zu müssen. Ich würde mich sehr wohl bemühen, sie nicht nur anzuhören, sondern gegebenenfalls das Erforderliche zu veranlassen, wenn möglich sofort.
Die Sprechstunden erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit, und es war immer ein großer Andrang, wobei die Menschen in ihrem Vertrauen teilweise so weit gingen, auch mit den persönlichsten Dingen zu kommen. Ich reiste deshalb mit einem Expertenstab an, damit jeweils absolut fach- und sachkundige Auskünfte oder Hinweise gegeben werden konnten. Für mich selbst war das Ganze manches Mal schon sehr schwierig und anstrengend, vor allem, wenn man berücksichtigt, daß ich ab 1. April 1941 ja auch noch Oberpräsident der Provinz Hannover war und dann schließlich Reichsverteidigungskommissar mit all den Belastungen dieser Ämter. Trotzdem habe ich an den Sprechstunden festgehalten und mich nie vertreten lassen.
Neben den Sprechstunden hatte ich außerdem eine Beschwerdestelle, die mit einer Vorschlagstelle verbunden war. Wer in einem Betrieb auf Grund seiner täglichen Erfahrungen etwas zum Ablauf der Produktion oder zur Organisation zu sagen hatte, war gehalten, seine Vorschläge mitzuteilen. Dafür gab es dann Preise, die entweder der betreffende Betrieb oder auch der Gauleiter stiftete. Die Beschwerdestelle war nicht auf Anonymität aufgebaut. Der Schreiber mußte seinen Namen angeben und hatte die Versicherung, daß man diesen nicht bekanntgeben würde. Den Beschwerden ging man dann nach in mehr oder weniger diskreter Weise, die Umstände wurden untersucht, und wenn es begründete Mißstände waren, diese abgestellt.
In der Stellung eines Gauleiters hatte man so viele Möglichkeiten, vor allen Dingen mit etwas Phantasie Einrichtungen zu schaffen wie die erwähnten, so daß man weitaus gegenwärtiger war, als wenn man sich an seinen Schreibtisch zurückgezogen und nur ab und zu einmal eine Rede gehalten hätte. Für mich waren die Erkenntnisse aus den Sprechstunden, aus den Beschwerden und den Anregungen auch für meine Versammlungen sehr wertvoll; teilweise griff ich diese Dinge öffentlich auf. Waren sie örtlich fixiert, dann eben bei der nächsten Gelegenheit an dem Ort oder in seiner Nähe.

5. *Gemeinsame Tagungen der Hoheitsträger und aller staatlichen Verwaltungsträger*

Mich hatte immer schon geärgert, wenn Straßen und Bürgersteige von den verschiedensten Institutionen aufgegraben wurden und wenn die Arbeiten der einen beendet und die Platten wieder gelegt waren, die anderen mit ihren Arbeiten begannen, indem sie die gerade zugeschütteten Gräben mit viel Dreck, Lärm und Behinderung wieder aufrissen. So setzte sich das Spiel fort, streng nach der Reihenfolge, versteht sich. War das Arbeitsbeschaffung,oder nur Desorganisation und miserabler Umgang mit öffentlichen Geldern?
Auf jeden Fall wurde ich dabei immer an jenen Vorfall erinnert, bei dem ein Fremder in Wien einen mit derartigen Erdarbeiten beschäftigten Arbeiter fragt, was er da tue und zur Antwort erhält: „Rama duri".
Da er das nicht versteht, wendet er sich an einen anderen Arbeiter mit der Frage, was er und seine Kollegen dort machten. Diesmal hört er: „Rama dama". Das ist wiederum unverständlich, worauf der Fremde einen Passanten fragt, was die Arbeiter dort machen. Jetzt lautet die Erwiderung: „Rama dans", worauf der Fremde es aufgibt.
In Hannover war es nach Kriegsausbruch nicht anders. Mein alter Ärger brach wieder auf, denn jetzt konnten wir uns solchen Unfug erst recht nicht leisten. An die Stelle der Arbeitsbeschaffung war die unabdingbare Notwendigkeit, Arbeitskräfte und -material zu sparen, getreten. Die Beseitigung der Bombenschäden war schon arbeits- und materialintensiv genug.
Anfangs versuchte ich über die Ober- und Bürgermeister zum Erfolg zu kommen; doch der war bescheiden. Also holte ich mir eines Tages in Hannover die Dezernatsleiter und Direktoren der in Frage kommenden Einrichtungen für Wasser, Abwässer, Gas, Strom und Postleitungen an den runden Tisch und erläuterte ihnen mein Problem und forderte die Koordination. Abgesehen von Rohrbrüchen, Bombenschäden und Erdbeben ließ sich alles vorherberechnen und die notwendigen Aktionen aufeinander abstimmen. Mein Appell hatte zwar Wirkung, doch war ich nach Ablauf eines halben Jahres mit deren Planung und Ausführung immer noch nicht zufrieden.

Wir hatten keine Zeit, den Krieg in der Heimat zu verlieren, also holte ich die Herrschaften bei Eintopf, Wasser und Bier so lange in Quarantäne, bis sie sich geeinigt hatten. Also doch Diktatur? Ja, sage ich, wenn auch nur zur Vereinfachung und Einsparung. Schließlich klappte alles, wenn auch schon manchmal zähneknirschend. Die Bevölkerung, die ich um Mitwirkung gebeten hatte, war dankbar; die Vorschlags- und Beschwerdestelle des Gauleiters war rund um die Uhr geöffnet.
Der große Erfolg der Koordination und Zusammenarbeit ermutigte mich, dieses Verfahren, wenn auch nur auf der Basis der Vernunft und der völlig freien Mitarbeit in den lebenswichtigsten Bereichen der menschlichen Gesundheit, der Erziehung, des Sports, aber auch der Kulturarbeit anzuwenden. Die vertikalen Strukturen mußten mit den horizontalen Ebenen verknüpft werden; es ging um die optimale Zusammenarbeit, Konzentration, Motivation und Koordination unter den obwaltenden Kriegsverhältnissen.

5.1 Gaugesundheitsrat

So entstand der Gaugesundheitsrat, der ein Rat und weder Staats- noch Parteibehörde war. Alle auch nur am Rande für die Volksgesundheit Verantwortlichen wurden in dieses Gremium berufen. Der Gauamtsleiter für Volksgesundheit, ein praktischer Arzt, wurde Gaugesundheitsführer und präsidierte dem Rat. In ihm waren vertreten die Leiter der staatlichen Gesundheitsämter, der Schulbehörden, der Universitäten und Technischen Hochschulen, der Betriebe, also Werksärzte, der Arbeitsfront als Organisation der Werktätigen, des Sports, die Führer der Parteigliederungen, der Frauenschaft, von NSV, Rotem Kreuz, Luftschutz, Polizei, das Landesernährungsamt, ein Bürgermeister, ein Landrat, ein Regierungspräsident und als Gäste Vertreter der Wehrmachtteile.
Auf den Tagesordnungen standen zahlreiche Berichte zur Lage und Vorträge über alle Probleme der Volksgesundheit, zum Beispiel über die Ernährung, Mangelerscheinungen bei Kindern, Müttern, Schwerarbeitern, über vermehrte Vitaminversorgung, über Gemüseanbau im

Hausgarten, aber auch entsprechende Nutzung von öffentlichen Grünflächen, ferner über Reihenuntersuchungen in Kindergärten, Schulen der HJ und der Frauenschaft. Im Gespräch landeten wir dann allerdings auch bei Themen, deren Stellenwert für die Allgemeinheit klein und doch eine Erörterung wert waren: Wie verteilt man an 4,8 Millionen Menschen sinnvoll und korrekt eine Zuteilung von 10000 kg Honig? Allein die Aufteilung an alle und die Verpackung hätten unlösbare Probleme gebracht. Also lautete die Frage an den Gaugesundheitsrat ganz anders, nämlich: Sollen ein Babyjahrgang, einige Krankenhäuser oder die Hundertjährigen bedacht werden? An 50000 oder 100000 ließen sich die 10000 kg Honig verteilen.
Besonders aktuell war die medizinische Versorgung von Luftkriegsgeschädigten. Doch es reichte eben nicht, einige Ärzte zusätzlich zu mobilisieren, sondern es war der konzentrierte Einsatz aller im Gaugesundheitsrat vertretenen Einrichtungen erforderlich auf Grund von vorbereiteten Alarm- und Einsatzplänen. Wie hätte ein auf sich allein gestelltes Gesundheitsamt funktionieren können, noch dazu ohne eigentliche praktische Erfahrung?
Außergewöhnliche Umstände erfordern entsprechende Maßnahmen und nicht zuletzt eine Stimme; ein Verantwortlicher mußte geradestehen. In Hannover herrschte zwischen dem Chefarzt des größten und bedeutendsten Krankenhauses „Nordstadt" und der Bürokratie der Stadtverwaltung als Trägerin ein unerträglicher Kleinkrieg, dessen Opfer die Patienten waren. Also ernannte ich den Chefarzt, Professor König, zu meinem persönlichen Berater und gab ihm entsprechende Vollmachten.
Ich glaube, daß diese und andere Entscheidungen, die oft auch Berlin mobilisierten, im Sinne der Volksgemeinschaft waren. Dabei schließe ich Fehler, die sich aus meiner Führungspraxis ergaben, nicht aus. Aber wie auch immer Entscheidungen geartet sein mögen, sie sind in jedem Falle besser als gar keine!

5.2 Gauerziehungsrat

So wichtig ein anderer Gaurat war, nämlich der Gauerziehungsrat, so klar war sein Auftrag, der in den Grundpositionen der einzelnen Mitglieder lag. Das waren Eltern, Lehrer und Lehrerinnen, Vertreter der Schulbehörden, HJ-Führer, BDM-Führerinnen, Leiterinnen der Frauenschaft, der NSV, der Kinderlandverschickung und auch Bürgermeister und Politische Leiter. Die Lehrpläne und ebenso die Lehrer waren gut. Veränderungen waren kriegsbedingt, wenn beispielsweise Flakhelfer ihren Schulunterricht in den Stellungen erhalten mußten. Hier wurden Offiziere, wie einst bei Friedrich dem Großen, auch schon mal zum Lehrer. Bücher, Filme und Lehrspiele wurden über den Gauerziehungsrat beschafft. Die kriegsbedingten Aufgaben wie Luftschutz, vormilitärische Ausbildung oder Sanitätseinsatz der Mädchen standen ebenfalls auf den Besprechungs- und Koordinierungsprogrammen.

5.3 Gaurat für Leibeserziehung und Sport

Wir vertraten damals alle den Standpunkt, daß der gesunde und in der Leibeserziehung geübte Mensch unser wertvollstes Gut sei und daß alle unsere Einrichtungen ihm vorrangig zu dienen hätten. Daher waren im Gaurat für Leibeserziehung und Sport alle staatlichen und kommunalen Einrichtungen als Träger der Plätze und Hallen, die Sportvereine, Schulen, HJ/BDM, alle Gliederungen der NSDAP, Sportärzte, Gymnasten und alle, die mit Leibeserziehung und Sport zu tun hatten, vertreten. Immer mehr Sportanlagen und Freistätten wurden errichtet, Parks trugen nicht mehr die Schilder „Betreten verboten", sondern die Einladung „Tankt Sonne, tankt Gesundheit", eine eindeutig hannoversche Erfindung. Vor allem die Jugend marschierte für diese Ideen. Es war eine Ermunterung für alle, aber auch eine Herausforderung an die Gesundheit. Die Motivation für unser Tun war neben der Gesundheit aber auch die körperliche Leistung; dem diente die Stiftung des „Eisernen Lorbeers", die ich 1942 vornahm. Unser Leitspruch war „Mens sana in corpore sano". So

waren Alkohol und Rauschgifte in der Jugend- und Sportbewegung völlig ausgeschlossen.

5.4 Gaukulturrat

Der Gaukulturrat sollte alle Kulturschaffenden und Bewunderer der deutschen, europäischen und antiken Kulturen herausfordern. Wir erstrebten nicht den Einheitsbrei, sondern die Erkenntnis der Vielfalt aller völkischen Kulturen über die Jahrtausende. Die zahlreichen Sammlungen wurden ebenso wenig abgebrochen wie wir etwa die griechischen und römischen Klassiker verbannten. Das schiere Gegenteil war der Fall, und das galt ungeschmälert auch für den Bereich der Musik, für die bildende Kunst und das Theater.

Liedermacher, Sprücheklopfer und sogenannte Künstler, die verbogene Drähte für Kunst erklärten, besaßen wir nicht. Daß Eiferer und Proleten grausame Fehler begingen, ist zutiefst zu bedauern. Die Verbannung der Worpsweder war ein böser Fehlgriff, die Ausstellung „Entartete Kunst" doch über weite Bereiche eine Blamage. Der „Turm der Blauen Pferde" von Franz Marc, ein schon damals klassisches Werk, hätte in der Neuen Reichskanzlei seinen Platz finden müssen. Ich hatte übrigens die Absicht, das Bild aus einem Düsseldorfer Versteck für das Niedersächsische Landesmuseum anzukaufen.

Bin ich ein Ketzer? Anläßlich einer meiner ersten Bereisungen als Oberpräsident bat mich der Regierungspräsident von Stade, doch einmal auch Worpswede zu besuchen. Da ich von der Künstlerkolonie Worpswede viel gehört hatte, war ich sofort dabei, ganz besonders deshalb, weil der für dieses Gebiet zuständige Gauleiter Telchow von Anfang an Worpswede mit Unverständnis und Feindschaft gegenüberstand. Die Worpsweder wurden da in eine Enge getrieben, die sie selbst gar nicht wollten. In dieses Wespennest fuhr ich, und das Interessante war, daß wir uns sehr schnell recht gut verstanden. Es war natürlich eine Sensation, daß ein Oberpräsident überhaupt zu den „Entarteten" kam. Daraus hat sich eine gute Beziehung ergeben. So war Professor Mackensen einmal mehrere Wochen bei uns in Hannover zu Gast in meinem Haus. In der Zeit malte er herrlich zarte Pastellbilder unserer drei Kinder. Daß sich dabei fast zwangsläufig ein näheres Kennenler-

nen ergab, war klar. Ich empfand es einfach als falsch, die Worpsweder in die entartete Kunst zu packen, und so „kollaborierte" ich mit ihnen und darüber hinaus in Hannover in den jährlichen Kunstausstellungen, die bewiesen, daß ich durchaus bereit war, etwas zu akzeptieren, was ich selbst mir nicht unbedingt in meine Wohnung stellen oder hängen wollte.

Ich möchte allerdings nicht falsch verstanden werden. Es hat die entartete Kunst gegeben. Das war meine subjektive Ansicht, und die besteht bis heute fort. Ich empfinde sie heute mehr denn je. Man denke nur an vereinzelte Exponate auf der Documenta in Kassel.

In unserem Gaukulturrat hatten nicht nur die Funktionalen und Konservativen, sondern auch die Avantgardisten Platz. Mein liebster Mitarbeiter wurde Gustav Rudolf Sellner. Er war 1940 noch Intendant des Göttinger Theaters, einer Bühne, die auch wagte und riskierte. In seinem Repertoire gab es wenig Plüsch, dafür eher das klassische Schauspiel, das Shakespearesche Sprechtheater und modernes Theater. Sellners Ruf war in der Reichstheaterkammer und im Propagandaministerium so umstritten, daß ich bei Dr. Goebbels um seine Zustimmung zur Ernennung Sellners als Generalintendant der hannoverschen Bühnen kämpfen mußte. Dort fehlte mir sowohl in der Oper als auch im Schauspiel die Bewegung. Die Hannoveraner reagierten auf Sellners Berufung gespalten. Weite Kreise wollten keine Änderungen, das lag daran, daß sie eher eine Umfunktionierung ihrer Bühnen in ein Horst-Wessel-Theater befürchteten als an Neuinszenierungen und künstlerisch hochwertigste neue Opern und Schauspiele.

Im Opernhaus wurde die „Carmina burana" von Orff ein Volltreffer; Dr. Goebbels kam und war begeistert. Das war der Durchbruch. Ebenso war es im Schauspielhaus beispielsweise mit Kleists „Prinz von Homburg". Soweit es der Krieg erlaubte, holte sich Sellner die schönsten Stimmen aus Italien, Ensembles aus Mailand und Cremona. Die Botschafter Italiens und Japans waren mehr als einmal unsere Gäste. Fürst Konoye, der größte japanische Dirigent, dirigierte das hannoversche Opernhausorchester im Rahmen einer deutsch-japanischen Festwoche. Das niedersächsische Landesorchester unter Professor Thierfelder erlebte geradezu rauschende Erfolge in der Heimat wie auch an den Fronten. Das Herrenhäuser Gartentheater

ließ ich aus seinem Dornröschenschlaf erwecken. Sellner machte daraus einen großen Erfolg. Nach der Zerstörung des Opernhauses inszenierte er im Marstallgebäude in Herrenhausen den vergessenen „Titus" von Mozart. Auch im Ballhof wurde Theater gespielt. Daß die Wahl Sellners richtig war, wurde mir noch viele Jahre nach dem Kriege bescheinigt. Er wurde Generalintendant in Berlin.
Daß im alten Braunschweiger Theater wie anderenorts nicht geschlafen wurde, versteht sich von selbst.
Zu meinem Leidwesen waren wir in der Filmkunst reine Provinz. Ich hätte sonst Leni Riefenstahl mit Sicherheit zur Verfilmung des Lebens und Schaffens des Universalgenies Leibniz an die Leine gebeten. So widmete ich seinem Namen und Andenken den Leibniz-Preis für die bedeutendsten Leistungen auf geistes- und naturwissenschaftlichen Gebieten. Ein Kuratorium des Gaukulturrates war die vergebende Instanz. Ein erster Preisträger war ein junger Göttinger Wissenschaftler als Erfinder und Konstrukteur auf dem Gebiet des Flugwesens. Der zweite Preisträger, bereits beschlossen, sollte Ernst Jünger sein, nicht nur weil er die „Stahlgewitter", sondern auch „Auf den Marmorklippen" geschrieben hatte.
Ein Erlebnis in diesem Bereich möchte ich nicht verschweigen. Den Staatsschauspieler Heinrich George, Schauspieler des Films, vor allem aber der Bühne mit außerordentlichem Format, holte ich bald nach meiner Ankunft in Hannover als Gast an das Schauspielhaus. Es war eine grandiose Aufführung des „Prinzen von Homburg". Anschließend kam er zu uns in „Kastens Hotel". Wir hatten vorher Wetten abgeschlossen, was er wohl trinken werde. Ich hatte auf Rotwein getippt, lag aber völlig daneben, denn er verlangte ein Glas Bier. Das schüttete er im wahrsten Sinn des Wortes ohne abzusetzen hinunter, und dann folgte ein zweites, ein drittes und weitere. Innerhalb von einer knappen halben Stunde hatte er vier Liter Bier konsumiert, blieb aber trotzdem völlig nüchtern. Man spürte keine Anzeichen einer Alkoholisierung, im Gegenteil er wurde immer nüchterner und sachlicher.
Schließlich war Sperrstunde – eine Einrichtung, die mit den Luftangriffszeiten verbunden war, weshalb auch die Theaterveranstaltungen entsprechend vorverlegt wurden. An diesem Abend gab es keinen

Alarm. Um 22 Uhr lud ich George höflich ein, zu mir in mein Haus zu kommen. Das lag an der Stadthalle, war ursprünglich für den Stadtdirektor konzipiert, ging dann aber in den preußischen Staatsbesitz über und wurde die Dienstwohnung des Oberpräsidenten. Dort war dann die Fortsetzung der Feier für George, wobei zwischendurch immer für Biernachschub gesorgt werden mußte.
Nun wurde der gute Heinrich George etwas lebhafter und schimpfte lauthals über Dr. Goebbels. Auf den hatte er sich eingeschossen. Ich glaubte im Sinne Dr. Goebbels zu handeln, getreu seinem Spruch: „Schimpfen ist der Stuhlgang der Seele!", wenn ich George gewähren ließ. Aber nach einer Stunde etwa erreichte das eine Grenze, wo ich nicht mehr einfach dabeisitzen und zuhören konnte. Da half mir mein damaliger Gaupropagandaleiter, der später dann selbst ins Propagandaministerium ging, ein alter HJ-Führer aus Westfalen, indem er zu George sagte: „Herr Staatsschauspieler, Sie müssen mal für Knaben!" Der stutzte, erblaßte, fing sich dann aber wieder und entgegnete: „Ja, Sie haben recht." So entstand ein schönes Wort, das auch später in einer eleganten Weise Verwendung fand.
Der Herr Staatsschauspieler blieb dann aber weiter sitzen, bis er am frühen Morgen die Abfahrt nach Berlin antrat. Es waren also außerordentliche physische Anstrengungen vonnöten, wenn auch meist für Repräsentation unter den damaligen Verhältnissen wenig Zeit blieb und sich nur sehr selten Möglichkeiten ergaben. Immerhin, Heinrich George blieb bis zum Schluß so etwas wie ein Freund.

6. Gauwirtschaftsrat, Fachleute, Wirtschaftsführer und deutsche Arbeitsfront

Gleich nach meiner Ankunft in Hannover lernte ich meinen Gauwirtschaftsberater Maier kennen. Er war Gründer und Eigentümer der damals größten norddeutschen Privatbank. Einer seiner Mitarbeiter war der Wirtschaftspolitiker Dr. Weidemann, der später Leiter des Landeswirtschaftsamtes und Nachfolger des an Krebs verstorbenen Maier wurde. Mit diesen beiden außerordentlich tüchtigen Herren vereinbarte ich, möglichst schnell mit den maßgeblichen „Wirtschaftsbossen", oder wie man damals sagte, Wirtschaftsführern, zusammen-

zukommen. Ich erhielt eine Liste mit rund hundert Namen. In meinem Haus wurden dann mehrere Empfänge veranstaltet mit jeweils dreißig bis fünfunddreißig Herren bei einem ordentlichen Eintopf und Bier. So war es möglich, sich mit jedem einzeln und ausführlich zu unterhalten.

Beim ersten Treffen kam ich mit dem alten Senator Beindorff von den Pelikan-Werken zusammen. Ich hatte schon von ihm gehört, denn natürlich hatte ich mir vorher in etwa über die Persönlichkeiten, ihre Aufgaben und Bedeutung berichten lassen. So wußte ich also, daß Herr Beindorff eine in Hannover allseits geachtete und bekannte Wirtschaftsführerpersönlichkeit war, dem man auch nachsagte, daß er etwas gegen die Partei hätte. Vielleicht hatte das einen persönlich wichtigen Grund. Das war dann auch der Anlaß des kurzen Gesprächs, in dem er mich ganz behutsam fragte, ob ich schon etwas über die Loge und ihr Gebäude gehört hätte. Ja, das hatte ich, und ich wußte auch, daß sie natürlich geschlossen und ein Logenmuseum geworden war. Das hatte ich aber inzwischen schließen lassen, was er auch wußte. Mir leuchtete nicht ein, warum Schulklassen durch die ehemalige Loge geführt wurden. In der Partei erregte ich sehr viel Kopfschütteln, auch in der Gauleitung. Es gab da so einige Anti-Logen-Leute, cholerische, die jedes Leid dieser Erde auf die Freimaurer abwälzten. Daß die Freimaurer eine weltweite, maßgebliche und einflußreiche Organisation waren, wußte ich selbstverständlich, auch daß sie Katastrophen ausgelöst hatten. Aber ich ließ mich nicht in die Position eines Logenverfolgers abdrängen. So trat ich Herrn Beindorff sehr freundlich entgegen und hörte mir seinen Wunsch an. Er bat um die Rückgabe seiner noch in dem Logengebäude lagernden privaten Dinge wie eines Ölgemäldes, das ihn mit dem Logenschurz zeigte, und anderer Insignien. Ich machte kurzen Prozeß und fragte nur: „Herr Senator, wann und wo können die Dinge bei Ihnen abgegeben werden?" Über meine rasche Reaktion war er, glaube ich, sehr angenehm überrascht, weil er sie bestimmt in dieser Weise nicht erwartet hatte.

Für mich waren natürlich alle eingeladenen Herren wichtig, der Generaldirektor der Reichswerke „Hermann Göring", also der Salzgitter-Werke, genauso wie die Chefs der Continental-Werke oder der

Hanomag. Der gute Kontakt mit allen maßgeblichen Unternehmen stand im Vordergrund. Es war sehr wesentlich, mit den leitenden Herren zu sprechen, und ich verabredete mit ihnen, die Zusammenkünfte etwa vierteljährlich oder gelegentlich vielleicht auch kurzfristiger zu wiederholen. Vor allen Dingen wollte ich in die Betriebe kommen. Das dauerte allerdings seine Zeit; es passierte schon, daß ich erst nach Jahren dazu kam. Nach dieser Zeit kannte ich die Betriebe, ihre Führer und Betriebsobmänner, kurzum, auch Geist, Stimmung, Probleme und Sorgen von Betriebsführung und vor allem die Arbeiter.
Nun ging ich auch an den Industrie- und Handelskammern und an der übergeordneten niedersächsischen Wirtschaftskammer nicht vorbei. Ihr Präsident, Generaldirektor und SS-Gruppenführer Hecker, wenig später Präsident der Reichswirtschaftskammer, war mir ein wertvoller Berater, zumal er auch maßgebliche Positionen im Göringschen Vierjahresplan einnahm. Es machte mir viel Spaß, mich in diese Materie einzuarbeiten und über kriegswirtschaftliche Probleme zu sprechen.
Unsere ganze Arbeit war zunächst darauf abgestellt, den Krieg zu gewinnen. Aber wir überlegten uns auch schon, wie es mit Niedersachsen danach sein werde. Auf der einen Seite Binnen-, auf der anderen Küstenland – wie harmonisierten diese beiden Gegebenheiten?
Dieses gute Verhältnis mit den Wirtschaftsführern und mit der Wirtschaft überhaupt blieb bis Kriegsende bestehen und wurde, was die Betriebe selbst anbetraf, von den Betriebsführern und Betriebsobmännern getragen. Sie kannten ihre Betriebe und Kameraden, die ganze Problematik der kriegsbedingten Verhältnisse. Es gab mit und in den Betrieben keine Schwierigkeiten, da Betriebsführer und -obmänner wie Pech und Schwefel zusammenhielten. Wir hatten keine Gewerkschaften, wir brauchten keine, und die Arbeiter wollten auch gar keine. Sie waren mit dem System, das Dr. Ley ausgetüftelt hatte, sehr wohl einverstanden und hatten durchaus den Eindruck, daß ihre Rechte vertreten wurden. Natürlich gab es keine Lohnkämpfe, aber nichtsdestoweniger wurden alle Wünsche und Forderungen der Arbeiterschaft in den Betrieben durch die Obmänner vertreten und dann auch zu Beschlüssen und Entscheidungen geführt.

7. Rektoren-Konferenzen, Universitäten, Technische Hochschulen, Forschungsinstitute, Max-Planck-Gesellschaft, Professor Osenberg und sein kriegsentscheidendes Team

Schon lange vor meiner Ernennung zum Gauleiter war für mich eine gewisse Beziehung zur niedersächsischen Wissenschaft vorhanden, und zwar über einige aus meiner HJ-Zeit stammende Verbindungen, beispielsweise mit meinem Gaudozentenführer Professor Dr.-Ing. Pfannmüller, dem Nachfolger des in Rußland gefallenen Rektors der Technischen Hochschule Hannover, Professor Simons. Ich wußte auch aus meiner Zeit in der Reichsjugendführung und von zahlreichen Besuchen in Südhannover–Braunschweig, daß sich die Wissenschaft dort vernachlässigt fühlte. Sie hatte auch Anlaß dazu, und das lag nicht zuletzt an Bernhard Rust selbst, der als Gauleiter und Reichserziehungsminister, also als der eigentlich zuständige Mann, in der Führung beider Ämter überfordert war und sich praktisch um gar nichts kümmerte. Die Einstellung der Universitäten, Hochschulen, wissenschaftlichen Institute und Forschungseinrichtungen zur Partei war daher gedämpft.

Für mich stand deshalb fest, diese Institutionen sobald wie irgend möglich zu besuchen. Bei der Technischen Hochschule geschah das inoffiziell bereits einige Zeit vor dem offiziellen Besuch. Ich hatte mir vorgenommen, den ganzen Gau zu bereisen, um mir jeweils an Ort und Stelle eigene Eindrücke zu verschaffen. Daß dabei Braunschweig an erster Stelle stand, war selbstverständlich.

Nach Braunschweig kam Göttingen an die Reihe. Wie es von mir eingeführt und dann üblich wurde, hatten die betreffenden Kreisleiter für solche Besuche Programmvorschläge zu machen. Den des Göttinger Kreisleiters, eines ehemaligen Dozenten an der dortigen Universität, wies ich zurück und kehrte seine Reihenfolge: Kreisleitung – Rathaus – Universität um. Zuerst wurde also die ehrwürdige Georgia Augusta besucht, die ein wertvoller Begriff war. Dieser Besuch war so amtlich wie feierlich. Ich wurde in der Aula vom Senat empfangen und vom Rektor willkommen geheißen. Er würdigte besonders die Tatsache, daß mit mir die Partei gekommen sei. Natürlich antwortete ich mit einer entsprechenden Dankesrede.

Nach dem offiziellen Festakt gab es dann ein erstes sehr aufgelockertes Zusammensein im würdigen Rathaus. Im Rahmen dieser Stunden bekam ich Kontakt mit einer Reihe von Professoren, unter anderen auch mit jenen legendären Persönlichkeiten, welche die Forschung in einem weltverändernden Ausmaße betrieben. Dabei blieb es selbstverständlich nicht. Ich bemühte mich, von der Universität Göttingen – wie danach auch von den anderen – zu erfahren, wie man über uns, also die Partei, dachte, wie man eventuelle Mängel beheben und Besserungen durchführen konnte. Die Universität Göttingen konnte sich jetzt stets darauf verlassen, daß etwas geschah, nachdem der eigene Mann, also der ehemalige Dozent und Kreisleiter, nie Zeit aufwendete, um seiner Alma Mater zur Verfügung zu stehen.
In der Folgezeit habe ich an allen größeren Veranstaltungen der Universität Göttingen teilgenommen und war oft Ehrengast in der Aula. Dabei hatte ich sehr interessante Begegnungen, so mit Hans Grimm, der Ehrensenator der Universität war. Der Kreisleiter gefiel sich unverständlicherweise darin, die Professoren für die Sammlungen zum Winterhilfswerk und für die NSV mit Sammelbüchsen in den Straßen einzusetzen. Das blies ich sofort ab mit der, wie ich glaube, vernünftigen Erklärung, daß diese Herren in Forschung und Lehre wichtiger seien als auf der Straße. Es hat bei einer Anzahl von Angehörigen der Kreisleitung und darüber hinaus böses Blut gegeben, aber davon ließ ich mich nicht beeindrucken, sondern blieb bei meiner Linie.
Einen zweiten wichtigen Besuch machte ich schließlich in der Tierärztlichen Hochschule in Hannover bei dem damaligen Rektor Professor Dr. Butz, von dem mir mein Vater schon erzählt hatte. War Professor Butz also schon ein alter Herr, so hatte er in der tierärztlichen Lehre in Europa einen Namen. Es gab seinerzeit im deutschen Sprachbereich nur drei bedeutende Tierärztliche Hochschulen, nämlich Hannover, München und Wien. Natürlich wußte man an der Hochschule, daß mein Vater Tierarzt gewesen war, und so wurde das Gespräch von Anfang an sehr freundschaftlich geführt.
Ich konnte der Tierärztlichen Hochschule nach den Luftangriffen immer entscheidend helfen. Selbstverständlich stand die Bevölkerung bei allen unseren Bemühungen an erster Stelle, aber es war auch klar,

daß die Tierärztliche Hochschule nicht vernachlässigt werden durfte. Das hat dann auch zu Schwierigkeiten mit der Stadtverwaltung von Hannover geführt. Sie weigerte sich, der Hochschule mit allen Möglichkeiten zu Hilfe zu kommen. Es war durchaus verständlich, daß sie primär für die Stadt und ihre Bevölkerung dasein wollte; andererseits war die Hochschule auch ein Teil der Stadt. Kam noch hinzu, daß sie mit ihren medizinischen Forschungen und Versuchen auch für die Menschheit schlechthin und für die Kriegführung unersetzlich war.
Die Technische Hochschule Hannover war der Mittelpunkt der technischen Forschung im Gau. Alle Universitäten und Technischen Hochschulen Deutschlands waren damals in die auch für die Kriegführung wichtigen Funktionen von Forschung und Entwicklung eingeschaltet, keine aber in einem solchen Umfang ausgestattet wie die Technische Hochschule Hannover. Das lag mehr oder weniger an einem Zufall.
Über den vorerwähnten Rektor, Professor Dr. Pfannmüller, lernte ich auch Professor Dr. Osenberg kennen, der auf dem Gebiet der kriegstechnischen Forschung und Entwicklung einer der führenden Männer war, die wir hatten. Anläßlich eines langen Gespräches während eines Spazierganges auf dem Gelände der Technischen Hochschule erfuhr ich von ihm, daß Hunderte, ja Tausende von Wissenschaftlern ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Wissenschaft zur Wehrmacht eingezogen waren und daß es keine Stelle gab, auch nicht das Reichserziehungsministerium, die das ändern konnte. Diese Männer waren im militärischen Bereich völlig falsch eingesetzt.
Über diese Mißstände beklagte sich Professor Osenberg bei mir.
Ich bat ihn, mir Beweise zu liefern. Das geschah, und damit konnte ich bei passender Gelegenheit beim Führer intervenieren. Ich erklärte ihm den Sachverhalt und bekam für Professor Osenberg eine allgemeine Vollmacht, diese hochqualifizierten Wissenschaftler zurückzuholen. Sie wurden auf Zeit „uk" gestellt und konnten ihre Tätigkeiten an ihren Heimathochschulen wieder aufnehmen. Sozusagen als Kettenreaktion erhielt Professor Osenberg einen Vortragstermin beim Führer, und auf Grund dessen wurde er beauftragt und bevollmäch-

tigt, alle die Wissenschaftler aus dem Wehrdienst zurückzufordern, die er brauchte. Und er bekam den Auftrag, eine Dienststelle einzurichten, die unabhängig von Speer und anderen Einrichtungen arbeitete.

Das war die Wehrforschungsgemeinschaft des Reichsforschungsrates unter der Leitung von Professor Osenberg, und als „Hauptquartier" erhielt dieses Institut das ehemalige Klostergut in Lindau im Kreise Göttingen. Es verfügte über große Gebäudekomplexe und bot die außerordentlichen Möglichkeiten, das Institut aufzunehmen. Außerdem hatte es den Vorteil, außerhalb der Ballungsgebiete zu liegen und infolgedessen nicht im Bereich der Luftangriffe. Dort konnte das Institut seinen Aufgaben nachgehen, nämlich ein zentrales wissenschaftliches Personenregister zu führen, eine zentrale Planungskontrolle auszuüben und spezielle Forschungsunternehmen wie beispielsweise die Entwicklung eines sich sein Ziel selbst suchenden Torpedos oder die Entwicklung von Luft-Luft-Raketen zur Bekämpfung starker Bomberverbände oder die Entwicklung der Luft-Boden-Rakete „Panzerblitz" voranzutreiben.

Die Schaffung eines derartigen Forschungsstabes war meines Erachtens eine der wichtigsten Maßnahmen in diesem Krieg, die leider erst sehr spät getroffen wurde. Seltsamerweise war es in diesem Fall ein im Grunde für die Wissenschaft nicht direkt zuständiger Gauleiter, kein Minister in Berlin, sondern ganz einfach ein Mensch mit „Initiativen", Mut und dem Zugang zu Hitler. Ich bin heute noch stolz darauf, daran beteiligt gewesen zu sein.

Die Professoren Pfannmüller und Osenberg führten dann mit meiner Hilfe die Auslagerung der außergewöhnlich großen und wichtigen Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen der Technischen Hochschule Hannover durch. So konnten die wertvollsten Schätze gerettet und in den berühmten Kalischächten in der Nähe Hannovers sichergestellt werden. Auch ganze Institute wurden außerhalb Hannovers eingerichtet. Man muß es mir schon abnehmen, daß ich wiederum mit Stolz feststelle, daß die Standorte der Institute der heutigen Max-Planck-Gesellschaft in den Kreisen Göttingen und Osterode kraft einer Verfügung des Reichsverteidigungskommissars in Hannover entstanden sind.

Abschließend kann gesagt werden, daß analog meiner Grundeinstellung die Beziehungen zu den anderen Hochschulen des Gaues entstanden und weiterentwickelt wurden. Das galt in Braunschweig für die Technische Hochschule ebenso wie für die pädagogische „Bernhard-Rust-Hochschule“, die Bergakademie in Clausthal-Zellerfeld und die damals noch teilselbständige Forstakademie in Hannoversch Münden.

Bereits während der Gauleitertagung im Dezember 1940, unmittelbar nach meiner Ernennung, sinnierte ich über die ersten in Hannover zu ergreifenden Maßnahmen. Bevor ich den Boden meiner Gauhauptstadt betrat, war mir bewußt, daß ich mit sehr viel Schwierigkeiten zu tun haben würde. Verglichen mit dem neuen Chef eines Unternehmens mußte ich mir zunächst einmal die Bilanzen vorlegen lassen. Es war eine weltanschauliche und politische Bestandsaufnahme ebenso wie die wissenschaftliche und wirtschaftliche unumgänglich nötig, hier insbesondere die rüstungswirtschaftliche, aber auch und nicht zuletzt die landwirtschaftliche.

8. Psychologische und praktische Arbeit im Luftschutz – Alles hört notwendigerweise auf ein Kommando

Es handelte sich im Zweiten Weltkrieg um zwei Fronten, die anzutreten hatten, die Front der kämpfenden Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft und, was ja wirklich neu war, die Heimatfront der Familien, der Mütter, der Jugend und ganz besonders der Nahrungsmittel- und Kriegsproduktion. Beide waren voneinander abhängig, beide kriegswichtig und kriegsentscheidend.

Der Luftkrieg zeichnete sich bereits nach den ersten Feindflügen und den ersten, wenn auch unbedeutenden Bombenwürfen ab.

Es gab einen Luftschutzbund und Feuerwehren, Ärzte, Krankenhäuser, alle zusammen aber doch in keiner mehr als abwartenden Haltung. Wenn auch das deutsche Volk anders als 1914 ohne bunte Bänder und Jubel in den Krieg gegangen war, so war es doch zu jedem Einsatz entschlossen und bereit Opfer zu bringen. Aber eines fehlte beinahe ganz: die psychologische und praktische Vorbereitung der

Menschen und aller Einrichtungen für die defensive Abwehr dieser grausamen Luftangriffe.
Göring hatte erklärt, daß er fürderhin Maier heißen wolle, wenn Feindverbände in Deutschland einfliegen würden. Seine Luftwaffe werde das verhindern. So weit, so gut, es wäre ganz gewiß falsch gewesen, den Teufel in ganzer Größe schon am ersten Tag an die Wand zu malen, aber bedeutsame und langsame Schübe wären, wie die rauhe Wirklichkeit dann zeigte, nötig gewesen. Dr. Goebbels predigte Optimismus, aber durfte das auch für rein defensive Vorbereitungen gelten? Ich wagte und wage das zu bezweifeln.
In Berlin war alles ruhig geblieben. Die Fliegeralarme wurden nicht besonders ernst genommen, auch gelegentliches Flak-Feuer am Rande der Weltstadt konnte die Gemüter nicht erregen. Das war psychologisch eine äußerst gefährliche Situation.
Als ich zum Gauleiter des Gaues Südhannover–Braunschweig ernannt war, kreisten meine Gedanken auch um die Notwendigkeit allumfassender Luftschutzmaßnahmen, und ich ließ mir von der Partei, von den örtlichen Luftschutzleitern, den Bürgermeistern und Oberbürgermeistern, den Landräten und Regierungspräsidenten sofort Bericht erstatten. Ich nannte das Kind beim Namen – immer nur für den unwahrscheinlichen, aber doch möglichen Fall. Man war mit mir unzufrieden, denn niemand ließ sich gern aus einem angenehmen Dornröschenschlaf erwecken.
Ich bin von Natur kein Pessimist; ich hielt es mit dem Reichswirtschaftsminister Funk, der einmal gesagt hatte: „Der Pessimist ist der einzige Mist, auf dem nichts wächst." Ein Optimismus, der seine Grenzen nicht kennt, ist gefährlich. Nun gab es in Hannover einen besonderen Optimismus, der mir geradezu idiotisch erschien. Man hatte sich eingeredet, daß Hannover ja besondere historische und familiäre Beziehungen zu England habe und daß unter diesen Umständen von England her niemals Luftangriffe auf Niedersachsen stattfinden würden.
Diese Einstellung, die von den Welfen besonders bekräftigt wurde, hatte zu einer gewissen Lähmung geführt. Und so standen die wenigen Luftkriegsmaßnahmen, die organisatorischen und die Schutzmaßnahmen, die bis 1940 in Südhannover–Braunschweig getroffen worden

waren, unter dem einschränkenden Gesichtspunkt: wir machen das eben, aber wir wissen eigentlich nicht warum.
Schon gleich im Januar 1941 prüfte ich nach, was an allgemeinen Vorbereitungen geschaffen, an Schutzbauten, ausgebauten Kellerräumen, Luftschutzkellern und dergleichen vorhanden war. Nun hatte Hannover einen ausgezeichneten Stadtbaudirektor, Professor Elkart, der schon einiges mit Elan getan hatte. Er war nicht einfach ein üblicher Stadtbaumeister, sondern er war ein Stadtplaner für die Zukunft. Und so plante er in klarer Erkenntnis der Verhältnisse die Möglichkeiten, natürliche Luftschutzeinrichtungen in Hügeln zu schaffen; er plante aber ebenso die Bunkerbauten nach den besonderen Gesichtspunkten der Bevölkerungsdichte und sonstigen Gegebenheiten. Das war die Basis, die später dann großzügig erweitert werden konnte.
Ich glaube, damals wie ein Hecht im Karpfenteich aufgetreten zu sein, weil ich den Luftschutzbund und die Feuerwehr in meine Konzeption einordnete. Da ich also den Standpunkt vertrat, daß besondere Verhältnisse mit besonderen Mitteln bewältigt werden müssen und jemand bereit sein mußte, gelegentlich auch einmal über die Schatten und Schwierigkeiten der Bürokratie zu springen, begann ich meine Arbeit.
Das Jahr 1940 hatte mit einer großen deutlichen Euphorie geendet. Der Krieg gegen Frankreich war siegreich abgeschlossen, weshalb viele Menschen meinten, der ganze Krieg sei bereits gewonnen. Und sie neigten dazu, ihre Gedanken an den Krieg gegen England und Amerika zu verdrängen. Ich selbst dachte damals aber auch an die Entwicklung im Osten. War der Hitler-Stalin-Pakt die gelungene Vereinigung von Feuer und Wasser? Und konnte Hitler seine so oft beschworene Absicht, keinen Zweifrontenkrieg zuzulassen, durchstehen? Genügten die anfangs guten diplomatischen Kanäle und die wirtschaftlichen Verflechtungen, die sich im Austausch von Rohstoffen und Produkten zwischen Deutschland und Rußland ergeben hatten?
Ich gründete eine zentrale Luftschutzführung, der Staat und Partei angehörten. Niemand, der irgendeine vorbeugende oder tatsächliche Funktion hatte, war da ausgespart. Die Wehrmacht war vor allem mit

dem Befehlshaber im Luftgau, General Wolf, beratend vertreten. Meine eigenen Vollmachten wurden mit meiner Ernennung zum Reichsverteidigungskommissar umfassend. Trotzdem galt auch hier die alte Weisheit, daß nur der souveräne Mensch in einer so heiklen Situation auch die Autorität besaß.

Also begann ich mit einer breitangelegten psychologischen Vorbereitung, anfangs vorsichtig, aber schließlich immer massiver. Göring sprach mich auf einer Gauleitertagung etwas mißgelaunt darauf an. „Zweifeln Sie an den Möglichkeiten der Luftwaffe? Unsere Abwehr wird immer engmaschiger." Ich hielt ihm meine „Für-alle-Fälle-Absicht" entgegen und verwies auf die Feuerwehren und die Sprinkleranlagen, die ja auch alle nur vorbeugenden Charakter hätten.

Also ging die Arbeit los und wie üblich mit Volldampf. Es wurde nichts vertagt, auf die lange Bank geschoben oder in den Papierkorb geworfen. Die psychologische Vorbereitung geschah in homöopathischen Dosen. Die technischen Maßnahmen waren abhängig vom Material, für das auch wieder Göring, und zwar als Bevollmächtigter für den Vierjahresplan, zuständig war. Unsere Anforderungen begannen zögernd und langsam, wurden dann aber immer drängender. Und so haben wir schließlich ein sehr engmaschiges Bauprogramm durchgeführt. Das war variiert: In den Villenvororten war alles einfacher, da konnte man in Gärten und Parkanlagen Stollen schaffen. Schwieriger war es in den dichtbebauten Innenstadtstraßen. Dort waren nur die Keller abzustützen und auszubauen. Nach dem damaligen Stand waren solche Maßnahmen nicht ausreichend, aber für den Notfall doch hilfreich. Wieder anders sahen die Dinge in den alten Fachwerkhauskernen der größeren Städte aus. Da mußte man letztlich auch zu Gott beten und das Schicksal bitten, gnädig zu sein. Unsere Vorstellungen von dem, was auf uns zukommen würde, waren im Vergleich mit dem, was dann wirklich kam, äußerst dürftig. Die Realität des Bombenkrieges hat uns dann verhältnismäßig schnell belehrt und eingeholt.

Nun war es mit den reinen Baumaßnahmen noch nicht getan. Man mußte zur praktischen Übung übergeben, deren Anhänger ich schon immer war. Wenn ich damals zu Luftschutzübungen aufrief, gab ich die Parole aus, daß man viele Menschen zu ihrem eigenen Glück

zwingen müsse, und meinte damit, daß man sie nicht nur ansprechen, sondern ausbilden mußte. Der Weg von der Wohnung in Luftschutzkeller, Bunker, zu Sammelstellen mußte exerziert werden. Ich ging so weit, zu fordern, daß die Menschen auch bei Nacht diese Wege – mehr oder weniger – blind kennen müßten. Das wurde unterstützt durch Bodenmarkierungen, die zu größeren Luftschutzkellern oder Bunkern führten. Es war vor allen Dingen notwendig, der Bevölkerung immer wieder zu sagen, daß bei Alarm die Schutzräume aufgesucht werden müßten. Auf Grund der gemachten Erfahrungen bei den ersten Alarmübungen mußte bei weiteren sogar mit mehr oder weniger sanfter Gewalt durchgegriffen werden. Damit allein war es auch noch nicht getan: es galt die notwendigen Ausrüstungen bereitzustellen. Die Wohnungen mußten mit Feuerpatschen, Sand und Wasserbeständen ausgerüstet werden. Ebenso mußten in den Gebäuden Fluchtwege vorhanden und bekannt sein. Sehr gut bewährten sich dabei die Kellerdurchbrüche zwischen den Nachbarhäusern. Dadurch wurden mehr oder weniger Katakomben geschaffen und schließlich die Menschen auch daran gewöhnt, das Notwendigste an Kleidungsstücken, Medikamenten, Lebensmitteln, dazu Ausweise und Urkunden in ständig gepackten „Bombenkoffern“ bereit zu haben.
Als eine wesentliche Luftschutzmaßnahme erschien mir die Verbringung von Alten, Kranken, Müttern mit Kleinkindern aufs Land. Dieses galt außer für Hannover natürlich auch für alle anderen besonders bombengefährdeten größeren Städte. Das war wieder ein ganz neues und psychologisches Problem obendrein, denn hierdurch wurden Familien oft auseinandergerissen. Meine Überlegung war die, wie ich sie auch durchgeführt habe: fürs erste mindestens fünfzig- bis achtzigtausend von den vierhundertachtzigtausend Hannoveranern aufs Land zu bringen. Sehr unterstützt wurde diese Maßnahme von der reichseinheitlichen Kinderlandverschickung und der Verlegung von Schulen aufs Land, so Braunschweiger Schulen nach Braunlage im Harz und hannoversche nach Northeim.
Diese Evakuierungen mußten weiterentwickelt werden, und mein Ehrgeiz war, noch mehr aus den Städten herauszubringen. So richtete ich zu diesem Zweck den im Oberharz gelegenen Kurort Hahnenklee

ein. Er hatte zahlreiche Hotels, die alle der Aufgabe dienten, werdende Mütter aufzunehmen und diesen mit allen Einrichtungen zur Verfügung zu stehen. Das war eine Aufgabe, an der wiederum alle Institutionen beteiligt waren, angefangen bei den einzelnen Stadtverwaltungen, über die NSV bis hin zu Ärzten, Kinderärzten und Gynäkologen. Es mußte in einem der größten Hotels die eigentliche gynäkologische Klinik eingerichtet werden mit allem erforderlichen Zubehör. Der Aufruf, nach Hahnenklee zu gehen, wurde von vielen sehr dankbar aufgenommen, von anderen hingegen nur sehr zögernd, bis sich dann schließlich doch die Erkenntnis durchsetzte, daß man dort oben zufriedener, glücklicher und vor allem sicherer ein Kind zur Welt bringen konnte.
Uns stand ein großartiges Team von etwa zwanzig Ärzten zur Verfügung und eine Chefärztin mit großen Begabungen und Erfahrungen, die sowohl die Mutter als auch das Kind richtig betreuen konnte. So hatten wir dort die größte Mütterstation Deutschlands, und viele Hannoveraner um die Vierzig haben heute sicherlich als Geburtsort Hahnenklee in ihren Ausweisen stehen. Die Einrichtung hatte wiederholt Besuche von Ärzten, Gaugesundheitsführern aus dem ganzen Reich und vor allem auch aus der Frauenschaft. Einmal war Frau Scholtz-Klink, die Reichsfrauenführerin, mit allen Gaufrauenschaftsführerinnen in Hahnenklee. Unsere Einrichtungen wurden sehr ernstgenommen und erfreulicherweise häufig kopiert. Bleibt noch zu sagen, daß es dort natürlich keinerlei militärische Einrichtungen gab und daß auch der Gau dort keine Dienststellen unterhielt. Niemand dachte daran, das Rote Kreuz in Hahnenklee zu gefährden.
Eine weitere lebenswichtige Maßnahme war der Ausbau des Nachrichtennetzes und des Warnsystems, denn führen konnte man nur mit Hilfe des dann etablierten Drahtfunks, einer ausschließlich der Luftkriegsführung vorbehaltenen besonderen Einrichtung. Jeder Besitzer eines Volksempfängers konnte lange bevor die offizielle Warnung erfolgte von den Feindeinflügen erfahren. In unserem Gaubefehlsstand wurden die Meldungen der einzelnen Luftgaukommandos auf eine überdimensionale Leuchtkarte übertragen. Es gab besondere Kabinen für die Rundfunk- und Drahtfunkdurchsagen. Das war eine

Domäne der HJ und des BDM: Die HJ stellte sämtliche Nachrichtentechniker, der BDM die Sprecherinnen. Ich weiß, daß diese Art der Führung bei der Bevölkerung recht gut ankam und man dankbar war, daß es diese Einrichtungen gab.
Neben den praktischen Übungen veranstaltete ich auch Sandkastenspiele, und zwar mit den Verantwortlichen auf den verschiedensten Gebieten. Hier ging ich in jedem Fall von der schlimmstmöglichen Situation aus. Ich ließ also Blindluftangriffe auf Hannover stattfinden, die die Gas- und Wasserwerke, die Elektrizitätswerke, die Bahnhöfe und Krankenhäuser sowie die Nachrichtenverbindungen zerstörten oder nachhaltig störten. Anläßlich meiner späteren Reichsinspektionen habe ich festgetellt, daß man auch anderenorts solche Planspiele durchführte, doch da legte man meistens Kleinangriffe zugrunde, was bequemer war, aber nichts brachte.
Nein, hier ging es darum, schon im voraus zu wissen, was geschehen mußte, wenn plötzlich Licht, Gas, Wasser, die Straßen, die ärztliche Versorgung und die Nachrichtenmittel ausfielen und wie dann im einzelnen vorzugehen sei! Wer hatte welche Aufgaben zu übernehmen? Auf diese Weise wurden wir, wenn auch langsam, ein Team. Im Plenarsaal des Landtags fanden diese Sitzungen unter Teilnahme von jeweils zweihundert bis dreihundert Personen aus allen Verantwortungsbereichen statt. Die ärztlichen und wirtschaftlichen Direktoren der Krankenhäuser mit dem Roten Kreuz waren zur Stelle, denn auch das mußte geplant werden: Was geschieht mit den Verletzten, wie werden sie transportiert, wo sind die nächsten Krankenhäuser, sind dort auch die erforderlichen Ärzte und Helfer vorhanden? Zum größten Teil mußten die Helfer vom örtlichen Roten Kreuz ausgebildet werden. Mir ist in Erinnerung, daß beispielsweise im Nordstadtkrankenhaus in Hannover in jeder Bombennacht, je nach Schwere der Angriffe, etliche hundert Verletzte behandelt werden mußten. Die Operationsteams arbeiteten pausenlos. Aber auch das mußte vorbereitet werden.
Ein wichtiges Problem war natürlich, neben der Behebung erster Schäden, die Versorgung der Bevölkerung mit dem Allernotwendigsten an Nahrungsmitteln, Kleidung, Wasser aus Kesselwagen und ähnliches mehr. Um genügend Löschwasser zur Verfügung zu haben

für den Fall, daß die Wasserleitungen zerstört waren, richteten wir Feuerlöschteiche ein. Ein solcher Großteich lag unmittelbar neben dem Opernhaus in Hannover. Und siehe da, dieser war dann nicht nur das Reservoir für die Feuerwehr, sondern er war während der Feuerstürme, die durch die Massenbrände ausgelöst worden waren, ein Zufluchtsort, eine Oase, wo man noch atmen konnte. Die Menschen sprangen vielfach mit voller Bekleidung in den Teich.
Dann ergab sich die Notwendigkeit, und dies war ein Teil meiner vielen Maßnahmen, die Feuerwehren nicht in den Stadtzentren zu belassen, sondern an der Peripherie zu stationieren, um sie von außen nach Funkbefehlen konzentrisch eingreifen zu lassen. Dennoch konnten die Wehren nicht gleichzeitig überall sein, und darum war es notwendig, Haus- und Nachbarschaftsfeuerwehren zu bilden und auszurüsten.
Die Feuerwehren wurden in erster Linie zur Erhaltung besonders lebens- und kriegswichtiger Einrichtungen eingesetzt. Das erforderte schnelle Entscheidungen, die oft hart sein mußten. Ich stand beispielsweise neben meinem Gauwirtschaftsberater Meier, als dessen Bankgebäude langsam, aber sicher niederbrannte, ohne daß die Feuerwehr dort eingesetzt werden konnte.
Dann brannte das alte Herrenhäuser Schloß. Es hatte zwar einen gewissen kulturhistorischen Wert wie auch das, was darin gestapelt war, aber es war mehr ein Depot. Nun, dieses Schloß brannte, und ich fuhr sofort hin. Es rückte auch gerade eine Feuerwehr an und wollte den Schloßbrand bekämpfen. Etwa vierhundert Meter entfernt lag die gynäkologische Klinik, eine der größten Hannovers, sie brannte im Dachstuhl. Da habe ich den vielleicht von Außenstehenden nicht verstandenen Entschluß gefaßt, die Feuerwehr vom Schloß abzuziehen, um die Klinik und zweihundert Frauen zu retten. Das geschah dann auch, während das Schloß Herrenhausen bis auf die Grundmauern niederbrannte, ein Fachwerkbau, der lediglich verputzt war, was den Eindruck erweckt hatte, vor einem grandiosen festen Gebäude zu stehen. Also auch zu solchen Entschlüssen mußte man kommen.
HJ und Jungvolk waren nicht unbedingt ortsgebunden eingesetzt, sondern flexibel; sie packten an, wo ihre Hilfe erforderlich war. Ich erinnere mich, daß zwischen dem Ende eines Luftangriffs und der

Entwarnung ein Jungvolkführer im Gaubefehlsstand erschien und meldete, daß in einem Tiefbunker einige tausend Menschen eingeschlossen seien, die unter bedrohlichem Sauerstoffmangel litten. Die Flächenbrände und Feuerstürme, über die sich heute kein Mensch mehr eine Vorstellung machen kann, hatten den Sauerstoff der Luft verbraucht. Sie drohten zu ersticken, wenn nicht schnell etwas geschah. Das war vielleicht einer der bravourösesten persönlichen Einsätze im Bombenkrieg: Es fielen an der Peripherie immer noch vereinzelt Bomben. Sprengbomben, die mit Verzögerung zündeten, gingen hoch. Ich fuhr in meinem kleinen Wagen mit dem Jungvolkführer, der mir den Weg zeigte, und einigen Fahrzeugen aus dem Gaueinsatzzug dorthin.
Um den Platz herum brannten die Häuser lichterloh, und die Hauben der Kirchtürme flogen vom Feuersturm gepackt brennend wie Phantome am nächtlichen Himmel. War es schon schwer, überhaupt auf den Platz zu kommen, so wurde es nun noch schwieriger, die Menschen herauszuholen! Diese Rettungsaktion duldete keinen Aufschub. Wir bildeten eine Wassergasse bis zur Bunkertür, und dann ließ ich die Menschen regelrecht heraustreiben, vielleicht zweitausend.
So waren es vor allen Dingen Jungvolkführer, die verschüttete Luftschutzräume freilegten, teilweise mit ihren nackten Händen. Ein Gefolgschaftsführer der HJ rettete auf diese Weise mit Hilfe seiner Kameraden achtundvierzig Menschen das Leben. Der Gaubefehlsstand bediente sich auch der HJ für Kurierdienste, denn dort, wo es lichterloh brannte, wo Feuerstürme tobten, waren Rundfunk und Drahtfunk nicht zu hören. Die Jungs drangen dann todesmutig überall durch und überbrachten Befehle oder lotsten Hilfspersonal.
Es soll also niemand glauben, der Krieg habe nur draußen an den Fronten stattgefunden. Viele Fronturlauber haben nach solchen miterlebten Bombennächten erklärt, lieber wieder an die Front gehen zu wollen. So einfach, wie es gelegentlich dargestellt wird, daß diejenigen, die im Luftkrieg in der Heimat tätig waren, keinen Kriegsdienst geleistet hätten, war es keineswegs. Es gehörte viel Mut dazu, in den gefährdeten, immer wieder angegriffenen und brennenden Städten zu bleiben und die Einsätze zu bewältigen.

Wie der Luftkrieg auf Außenstehende wirkte, erlebte ich eines Tages bei einem hohen Gast. Wir hatten den ehemaligen Parteisekretär Farinacci aus Italien als Ehrengast in Hannover. Er gehörte dem Großen Faschistischen Rat an und war Cremonenser. Mit Cremona hatte Hannover eine Städtefreundschaft. Farinacci wurde von einem Empfang zum anderen geleitet, und am Abend saßen wir endlich in meinem Haus. Als mir gemeldet wurde, daß wir in Kürze Luftalarm zu erwarten hätten, teilte ich das Sr. Exzellenz mit und bat, den gut ausgebauten Luftschutzraum des Hotels „Kasten" aufzusuchen, da meiner nicht sicher war. Er folgte dieser Einladung, allerdings betend: „Molto pericoloso! Molto pericoloso!" Zufälligerweise war ich ein paar Tage später bei Adolf Hitler, der sich erkundigte, wie es mit Farinacci gewesen sei. Da konnte ich ihm diese kleine lustige Begebenheit berichten, worauf er sich, wie immer, wenn er sich freute, auf die Schenkel schlug und lachend sagte: „Na, ist das möglich, ist das wahr?!"

Gerade durch den Luftkrieg war ich in den Bombennächten mit dem Führer verbunden. Es gehörte zu meinen Pflichten, unmittelbar nach Luftangriffen eine Bestandsaufnahme durchzuführen, welche Industrieunternehmen in Mitleidenschaft gezogen worden waren und welche Ausfälle es gab. Der Führer wünschte über alles unterrichtet zu werden. In solchen Gesprächen habe ich immer wieder festgestellt, daß er Bescheid wußte, welche Fertigungsaufgaben die einzelnen Betriebe hatten. Außerdem schaltete sich in den Nächten auch jeweils Dr. Goebbels ein. Er hatte als Chef des interministeriellen Luftkriegsschadenausschusses alle Ministerien, Dienststellen, Einrichtungen der Partei und des Staates in einer Reichszentrale zusammengefaßt.

Analog zum „Hilfszug Bayern" hatten wir einen motorisierten Befehlszug, einen Katastropheneinsatzzug mit allen erforderlichen Einrichtungen, ausreichend für einen allerersten Einsatz und allererste Hilfe. Zu diesem Zug gehörte auch ein Fahrzeug mit Asbestmännern, die so ausgerüstet waren, daß sie in brennende Gebäude eindringen und Eingeschlossene und Verschüttete retten konnten, und ein Fahrzeug, das mit Sauerstoffgeräten ausgestattet war.

Rettungsarbeiten, das lehrte mich die Erfahrung, mußten auch weitergehen, wenn Umstehende versicherten, es sei niemand mehr in

den Kellern. Ich erinnere mich an einen der ersten Angriffe auf Hannover, bei dem in einem massiven Gebäude das Treppenhaus total zerstört worden war. Die Menschen oben in den Stockwerken konnten über Feuerwehrleitern gerettet werden. Die Frage nach dem Aufenthalt von Menschen im Luftschutzraum wurde verneint. Trotz der Proteste beteiligter Stellen ließ ich graben, und siehe da, wir bargen einige Menschen, und Gott sei Dank lebend. Das war mir eine Lehre.
Unseren Gaueinsatzzug beorderte ich in der Nacht des Bombenangriffs auf Kassel, am 28. August 1942, nach Hannoversch Münden und ließ ihn mit dreißig bis fünfzig Fahrzeugen an der Stadtgrenze Position beziehen. Das war eine prophylaktische Maßnahme, wie ich auch an der Peripherie Hannovers einige hundert Auffangstellen mit Versorgungseinrichtungen geschaffen hatte. Im Falle Kassels bestand nun keine Möglichkeit mehr, zu telefonieren oder ein Funkgespräch abzusetzen. Die einzige Verbindung gab es über den Erbprinzen Josias von Waldeck in Arolsen, der verantwortlicher höherer SS- und Polizeiführer war. Aber auch er konnte sich zunächst kein richtiges Bild machen, weil niemand nach Kassel hineinkam und keine Nachricht aus der Stadt nach außen gelangte. Doch dann kamen die ersten Kuriere nach Münden, und einige Hilfstrupps drangen nach Kassel vor. Deren Berichten zufolge herrschte in Kassel ein unbeschreibliches Chaos, eine Katastrophe, wie wir sie bis dahin nicht erlebt hatten. Es war niemand da, der die Führung hatte; auch der Gauleiter Weinrich war nicht auffindbar.
Für den Gaueinsatzzug war das zwar nicht die Feuerprobe, denn die hatte er längst in Hannover erlebt, aber die Verwendbarkeit auch außerhalb der Heimatstadt war damit unter Beweis gestellt. Spät in der Nacht konnte ich die ersten Berichte nach Berlin weitergeben. Von dort hatte es auch keinerlei Verbindungen mit Kassel gegeben, alle Nachrichtenmittel waren ausgefallen, auch die der Reichspost und der Reichsbahn. Man konnte den Umfang der Katastrophe in Kassel nur ahnen. In der Nacht sprach ich mehrere Male mit Dr. Goebbels, dem ich unter anderem sagte, daß ich dem Leiter des Einsatzzuges alle Vollmachten erteilt habe, nach eigenem Ermessen zu handeln. Der Kasseler Gauleiter hatte alle Rechte verspielt.

Der Gaubefehlsstand in Hannover hatte Modellcharakter. Nach der Katastrophe kam Dr. Goebbels nach Kassel. Ich holte ihn ab und brachte ihn nach Hannover. Eine Nacht verbrachten wir auf der Domäne, in der meine Familie untergebracht war. Ich hatte für ihn eine Funkverbindung nach Berlin aufgebaut. Am nächsten Tag besichtigte er den Gaubefehlsstand, von dem er sofort überzeugt war. Er beorderte seinen Stellvertreter und alle Berliner Experten nach Hannover. Schließlich kamen viele Gauleiter zur Besichtigung, beispielsweise aus Oberdonau und der Steiermark, auch Schirach aus Wien besuchte uns. Im Zuge meiner Luftschutzinspektion baute ich eine Zweitausgabe meines Befehlsstands auf und führte sie den Wienern vor.
Die schon mehrfach erwähnten Luftschutzinspektionen erfolgten in meiner zeitweisen Aufgabe als „Reichsinspekteur für den Luftschutz", die ich im Auftrag des interministeriellen Luftkriegsschädenausschusses – ein fürchterliches Wort – übernommen hatte, ein direkter Auftrag des Führers. Ich hatte ihm unmittelbar von den Ergebnissen meiner Überprüfungen zu berichten. Im allgemeinen geschah das schriftlich, im Einzelfall aber auch mündlich. Die schriftlichen Berichte bekam ich in Photokopie mit seinen Randbemerkungen und Anordnungen, die er dem einen oder anderen Ministerium oder Gauleiter erteilte, zurück, so daß ich nachprüfen konnte, ob meine Tätigkeit wirksam war oder nicht.
Meine Aufgabe sah ich in der größtmöglichen Rettung des Lebens und Erhaltung der Gesundheit des einzelnen wie der Substanz unseres Volkes, aber auch der Kulturdenkmäler, der Kunstsammlungen und Bibliotheken. Wenn in Hannover inzwischen das berühmte Leibniz-Haus wieder aufgebaut werden konnte, so hat man in der Meldung nicht gesagt, daß die 1941/42 sichergestellten wertvollen Schnitzwerke des Gebäudes, die Skulpturen, wieder Verwendung fanden. Man hat bei der Gelegenheit auch nicht erklärt, daß die jetzige Wiederverwendung schließlich nur der damaligen Initiative zu verdanken ist.
Ich will keine Selbstbeweihräucherung betreiben, sehe aber nicht ein, warum, wenn ich über die Jahre zwischen 1933 und 1945 berichte, meine eigenen Maßnahmen unerwähnt bleiben sollen. Diese Partei hatte ja nicht nur ihre Mängel, sondern vollbrachte auch eine große

Anzahl von außergewöhnlichen Leistungen. Wenn man die Mängel sachlich erwähnt, ist das gut; wenn man aber die Leistungen entweder überhaupt nicht benennt oder falsch darstellt, dann ist das ungerecht und keine objektive Darstellung der damaligen Verhältnisse.
Von den kulturhistorisch wertvollen Bauten ließ ich die Pläne entweder kopieren oder vorhandene in Sicherheit bringen oder da, wo keine Pläne mehr existierten, neue anfertigen, unterstützt durch Photos, die von einer besonderen Luftwaffeneinheit in Hildesheim gemacht wurden.

9. *Ordnung und Unbestechlichkeit wurden nicht nur gepredigt, sondern auch praktiziert*

Jede menschliche Gesellschaft und jede Menschenführung hat ihre guten und ihre weniger guten Bereiche. Das blieb auch zu meiner Zeit nicht aus, zumal der Krieg eine Menge an Vereinfachung und Einschränkungen brachte, wie etwa auf dem Gebiet der Ernährung.
Die Parteiorganisation wie die Gliederungen waren bis in die kleinsten Verästelungen auch in den Dienst der Verteilung der Nahrungsmittel, der Bekleidung und anderer wichtiger Güter gestellt. So war die Kreisfrauenschaftsleiterin von Hannover-Land verantwortlich für die Bereitstellung von Mitarbeiterinnen in den örtlichen Bürgermeistereien und Landratsämtern. Im großen und ganzen war dabei festzustellen, daß die Menschen entsprechend ihrer Erziehung zur weltanschaulichen und staatspolitischen Einstellung pflichtgetreu gehandelt haben. Doch es gab auch hier nicht nur die Schwarzschlachtungen bei Bauern, sondern leider auch Unregelmäßigkeiten in der Bewirtschaftung der Lebensmittelmarkenzuteilungen. Es kam also vor, daß die in den Behörden Eingesetzten, schlicht gesagt, gestohlen haben. Mich warf das nicht um, weil ich nie den Standpunkt vertrat, daß alle Menschen gleich gut sind. In solchem Falle reagierte ich aber ausgesprochen unfreundlich, wenn sich Mitarbeiter auf Kosten anderer bereicherten.
Nun geschah es, daß eines Tages der zuständige Staatsanwalt von Hannover bei mir in der Gauleitung erschien und mir einen Bericht

über die widerrechtliche Entnahme von Marken und Bezugsscheinen übergab und hinzufügte, daß er nun eigentlich Anklage gegen die Kreisfrauenschaftsleiterin erheben müsse. Die Voruntersuchungen hatten bereits ein völlig klares Bild ergeben. Bekanntlich unterstand die Justiz den Gauleitern ja nicht, auch später den Reichsverteidigungskommissaren nicht, und ich hatte mir von Anfang an geschworen, alles, was auch nur den Anschein einer Einmischung erwecken könne, zu unterlassen. So fragte ich den Staatsanwalt, ob er mir die Unterlagen überlassen wolle, damit ein Parteigerichtsverfahren eingeleitet werden könne.

Interessanterweise entgegnete er darauf, daß man das vielleicht auch anders lösen könne. Er würde auf die Anklage verzichten, wenn ich bereit wäre, diese Person weit weg zu versetzen. Darauf wurde ich nun aber sehr deutlich, um nicht zu sagen grob, und sagte ihm: „Und das raten ausgerechnet Sie mir?" Nun gut, er beteuerte, daß er mir im Grunde nur habe entgegenkommen wollen. Ich akzeptierte die Erklärung, entschied aber sofort und unmißverständlich: Keine Versetzung, keine Vertuschung; es sollte tabula rasa gemacht werden. Ein für allemal sollte hier Klarheit herrschen, nach innen wie nach außen. Es war klar, daß in dem Kreis derer, die in den Fall verwickelt waren, schon darüber geredet wurde. Abgesehen davon, hätte ich in jedem Falle so gehandelt, einfach auf Grund meines Wahrheits- und Gerechtigkeitsempfindens.

Ich bedankte mich bei dem Staatsanwalt und schlug ihm vor, daß mein Stellvertreter sich mit dieser Kreisfrauenschaftsleiterin zusammensetzte. Sie sollte nicht aus heiterem Himmel und ohne gehört zu sein angeklagt werden. Das Gespräch fand nach Anhörung der Gemeindeverwaltung statt und bestätigte die Ergebnisse der staatsanwaltschaftlichen Untersuchungen: Hunderte von Kilo Fett, Speck, Butter und Fleisch waren in andere Kanäle geleitet worden, noch dazu über eine verführte kleine Ortsfrauenschaftsleiterin.

Also mußte gehandelt werden, und ich handelte. In einer Zeitungsveröffentlichung wurde bekanntgegeben, daß die Kreisfrauenschaftsleiterin, die als eine der ältesten Ehrenzeichenträgerinnen unter „Naturschutz" stand, mit Schimpf und Schande aus der Partei ausgeschlossen und damit natürlich auch gleichzeitig von allen ihren Ämtern abgelöst

war. Das erzeugte sehr viel Aufregung, im ganzen gesehen aber Zustimmung in Parteigenossenschaft und Bevölkerung. Man sagte, der schlägt zu, der redet nicht nur, sondern handelt auch entsprechend und läßt sich nichts gefallen.
Nun war mein Handeln ein Vorprellen, wie sich herausstellte. Es erschien bei mir wenige Tage später Dr. Ley, der Reichsorganisationsleiter der NSDAP, zu dem ich ein sehr nettes, freundschaftliches Verhältnis hatte. Er machte mir Vorwürfe, und zwar insofern, als ich die Redewendung „mit Schimpf und Schande" benutzt hatte. Ley machte mir klar, das sei ein Vorrecht des Führers; nur er, und nicht irgendein Gauleiter, konnte „mit Schimpf und Schande" ausstoßen. Da dieser Ausschluß aber erfolgt war, blieb es dabei.
Die Frau wurde dann von einem ordentlichen Gericht zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, eine harte Sache, die mich menschlich berührte, doch dann in Vergessenheit geriet. Aber nach dem Krieg, sie war als „Opfer des Nazismus" befreit worden, erschien sie in einer Gruppe Kommunisten vor dem Justizgebäude, in dem mir der Prozeß gemacht wurde, und schrie im Chor mit ihnen: „Hängt ihn, hängt ihn auf!"
In meinem Elternhaus war ich zu absoluter Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Sauberkeit erzogen worden und habe mich in den folgenden Stationen meines Lebens nie anders verhalten. Nicht als neuer politischer „Saubermann" bin ich nach Hannover gegangen, sondern einfach in meiner Aufgabenstellung, und dazu gehörte die exakte Kontrolle meiner Mitarbeiter bis hinunter in die Ortsgruppen und bis hinein in die Frauenschaften und die Gliederungen der Partei. Kurz und gut, es war eine Kontrolle der gesamten Partei. Wenn ich mich in einer Versammlung hinstellte und über diese besonderen Eigenschaften und jene Tugenden der NSDAP sprach, dann mußten die entsprechenden Taten folgen. Es konnte und durfte keinen Widerspruch geben zwischen Theorie und Praxis. Und schließlich und endlich lebten wir im Krieg. Wenn ich, und das war eine meiner Hauptaufgaben, dazu beitragen sollte, den Krieg zu gewinnen, dann mußte ich so handeln, wie ich es getan habe. Nicht eine einzige Minute hab ich bedauert, so gehandelt zu haben.
Im Bereich der NSDAP gab es die sehr erfolgreiche Organisation der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV). Gleichbedeutend mit

ihr war das Winterhilfswerk (WHW). Gelder, die der NSV und dem WHW gegeben wurden, waren absolute Vertrauenssache. Mit diesen Mitteln sollte in der Tat Volkswohlfahrt praktisch betrieben werden. Der Gauamtsleiter für Volkswohlfahrt war ein tüchtiger und, sonst wäre er es wohl auch nicht geworden, integerer Mann. Aber eines Tages verstieß er doch gegen das parteiinterne Gesetz. Er entnahm aus den enormen Beständen der NSV und des WHW, mit denen ganze Divisionen der sogenannten Heimatfront versorgt werden konnten, dies und das und jenes. Er war kinderlos und hatte daher ein Kind adoptiert, dem er verständlicherweise das Allerbeste angedeihen lassen wollte. Da einiges kriegsbedingt nicht mehr auf dem Markt zu kaufen war, versorgte er sich per Selbstbedienung aus den NSV-Lägern. Es waren zwar keine riesigen Mengen; aber auf die Größenordnung kam es ja auch nicht an, sondern darauf, die Sauberkeit in dieser Organisation sicherzustellen.

Nun war diese Organisation nicht nur eine der erfolgreichsten Einrichtungen der NSDAP, sondern auch eine der kostengünstigsten. Die Verwaltungskosten lagen trotz ihres Umfanges und großen Apparates bei nur knapp drei Prozent; andere Organisationen lagen da erheblich höher. Es wurden der Bevölkerung jährlich auch Abrechnungen vorgelegt, man vertraute uns, und bei diesem Vertrauensverhältnis mußte es bleiben.

An dieser Stelle sei eingefügt, daß ich noch eine parteiinterne Paralleleinrichtung geschaffen hatte, eine typisch hannoversche Erfindung. Das war das „Karl-Dincklage-Werk", benannt nach dem alten Kämpfer und Trommler der Kampfzeit, dem bereits erwähnten sogenannten „Rucksackmajor" Karl Dincklage, der in der Bevölkerung einen legendären Ruf genossen hatte.

Nun gab es einen Kreis von Menschen, die durch die NSV hätten betreut werden können, die ich aber etwas näher an die Partei heranziehen wollte. Das „Karl-Dincklage-Werk" war ein rein soziales Werk, für das extra gearbeitet und gesammelt wurde. Es war beispielsweise zuständig für die Kinder Gefallener, für die Betreuung der Mütter und wurde ganz besonders wichtig in der Weihnachtszeit. Die NSV war zu groß, sie konnte sich nicht um den Einzelfall kümmern, wohl aber das „Karl-Dincklage-Werk" als etwas besonders Intimes,

Persönliches. Zur Betreuung der Kinder gehörte auch die Beschenkung mit allem Zweckmäßigen und mit Spielzeug, das von der Hitler-Jugend und der Frauenschaft in Heimarbeit hergestellt wurde.
Der Diebstahl des Gauamtsleiters war wertmäßig relativ unbedeutend. Wenn er auch einem Kind oder vielleicht mehreren Kindern zugute gekommen war, so blieb es doch Diebstahl. Der Gauamtsleiter war ein Repräsentant der NSV. So warf ich ihn genauso hinaus mit der sofortigen Ablösung aus allen seinen Ämtern und dem Ausschluß aus der Partei. Natürlich fand noch ein Parteigerichtsverfahren statt, das meinen vorweggenommenen, aber mir als Gauleiter durchaus zustehenden Urteilsspruch akzeptierte. Auch in diesem Fall ging es übrigens nicht ohne Einsprüche ab. Besonders betroffen davon war, wie mir damals schien, der Reichsamtsleiter Hilgenfeld, der Chef der NSV, ein sehr tüchtiger Mann. Der schätzte den Gauamtsleiter in Südhannover–Braunschweig sehr und meinte ihn wegen seiner Tüchtigkeit schützen zu müssen. Aber das ging aus den geschilderten Gründen nicht. Wir verloren zwar einen befähigten Mitarbeiter, gewannen auf der anderen Seite aber Vertrauen. Vertrauen konnte aber kein leeres Wort sein, konnte auch nicht erzwungen werden, sondern mußte die Tat sein, das Vorleben, die Korrektheit.
Aber es gab nicht nur Unterschlagungen, sondern noch andere menschliche „Sünden wider den Geist". Ich entsinne mich, daß ich einen Kreisleiter aus dem Süden des Gaues ablöste, weil er als Offizier irgendwo in der Etappe in Frankreich und später in Italien „Beschlagnahmungen" zu seinen ganz persönlichen Gunsten durchgeführt hatte. Zu Hause, wo seine brave, tüchtige Frau sich redlich um die Erziehung von fünf oder sogar sechs Kindern bemühte, kamen Pakete mit allen möglichen Schätzen an. Es wurde einwandfrei im Rahmen einer militärischen Untersuchung festgestellt, daß er außerdem so etwas wie einen kleinen Harem unterhalten hatte. Ich fand es selbst bei Anlegung eines großzügigen Maßstabes unmöglich, daß er seine Abwesenheit dazu benutzte, seine Frau in dieser Form zu beleidigen und zu betrügen. Ich sagte ihm dann auch: „Sie stellen sich im Urlaub oder wenn Sie vorübergehend uk gestellt sind auf das Podest und predigen in Versammlungen Sauberkeit. Das, was Sie veranstalten, ist

das genaue Gegenteil. Sie müssen gehen." Der Mann flog zwar nicht aus der Partei, aber er wurde sein Amt los.
Als ich nach Hannover kam, war der dortige Oberbürgermeister ein Dr. Haltenhoff aus einer alten hannoverschen Familie, die schon einmal vor über hundert Jahren einen Bürgermeister gestellt hatte. Dieser Haltenhoff kam allerdings aus Cottbus und war mehr oder weniger Begleitpersonal des Gauleiter-Stellvertreters Schmalz. Er wurde wohl blindlings, weil er Ehrenzeichenträger war, in das Amt des Oberbürgermeisters hineingesetzt. Ich glaubte vom ersten Tage an erkennen zu können, daß er den Aufgaben seines Amtes nicht gewachsen war, vor allen Dingen war er vom Charakter her nicht der moralische Repräsentant. Mir gefiel er auch schon allein äußerlich nicht, weil er mehr als schlampig war.
Ausgerechnet ein solcher Mann wie er kam nun einige Wochen nach meinem Umzug nach Hannover und bot mir Porzellan, Tafelsilber und ähnliches an, und zwar mit der Begründung, daß ich doch wahrscheinlich aus meiner kleinen Tätigkeit als HJ-Führer das alles nicht hätte. Ich fragte ihn daraufhin, ob er nun Oberbürgermeister oder Antiquitätenhändler oder ein Geschäftemacher sei. Nein, nein, das wäre natürlich eine freundliche Überlassung seitens der Stadt Hannover. Die sei Eigentümerin der beschlagnahmten jüdischen Vermögen und Einrichtungen; und daraus könne man mir jeden Wunsch erfüllen. Da landete Dr. Haltenhoff bei mir an der völlig falschen Stelle. Ich sagte ihm ziemlich unfreundlich, daß es nicht sein Geschäft sei, jüdisches Eigentum zu horten, und daß ich nichts Derartiges in meinem Besitz habe noch je haben wolle.
Einige Wochen später, allerdings auf Grund eines ganz anderen, besonderen Vorfalls, ergab sich für mich der Anlaß, ihn abzulösen. Er hatte eine ganze Nacht lang, während andere ihr Leben im Luftschutz einsetzten, total betrunken auf der Straße gelegen. Als Gauleiter war ich seiner Zeit nicht berechtigt, einen Oberbürgermeister abzulösen. Aber ich tat es schließlich und endlich aus der Notwendigkeit heraus, und der Reichsinnenminister Dr. Frick als der höchste Dienstherr des Oberbürgermeisters erkannte meine Begründungen an und verfügte seinerseits die Ablösung endgültig.

Uk-Stellungen junger Jahrgänge fielen in den späten Kriegsjahren immer auf, ein Ärgernis für die Bevölkerung und nicht selten eine Ungerechtigkeit bis hin zum Skandal gegenüber der kämpfenden Truppe. General v. Unruh bewährte sich als „Heldenklau" und hob im Laufe der Zeit ganze Divisionen aus.
Im Kreis Einbeck lag eine kleine für die Herstellung feiner Papiere, wie handgeschöpftes Bütten, berühmte Papiermühle. Sie beschäftigte bis zweihundert ausgesprochene Facharbeiter. Dem Kreisleiter war aufgefallen, daß zwischen zwanzig und dreißig Angehörige junger Jahrgänge ständig uk-gestellt wurden. Er meldete es mir, und ich fuhr nach einer kurzfristigen Voranmeldung hin, eine besondere Art, die ich pflegte.
Ich war am Außeneingang des Werkes verblüfft, weil mich nicht nur, wie üblich, der Betriebsführer und Betriebsobmann, sondern auch ein halbes Dutzend Offiziere des Heeres und des SD empfingen. In diesem Moment wußte ich noch gar nichts, aber ich witterte ein Geheimnis.
Die Hallen der Papiermühle boten nichts Neues, höchstens, daß ich erstmals die Herstellung des handgerüttelten und handgeschöpften Büttenpapiers erlebte. Ich sprach während des Rundganges mit den Arbeitern, sah aber nur wenige junge Menschen. Der Betriebsführer sagte mir, daß man ein Spezialfilterpapier für Gasmasken herstelle, militärisch von höchster Wichtigkeit mit Geheimhaltungsstufe, und daß für dieses kriegswichtige Programm besondere Mitarbeiter benötigt würden.
Ich fragte nicht weiter, schon darum, weil ich mich nicht blamieren wollte, also machte ich gute Miene zum bösen Spiel. Bei der Verabschiedung erklärte ich allerdings unmißverständlich, daß alle jungen Wehrpflichtigen nach Aufhebung der Uk-Stellung eingezogen würden; denn ich sähe nicht ein, daß mitten im Krieg Luxuspapiere hergestellt würden, und forderte eine Umsetzung innerhalb des Betriebes zugunsten des Filterpapiers.
Die erwartete Wirkung trat innerhalb von vierundzwanzig Stunden ein. Himmler rief mich an und bat um ein schnelles Gespräch. Dazu

kam es anläßlich einer Tagung in Berlin. Ich hatte die Uk-Stellungen beim Wehrbezirkskommando bereits aufheben lassen.
Himmler bat in seiner charmantesten Art um Aufschub und Verständnis. Das Filterpapier-Programm könne nur in diesem Werk in Dassel im Solling durchgezogen werden und stehe unter äußerstem Geheimschutz. Hitler selbst hatte alles angeordnet.
Nach dem Krieg lief mir im sogenannten Kriegsverbrechergefängnis in Nürnberg ein ehemaliger Angehöriger aus dem Reichssicherheitshauptamt in den Weg, dem ich in der Papierfabrik begegnet war. Er stellte beinahe grinsend fest, daß in Dassel der Jahrhundertcoup gelungen war, nämlich das mit sehr vielen Geheimnissen umgebene Banknotenpapier der englischen Pfundnoten herzustellen.
Es wurde von dort in das Konzentrationslager Oranienburg gebracht, wo die Druckplatten von zwei Dutzend der Welt bester Geldfälscher (aus den Zuchthäusern Europas) hergestellt wurden. Der Druck selbst war dann Routine.
Immerhin haben die Spezialisten der Deutschen Reichsbank, der Bank von Frankreich und andere die „Blüten" nicht erkannt. Ein zwar seltenes, aber gravierendes Beispiel dafür, wie exakt in Deutschland die Geheimhaltung, sogar in den Kreis der Gauleiter hinein, funktionierte.

11. Der 20. Juli 1944 in Hannover und Niedersachsen

Es gehörte zu meinen mir liebgewonnenen Pflichten, ständig die sechsundzwanzig Kreise des Gaues Südhannover–Braunschweig wie auch die Regierungsbezirke der Provinz Hannover, die zu den Gauen Ost-Hannover und Weser-Ems gehörten, also Lüneburg, Stade, Aurich und Osnabrück, zu bereisen. Es ging dort darum, mit den Führern der Partei, der kommunalen und staatlichen Verwaltung alle Fragen der Führung, der Betreuung und Versorgung der Einheimischen wie auch der Evakuierten zu besprechen. Daß es daneben noch eine Menge anderer Fragen und Sorgen gab, ist selbstverständlich. Sie waren am besten an Ort und Stelle zu klären. Ich war kein Mann des Schreibtisches, sondern der Front, der stets zu den Menschen hin ging. So erschien ich ebenso in den Behörden wie gelegentlich auch als

Harun al Raschid und unangemeldet in Krankenhäusern, in der medizinischen Fakultät der Universität Göttingen oder bei der Reihenuntersuchung der Jugend, die wir 1934 oder 1935 in der Hitler-Jugend eingeführt hatten.

Es muß hier ganz besonders herausgestellt werden, daß mich die Frauenschaft bei diesen Bemühungen sehr unterstützte. Es war schon ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß neben den Ortsgruppenleitern immer Frauen standen, die oftmals couragierter waren. So sprach ich dann also mit den Arbeitern in den Betrieben, mit den Bauern, Studenten, aber auch mit Menschen auf der Straße. Dies alles empfand und begriff ich als Führung.

Am 19. Juli 1944 war ich in Göttingen in der Universität, in einem Altersheim, in Schulen und auf einem Stellwerk der Reichsbahn. Am Abend besuchte ich das kleine und doch so großartige Göttinger Theater, das Gustav Rudolf Sellner in den Jahren seit 1937 weit über den Göttinger Raum hinaus aus der provinziellen Ebene herausgehoben hatte. Es gehörte neben Braunschweig und Oldenburg zu den Nachwuchs- und Experimentierbühnen und war ein avantgardistisches Theater.

Die Nacht zum 20. Juli verbrachte ich dann, endlich einmal wieder, bei meiner ebenfalls evakuierten Familie auf einer Domäne bei Einbeck. Für den 20. Juli, ein Tag wie jeder andere, war um 15 Uhr meine Rückkehr nach Hannover vorgesehen. Eine Standleitung, von der Post geschaltet, verband mich mit dem Gaubefehlsstand.

An jenem 20. Juli 1944 kam kurz nach 12 Uhr die telefonische Durchsage über das Attentat auf den Führer. Ich wurde aus dem Gaubefehlsstand heraus angerufen. Ein anderer Anruf kam eine halbe Minute später von der Kreisleitung in Einbeck. Eine Vorwarnung gab es ja nicht; aber rein instinktiv hatte ich schon Wochen vorher irgend etwas erwartet. Mein Gespür sagte mir in dieser Minute auf der Stelle, daß nur reaktionäre Offiziere die Täter sein konnten. Ich reagierte blitzartig und sagte meinem Gaustabsamtsleiter, der sich im Gaubefehlsstand befand, weil die meisten Dienststellen ausgebombt waren, daß ich sofort zurückkehren würde, und bat ihn, mich in einem Dorf zwischen Pattensen und Hannover zu erwarten. Ich sei dann zu einer bestimmten Zeit dort. Bis dahin möge er alle Nachrichten aus dem

Führerhauptquartier und dem Propagandaministerium sammeln und mitbringen. Diese Mitteilung, die ich ja über ein offenes und jederzeit abzuhörendes Telefon – das auch tatsächlich abgehört wurde – gab, war eine Finte. Ich überlegte mir nämlich ebenfalls sehr blitzartig eine andere Route und fuhr los. Vorher gab ich noch den Kreisleitern und Landräten über eine Art Konferenzschaltung, die wir auch eingerichtet hatten, Katastrophenalarm und bat den Kommandeur der SS-Junkerschule im Braunschweiger Schloß um massiven militärischen Schutz für den Befehlsstand und auch für mein Haus an der Kuppelhalle. Dort waren immer noch meine Büros; außerdem war es bereits zu einer Art Herberge für alle meine Mitarbeiter geworden, denn die meisten waren ausgebombt.
Meiner Gewohnheit gemäß fuhr ich auch an dem Tag allein meinen Mercedes Sportwagen 170. Die Uniformen wurden verpackt, und ich war in sogenanntem Räuberzivil. Da ich den Gau in den Jahren wie meine Westentasche kennengelernt hatte, war es sehr einfach, über Seitenstraßen und schließlich über Bockenem und Hildesheim zu fahren; die Reichsstraße, an der mein Gaustabsamtsleiter wartete, ließ ich links liegen. Allerdings wartete zu meiner Begrüßung – natürlich, wie hätte es anders sein können – auch der Stadtkommandant von Hannover. Wenige Stunden später stellte ich fest, daß er erschienen war, um mich festzunehmen, denn die Putschisten hatten klar erkannt, daß als erstes die Gauleiter ausgeschaltet werden mußten, und entsprechende Befehle an die Generalkommandos gegeben. Das war für mich keine Überraschung, denn ich wußte längst, daß meine Telefonleitungen angezapft waren. So hatte ich, was diese Leute nun nicht wußten, bei einer alten Dame ein Telefon installieren lassen, gleich in der Nähe, und von dort aus durch die Nachrichten-HJ eine Strippe zu mir ins Haus in der Ludendorffstraße ziehen lassen. Dieses Telefon war in einem Schrank nicht sichtbar und nur für Gespräche nach draußen bestimmt.
Als ich in Hannover angekommen war, ritt mich der Teufel, und so fuhr ich zunächst am Generalkommando vorbei. Ich wollte wissen, was sich dort abspielte. Aber abgesehen von einigen Militärlastwagen und Wachmannschaften war auf dem Vorplatz nichts zu sehen. In die Innenhöfe dieses großen Komplexes konnte ich in der Kürze des

Vorbeifahrens nicht hineinschauen. Vom Generalkommando fuhr ich auch nicht den direkten Weg zum Befehlsstand, sondern kreuz und quer durch die Stadt über den Hauptbahnhof hinaus nach Linden zur Hanomag und von Südwesten her dann zum Befehlsstand. Nirgendwo war etwas Besonderes zu erkennen. Die Menschen waren ruhig und benahmen sich nicht anders wie an jedem anderen Tag. Nur im Gaubefehlsstand war Bewegung. Die Junkerschule Braunschweig hatte alle Zugänge und Wege rundherum abgeriegelt. Auf dem Gelände selbst und auf dem Betondach des Befehlsstandes war eine Kompanie mit leichten Waffen in Stellung gegangen. In meinem Arbeitsraum angekommen, ließ ich mir zunächst die Fernschreiben vorlegen und telefonierte dann sofort mit Dr. Goebbels, der mir als erster die Gesamtsituation erklärte. Wenig später sprach ich aus dem Befehlsstand über Rund- und Drahtfunk direkt zur Bevölkerung. Ich war sehr in Fahrt, und es gelang mir an diesem Tag eigentlich alles.
Der Stadtkommandant war wenige Stunden nach seinem Versuch, mich zu verhaften, von der Staatspolizei festgenommen worden. Ich hatte weder Zeit noch Lust, mich um ihn zu kümmern. Um so klarer wurde die Lage durch ein Telefongespräch mit dem Kommandierenden General Bieler, einem sehr sympathischen, ordentlichen Mann. Weder er selbst noch der Chef seines Stabes gehörten zu den Verschwörern. Die Anhänger der putschenden Generale waren um den Ic angesiedelt; daß es dort Widerstand und Widerspruch gab, wußte ich schon lange. Schließlich hatten diese Leute meine Sekretärin, die ich aus Berlin mitgebracht hatte, schon zwei oder drei Jahre vorher „angezapft“, und das liebe Mädchen war irgendeinem besonders charmanten Offizier schließlich auf den Leim gegangen. Das war mir bekanntgeworden, und natürlich warf ich sie hinaus. Damit war der Draht zunächst einmal unterbrochen.
Ich weiß heute nicht mehr genau, was dann sonst noch geschah. Doch sicher ist, daß ich die Ablösung des einen oder anderen im Generalkommando vorschlug. Diesem Wunsch wurde auch stattgegeben. So schien also alles klar. Bieler, der Kommandierende General, erschien mir am Telefon ungewöhnlich niedergeschlagen. Er sagte mir dann schließlich wörtlich: „Noch nie in der deutschen Militärgeschichte hat ein deutscher Offizier seine Hand gegen den Obersten

Kriegsherren erhoben. Diese Schande wird ewig auf uns lasten." Wir vereinbarten, uns am Abend zu sehen. Aber zunächst blieben wir beide auf unseren Posten.

Die Fernschreiber im Gaubefehlsstand rappelten ununterbrochen. Es kamen Informationen und Anweisungen, die sofort an die Bevölkerung weitergegeben wurden. Überall in den Betrieben und im kleinsten Dorf fanden spontane Treuekundgebungen statt. Es ist ein Aberwitz, wenn nach dem Kriege behauptet worden ist, daß das Attentat auch Zustimmung in der Bevölkerung fand. Es ging ja nicht nur um Hitlers Leben, sondern sehr deutlich auch um unsere Soldaten an den Fronten. Hitlers Tod hätte nicht das Ende des Krieges und einen Verhandlungsfrieden, wie die Utopisten meinten, gebracht, sondern das Chaos und den Vorstoß sowjetischer Verbände in Stunden und Tagen weit ins Reich. Außerdem hätte es einen Bürgerkrieg gegeben; die Opfer wären in jedem Falle die deutschen Soldaten und die deutsche Zivilbevölkerung gewesen. Es glaubt doch niemand ernsthaft, daß zu der Zeit die Luftangriffe eingestellt worden wären. Nach dem Krieg hat uns ja Churchill in aller Offenheit und Deutlichkeit gesagt, daß das nicht erfolgt wäre. Also hatten Generale wie Stülpnagel oder Zivilisten wie Goerdeler keine Chance.

Ich glaube, daß es unter den Aufständischen einige gegeben haben mag, die tatsächlich in ihrer Verblendung glaubten, etwas Gutes zu tun, etwas Richtiges, und die auch aus dieser Einstellung heraus gegen den Nationalsozialismus waren. Jetzt schien die Stunde gekommen. Aber die Rechnung der Hoch- und Landesverräter wäre nie aufgegangen, auch nicht die des opportunistischen Teils des Widerstandes.

Nun entwickelte sich der 20. Juli 1944 weiter. An dem Tag kam Mussolini als Gast ins Hauptquartier, und nach langen, langen Stunden des Wartens sprach dann der Führer über den Rundfunk zur Bevölkerung. Damit war allen bis ins letzte Dorf klar und bekannt geworden, daß er lebte und daß der Putsch ziemlich jämmerlich zusammengebrochen war. Der Bombenleger Graf Stauffenberg wurde von der Bevölkerung als Meuchelmörder empfunden und auch öffentlich von ihr so bezeichnet. Stauffenberg war ein Utopist und die Durchführung des Anschlages mehr als dilettantisch und eines deutschen Offiziers unwürdig. Er lud eine große Schuld auf sich, als er

die Bombe in einer Aktentasche abstellte und sein eigenes Leben rettete.
Der Führer selbst entging dem Tod, ähnlich wie am 9. November 1939 in München, weil wohl das Schicksal wieder einmal auf seiner Seite stand. Er wurde nur geringfügig verletzt, wenn auch der Schock dieses Augenblicks eine grauenhafte Wirkung auf seine Gesundheit und vor allem auf seine psychische Verfassung auslöste. Er war nicht ganz sicher auf den Beinen, trug eine Hand in der Schlinge, zitterte und hatte alle Anzeichen der Parkinsonschen Krankheit. Es war sicher auch ihm unverständlich, daß es einen Offizier gab, der seine Hand gegen den höchsten Befehlshaber erhob. Das hat er dann auch in seiner erwähnten Rede vor den Gauleitern am 4. August 1944 zum Ausdruck gebracht.
Im Gaubefehlsstand überschlugen sich die Mitteilungen, Meldungen, Veranlassungen und Befehle, in der Hauptsache kamen diese aus Berlin. Es war in erster Linie Goebbels, der immer wieder zu uns sprach. Ich hatte an dem Nachmittag mindestens drei Unterredungen mit ihm und am Abend, schätzungsweise zwischen 21.00 und 22.00 Uhr, auch mit dem Führer. Es war für mich doch eine Erlösung, seine Stimme zu hören, die genauso klang wie immer, ohne jede Erschütterung. Es würde zu weit führen, alle meine Anweisungen von damals wiederzugeben. Viele waren rein prophylaktischer Natur – man wußte schließlich nicht, was noch passieren konnte, und man mußte auf alles gefaßt sein. Später hat man behauptet, und das dürfte auch bis zu einem gewissen Grade stimmen, daß es überall Menschen gab, die im entscheidenden Augenblick, falls der Putsch gelungen wäre, als Opportunisten auf der Seite der Putschisten gestanden hätten. Aber das ist ja in der Geschichte schon häufiger so gewesen.
Im Gau war alles ruhig, und meine Kreisleiter teilten mir über die Konferenzschaltung mit, daß kein Mensch auch nur im geringsten daran dachte, im Sinne der Putschisten mitzumachen. Also fuhr ich abends spät in mein Haus, das von den jungen Offiziersanwärtern der SS-Junkerschule bewacht wurde. Dort war es natürlich weniger hektisch als im Befehlsstand. Im übrigen wartete ich auf den Besuch des Kommandierenden Generals, der dann gegen 23.00 Uhr eintraf. Es tut mir heute noch leid, wie dieser ordentliche Mann von seinem

Dienstwagen bis zum Hauseingang „Spießruten laufen" mußte durch zwei Reihen Soldaten der Waffen-SS. Das hat ihm mit Sicherheit weh getan, und in der Garderobe des Hauses erlitt er dann auch einen Schwächeanfall. Er konnte physisch und psychisch einfach nicht mehr weiter, und ich mußte ihn mit einigen Cognacs und später mit Zigarren erst wieder ins Dasein zurückholen. Anschließend vereinbarten wir für den nächsten Tag eine Großkundgebung auf einem der größten Plätze der Stadt.
Die Nacht verlief absolut ruhig. Eine unangenehme Begleiterscheinung war, daß die Gauleiter jetzt auf Anordnung des Führers SD-Begleitkommandos erhielten. Ich protestierte dagegen und konnte die Leibwächter verhältnismäßig schnell ablösen lassen. Aus psychologischer Sicht empfand ich es der Bevölkerung gegenüber als völlig verkehrt, nun mit zwei Begleitfahrzeugen und bewaffneten Polizeibeamten herumzufahren. Man hat das in Berlin dann auch akzeptiert, jedenfalls in meinem Falle. Etwas Richtiges war an der Sache sicher dran, denn es gab ja Standorte von Generalkommandos wie zum Beispiel Wien, wo der stellvertretende Gauleiter festgenommen wurde, v. Schirach erreichte man nicht.
Die Kundgebung am folgenden 21. Juli wurde die größte, die wir je in Hannover hatten. Am sehr späten Nachmittag – am Abend konnten wir wegen der Luftalarmgefahr keine abhalten – kamen mindestens hunderttausend Menschen zusammen. Statt einer Tribüne war ein Tiger-Panzer direkt aus der Produktion der Hanomag aufgefahren, und auf diesem standen der General und ich. Es gab Beifallsstürme, auch Sprechchöre – etwas, was es eigentlich bei uns weniger gab: „Hängt sie auf!". Das war das Mildeste, was uns entgegentönte. Anschließend nahmen wir einen nicht enden wollenden Vorbeimarsch ab: Menschen, Menschen, Menschen. Die Organisationen der NSDAP mit allen ihren Gliederungen, Soldaten aus den Lazaretten, mit acht bis zehn Panzern, die durch Hanomag-Arbeiter in Marsch gesetzt waren. Eine interessante Situation! Es muß für den General aufschlußreich gewesen sein, bei all seiner Loyalität, zu sehen, daß wir im entscheidenden Moment sogar Panzer gehabt hätten.
Dies und nichts anderes ist die Wahrheit über den 20. Juli 1944 in Hannover. Man muß selbst dabei gewesen sein, um dies alles

niederschreiben zu können. Sogenannte „authentische" Berichte, zum Teil von damals noch Ungeborenen verfaßt, sind meist so schlecht wie falsch.
In der Zwischenzeit lieferte die deutsche Wehrmacht im Osten den größten Abwehrkampf gegen den Bolschewismus.

12. Widerstand und „Widerstand"

Nach dem 20. Juli 1944 erfolgten auch in meinem Gau zentralgesteuerte Verhaftungen. Das Reichssicherheitshauptamt hat mich weniger konsultiert als unterrichtet. Entsprechende Maßnahmen im Wehrmachtsbereich gingen sowieso an mir vorbei.
Ausgesprochen unglücklich war ich über die praktizierte Sippenhaft. Aus einer ganzen Anzahl von alteingesessenen Gutsbesitzerfamilien waren im Laufe von hundert und mehr Jahren traditionsgemäß immer wieder Offiziere hervorgegangen. Nur wenige gehörten zu den Verschwörern oder gerieten in einen mehr oder weniger begründeten Verdacht. Einige wurden schließlich verurteilt. Gleich wie und in welchem Fall empfand ich die Sippenhaft als eine teuflische Erfindung und handelte entsprechend. Ich weiß mich eines Falles im Umfeld von Hannover zu erinnern. Diese Familie wurde unter meinen Schutz gestellt.
In Berlin war der preußische Finanzminister Professor Popitz verhaftet worden. Als Oberpräsident hatte ich mit ihm sehr viel zu tun, mußte er doch diese und jene Gelder genehmigen. Immer wenn ich in Berlin war, besuchte ich ihn in seinem Ministerium hinter der Großen Wache am Zeughaus. Wir verstanden uns menschlich gut, und es ist schon mal vorgekommen, daß wir auch, streng nach Dr. Goebbels, den Stuhlgang der Seele praktizierten und lästerten. Popitz wußte genau wo ich stand, trotzdem oder gerade deshalb hatte er mich in einer handgeschriebenen kleinen Liste „Nationalsozialisten, mit denen man umgehen kann" verewigt. Himmler sprach mich schmunzelnd irgendwann im August 1944 darauf an.
In der Bevölkerung gab es nicht den geringsten Widerstand. Nach 1945 wurde er erfunden, und einige Volksgenossen haben so lange

darüber geredet, daß sie es schließlich selbst glaubten. Die berühmte Methode Coué, die man aus dem medizinischen Bereich kennt, zeigte Wirkung. Dieser „Widerstand" trieb nach dem Krieg dann aberwitzige Blüten. Als der Generaldirektor der Continental-Werke, Dr. Könnecke, von den Engländern abgesetzt und verhaftet worden war, erfand er die wohl dümmste Legende für seinen Widerstand. Nachdem er ständig mein dienstlicher und privater Gast im Hause in der Ludendorffstraße gewesen war und sich ängstlich darum gekümmert hatte, nur ja nicht vergessen zu werden, behauptete er mehr dreist als gottesfürchtig, daß er von der Geheimen Staatspolizei jeweils bei meinen Empfängen vorgeführt worden sei. Dabei beschwerte er sich bei seinem Freund, dem Regierungspräsidenten Diels, wenn er mal übersehen worden war, und hat mir, wenn ich die Conti-Werke besuchte, jeweils Begrüßungs- und Ergebenheitstiraden gehalten, die mir immer übler aufstießen und die ich schließlich ganz verbot. Die Arbeiter der Conti kannten mich alle recht gut, ich hatte keinen Dr. Könnecke nötig.

Angeblich wollte ich ihn in den letzten hannoverschen Kriegstagen erschießen lassen. Es kursierte im nachhinein eine frei erfundene Liste von Bürgern und Welfen, auf der auch er gestanden haben will.

Dr. Könnecke fiel schließlich nach 1950 die Treppe hinauf und wurde Generaldirektor von Daimler-Benz. Sein engster Mitarbeiter war dann der ehemalige Studentenbundführer und spätere Kapitän der Deutschen Wirtschaft, der hochanständige und begabte Hans Martin Schleyer.

Ich habe bereits früher von meiner ersten Fühlungnahme mit den Welfen in Hannover gesprochen. In der Folgezeit blieb ich bei dieser meiner Linie und hatte mit sämtlichen Welfenführern Kontakt, nicht zuletzt auch mit dem Baron v. Reden auf seinem Gut südlich von Hannover. Dabei stellte sich heraus, daß uns eigentlich nichts trennte und daß wir im Kriege gar keine andere Aufgabe hatten, als gemeinsam zu marschieren. Unschöne Entwicklungen blieben mir auf diese Weise erspart, wie sie beispielsweise mein Gauleiterkollege Telchow mit den erzkonservativen Stahlhelm- und Ludendorff-Anhängern in der Lüneburger Heide zu bestehen hatte. Vielleicht hat seine Kontaktlosigkeit zu diesem Kreis die Fehlentwicklung heraufbeschwo-





Rudolf Heß bei der Einführung des Gauleiters Südhannover-Braunschweig. Besichtigung von Neugestaltungsplänen der Stadt Hannover.



Feier im „Bella Vista" für den Stellvertreter des Führers.





Abfahrt ins Lager 1940.



Besuch des Gauleiters in einem Kinderlandverschickungslager des Gaues Südhannover-Braunschweig im Protektorat. Im Hintergrund der Reichsprotektor Frank.



Trauerfeier für fünfundzwanzig Italiener, die einem Luftangriff in Salzgitter zum Opfer fielen.





Hier wird Spielzeug gebastelt. Soldatenkinder sollen die Empfänger sein.

Gesunde und tüchtige Jungen, kommt in den Hitler-Jugend-Landdienst! — Ein Jahr im Landdienst der Hitler-Jugend bedeutet Erziehung und politische Ausrichtung. Auch Du kannst Dich melden! — Junge, willst Du einen ländlichen Beruf ergreifen? Im Landdienst der Hitler-Jugend erhältst Du die Grundlage dafür.

Junge! Willst Du mit 27 Jahren Neubauer sein? Der Landdienst der Hitler-Jugend verhilft Dir dazu.

Mädel, im Landdienst der Hitler-Jugend kannst Du Dein Pflichtjahr erfüllen.

Ich sehe den Landdienst der Hitler-Jugend als eine Forderung, die der Boden unserer Heimat an alle die stellt, die in den Städten unseres Vaterlandes wirken.
Baldur von Schirach.

Freiwillige Einsätze der Hitler-Jugend auf dem Lande.





ren. Meine Art, immer auf die Menschen zuzugehen und mit ihnen zu sprechen, erwies sich auch hier als richtige Devise.
Das traf ebenso auf das Verhältnis mit den Kirchen zu. Ich hatte schließlich und endlich sowohl mit der katholischen Kirche, dem Bischof von Hildesheim, als auch mit der evangelischen, dem Bischof Marahrens, der auch Abt des Klosters Loccum war, einen vernünftigen Kontakt. Die beiden Herren wußten als meine Gesprächspartner, daß sehr viele Maßnahmen kriegsbedingt waren, und sie stellten sich darauf ein. Beiden Kirchen habe ich wiederholt gesagt, daß ich keinen Kirchenkampf, überhaupt keine Schwierigkeiten möchte und daß, solange ich Führer des Gaues sei, keine Anordnung etwa in der Richtung erginge, aus der Kirche auszutreten. Niemand wurde direkt oder indirekt dazu gezwungen. Im Gegenteil, ich unterband solche Versuche, die in Ortsgruppen oder Kreisen immer mal stattfanden und zog die Betreffenden zur Rechenschaft. Beispielsweise löste ich den Oberbürgermeister von Hildesheim ab, einen sehr tüchtigen Mann, weil er mit der Drohung der Entlassung von einem seiner Mitarbeiter kategorisch den Kirchenaustritt verlangt hatte. Das ging mir gegen den Strich, gegen die Vernunft und vor allen Dingen gegen meine Strategie, ich wollte Ruhe und sah nicht ein, warum man die Gefühle der Menschen auf diese Weise verletzen sollte.
Mein Verhältnis zu den Kirchen war recht gut. Das hatte dann nach dem Krieg zur Folge, daß der Bischof von Hildesheim ohne mein Zutun bereit war, als mein Leumundszeuge aufzutreten. Das war nicht so ohne weiteres selbstverständlich. Wenn wir im Gau Südhannover –Braunschweig, nicht nur, was die Kirchen, sondern auch was die Welfen und andere anbetraf, ohne Zank, Ärger, ohne Kirchenkampf und Auseinandersetzungen, letztlich ohne Widerstand über die Runden kamen, dann lag das in dieser Politik begründet.

13. Gauleitertagung im August 1944 in Posen und der Bereich im Führerhauptquartier

Anläßlich meiner Ernennung zum Gauleiter habe ich von einer Gauleitertagung gesprochen. Diese Tagungen waren so etwas wie ein Konklave. Sie waren im allgemeinen von außerordentlichem Wert

und Gewinn für jeden einzelnen Gauleiter. Absolut abgeschirmt nach allen Richtungen und strengstens vertraulich, nahmen nur Gauleiter an ihnen teil. Adolf Hitler sagte den Gauleitern wiederholt: „Ihr seid meine engsten, unmittelbarsten Mitarbeiter. Ihr habt mein ganzes Vertrauen. Ihr habt Macht mit diesem meinem Vertrauen."
Natürlich war es in der Praxis nicht immer so, daß alles, was ein Gauleiter machte, richtig war. Aber richtig war und ist, von heute her betrachtet, daß dieses Gremium von zweiundvierzig Gauleitern am Anfang – später waren es fünfzig bis fünfundfünfzig – die höchste Machtstellung innehatte, die es im Großdeutschen Reich gab. Es war nicht das Reichskabinett oder der Generalstab – keine Reichsminister, auch keine Reichsleiter, keine Generale oder Admirale, keine Gliederungschefs kamen auch nur annähernd an diese politische Verantwortung und Machtstellung der Gauleiter heran.
Die Machtstellung ergab sich natürlich nicht nur aus dem Rang, sondern aus den besonderen Beziehungen zu Hitler selbst und aus dem, was die Gauleiter anläßlich dieser Tagungen erfuhren. Sie waren die besteingeweihten Menschen, die es in Deutschland gab. Man hat auf diesen Gauleitertagungen weit vorausschauend, lange bevor der Moment eintrat, aus dem Munde Hitlers Dinge erfahren, von denen die Öffentlichkeit keine Ahnung hatte und oft nie Kenntnis erhielt. Vieles wurde auf den Gauleitertagungen ausgesprochen, was aus diesem Konzil nicht hinausdrang.
Heutige Menschen sind hierbei natürlich geneigt, gleich daran zu denken, daß in diesen Gauleitertagungen die gesamte Judenpolitik erörtert wurde. Das ist absolut unrichtig. Alle diejenigen, die hinter den Gauleitertagungen die Beschlußorgane hinsichtlich der sogenannten Judenfrage erblicken, sind einfach schlecht informiert. Es gab in der NSDAP ein ungeschriebenes Gesetz, das vor allen Dingen Hitler selbst einhielt. Er stand auf dem Standpunkt, daß man diejenigen, die das Vertrauen der Menschen zu erringen hatten, die täglich draußen redeten und um das Vertrauen kämpften, nicht unbedingt mit Vorgängen oder Problemen belasten mußte, die sich hier und dort ergaben. Ich glaube gar nicht, daß es Mißtrauen war, das Hitler den Gauleitern entgegenbrachte, wenn das Judenproblem auf den Gauleitertagungen nie erörtert wurde, jedenfalls nicht von ihm. Wenn andere

das Thema ansprachen, dann sehr verklausuliert und so, daß man sich dies oder jenes darunter vorstellen konnte. Auch wenn Himmler mal vor einer Gauleitertagung erschien und von der Endlösung der Judenfrage sprach, dann war das für uns absolut nicht gleichbedeutend mit der physischen Vernichtung. Wie ich ja überhaupt davon überzeugt bin, daß, so seltsam und unglaubwürdig das klingen mag, Hitler in der Tat vieles gar nicht wußte und erfuhr. Er saß vielleicht auch in so etwas wie einem goldenen Käfig: einmal gefangen in seiner eigenen Aufgabenstellung, die er sich selbst gebot, und zum anderen in etwa seiner Umgebung, die im Laufe der Kriegsjahre sehr buntscheckig wurde, die nicht mehr wie 1939 aus alten Getreuen bestand, sondern aus einer Fülle von Menschen aus den unterschiedlichsten Einrichtungen.

Am 2. und 3. August 1944 fand im Schloß zu Posen eine der üblichen Gauleitertagungen statt – üblich, weil diese Tagungen immer an verschiedenen Orten abgehalten wurden. Diesmal war sie von besonderer Bedeutung, da es ja die erste Tagung nach dem 20. Juli 1944 war. Sie wurde im Gegensatz zu den Münchener Verhältnissen sehr streng abgeschirmt. Es hatten nur die Reichsleiter der NSDAP und die Gauleiter Zutritt, dann natürlich Bormann mit seinem Hauptamtsleiter Friederichs.

Bormann hatte alle möglichen Eigenschaften, unter anderem aber auch die, daß er nicht frei sprechen und diskutieren konnte und auch nicht wollte. Letzteres war sicherlich darauf zurückzuführen, daß er den denkbar möglichen Argumenten, die ihm die Gauleiter entgegenhalten konnten, einfach nicht gewachsen war, weder rhetorisch noch sachlich-inhaltlich-geistig, in der Sache nie. Auf jeden Fall war das ein nachteiliger Gegensatz zu den Gauleitertagungen unter Rudolf Heß. Diese waren stets eingeleitet worden nicht nur mit der üblichen freundlichen Begrüßung, mit den Grüßen des Führers, sondern sie hatten auch eine Tagesordnung, und es gab nach jedem Referat Aussprachen. Diese Aussprachen waren zeitlich limitiert, aber sie fanden statt und waren gerade auf Grund der zeitlichen Begrenzung inhaltlich um so stärker überlegt und infolgedessen auch intensiver formuliert.

Diese Tagung in Posen verlief unter Bormanns Vorsitz. Er eröffnete nur mit wenigen Worten und erteilte dann den Rednern das Wort, wie

er ihnen nach ihren Referaten mit kurzen Sätzen dankte, ohne auf die inhaltlichen Aussagen einzugehen. So mächtig Bormanns Position auch war, so sehr war er doch von Minderwertigkeitskomplexen geplagt. Der übermächtigen Rhetorik und der praktischen Erfahrung der Gauleiter war er stets hilflos ausgeliefert. Es bleibt für mich deshalb immer noch unverständlich, warum sich die „alten Hasen" willenlos und ohne Protest fügten. Bormann gab an jenem Tag eine im Grunde jedem einzelnen bekannte Schilderung vom Ablauf des Attentats auf Adolf Hitler, der inzwischen ermittelten Vorgeschichte dazu und Erörterung der ganzen Umstände.
Einer der Referenten war Himmler. Das Thema war nicht festgelegt. Man erwartete von ihm aber, daß er den Angriffen einiger Gauleiter, denen er ausgesetzt war, etwas entgegenzuhalten gehabt hätte. Viele Gauleiter warfen ihm vor, die Gefahr, in der sich der Führer befunden hatte, verkannt zu haben. Man beschuldigte seine Organe, das Reichssicherheitshauptamt, den SD und die Geheime Staatspolizei, die Entwicklung im Lager der putschenden Widerständler nicht aufgedeckt zu haben. Es gab sogar Stimmen, die ihn der Mitwisserschaft beschuldigten. Wäre, das war deren Überzeugung, der Mord an Hitler gelungen, so hätte man Himmler, den man in unseren Kreisen nur den „Reichsheini" nannte, möglicherweise auf der Seite Stauffenbergs und seiner Hintermänner gesehen. Man mochte zu Einzelheiten stehen wie immer man wollte, aber auch mich, der ich lange Zeit der an Lebens- und Dienstjahren jüngste Gauleiter war, erfüllte Argwohn.
Himmler schien außergewöhnlich nervös zu sein und trat nicht so sicher auf wie bei früheren Tagungen. Den Inhalt seiner Rede habe ich nur noch in vager Erinnerung. Das mag auch daran liegen, daß ich an dem Tage von ihm keine Erklärungen zur Judenfrage erwartete, sondern Aufklärung der Vorgeschichte, Durchführung und Möglichkeiten des Attentats. Darauf waren wir im Grunde genommen alle bezogen. Uns interessierten die militärische Lage und die Sicherheit viel mehr als in diesem Augenblick die sogenannte „Endlösung".
Nach Himmler kam Speer mit seinem Bericht über die Rüstungsproduktion. Natürlich lag uns diese Frage besonders am Herzen, denn schließlich litt ganz Deutschland unter den Bombenteppichen der Alliierten. Wir wollten die Summen der Produktionen erfahren, aber

hier hat Speer, wie es wohl seiner Natur entsprach, gelogen, und zwar so, daß sich die Balken bogen. Viele Zahlen über die Waffen-und Munitionsproduktion waren astronomisch hoch. Der einzelne Gauleiter konnte aus seinen vorhandenen Zahlen heraus nicht die Gesamtproduktion in einer Art Hochrechnung feststellen, aber man hatte doch immerhin einen gewissen Überblick, was noch nach Bombardements möglich war; wir kannten ja auch unsere vorgegebenen Sollziffern und welche tatsächlichen Zahlen dann schließlich übrigblieben. Es kann nicht verheimlicht werden, daß die Rüstungsproduktion zwar nach wie vor erstaunlich gut lief, daß sie aber doch hier und dort und damit auch in der Gesamtheit erhebliche Einbußen erlitten hatte. Unsere Arbeiter haben ihre Pflicht während des ganzen Krieges bis zum bitteren Ende erfüllt und unter schwierigsten Umständen und Bedingungen Kriegswaffen produziert. Aber die Zahlen, die uns Herr Speer nannte, konnten nicht stimmen, und wie wir hinterher festgestellt haben, waren sie auch in der Tat unrichtig.

Wenn ich an diese Rede Speers zurückdenke, bekomme ich ein Schuldgefühl. Warum habe ich, der ich die Rüstungssoll- und die Istzahlen, zumindest in meinem Gau und Provinzbereich, kannte, nicht lauthals hinausgeschrien? Aber Herr Speer nahm uns mehr oder weniger den Protest aus dem Mund, indem er erklärte, daß die Produktion nunmehr hauptsächlich in den besetzten Gebieten stattfände, nicht zuletzt im Protektorat, in unterirdischen Produktionsstätten. Das waren Zahlen, die wir Gauleiter nicht überprüfen konnten, und hier waren Hochrechnungen noch weniger möglich. Er nannte beispielsweise eine Monatsproduktion von zweitausend bis dreitausend Jagd- und Kampfflugzeugen oder tausendfünfhundert und mehr Panzern. Das waren Phantomzahlen, wie sich dann später herausstellte. Es war Schwindel und Betrug an Adolf Hitler und am deutschen Soldaten. Speer war ein so ungewöhnlich egozentrischer Mann, der unter allen Umständen, sosehr er das nach dem Krieg auch geleugnet hat, von Hitlers Gnaden abhängig war. Hier meine ich nicht materielle Gnaden, sondern die Gnadenbeweise. Um sie zu sichern, griff er auch zum Mittel der Falschinformation und zur verbrecherischen Lüge.

Nach dieser Tagung, es hatten auch Dr. Goebbels, Ley und Reichsernährungsminister Backe gesprochen, fuhren wir Gauleiter in einem

Schlafwagensonderzug nach Rastenburg und von dort in einer Autokolonne in das Führerhauptquartier. Schon bei der ersten Sperre legten wir unsere Pistolen ab. Ich persönlich hatte keine dabei, weil ich den Standpunkt vertrat, daß zu einem Politischen Leiter keine Waffe gehöre. Gehörten Waffen zu Soldaten und Polizisten, so dachte ich, daß wir die Waffe nicht nötig hätten, ja, daß das rein psychologisch sogar verkehrt sei – wenn wir zum Beispiel in eine Ortsgruppe oder gar in ein Lager der Kinderlandverschickung fuhren. Es wäre uns sicher möglich gewesen, Waffen in irgendeiner Form auch in den innersten Bereich des Führerhauptquartiers mitzunehmen.

Wie üblich traten wir im offenen Karree an. Hitler kam in seinem Mercedes, und ich sah ihn das erstemal nicht neben dem Fahrer, sondern auf dem Rücksitz. Sein Gesicht war grau, seine Bewegungen waren gekennzeichnet von den Attentatsfolgen. Er gab jedem von uns die linke Hand, die rechte trug er in der Schlinge. So sicher es war, daß Hitler das Attentat im ganzen überstanden hatte, so sicher war auch, daß sein Leben in manchen Bereichen nur noch eine, ich möchte es sehr kritisch sagen, Selbsttäuschung war. Er wollte nicht wahrhaben, daß er körperlich, geistig und auch seelisch unter den Folgen dieses Attentats gelitten hatte, und wollte das vor allen Dingen nicht herzeigen.

Der Führer sprach über drei Stunden zu uns, frei, ohne Unterlagen und ohne Unterbrechung. Mir schien, daß während des ersten Viertels seiner Rede eine ganz augenfällige Entwicklung vor sich ging, denn das aschfahle Gesicht nahm Farbe an, und während er die erste halbe Stunde sehr stockend und langsam sprach, überkam ihn dann wieder das alte Temperament. Ob das, wie heute behauptet wird, auf Medikamente zurückzuführen war, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß, egal ob man bei Hitler in der Reichskanzlei zu Tisch war oder im Hotel Dreesen oder eben im Hauptquartier, vor ihm verschiedene Portiönchen mit farblich unterschiedlichen Pillen herumstanden, die er schön brav nach Anordnung seines Arztes der Reihe nach nahm.

Nun gab es im Kreise der Gauleiter nicht nur die bedingungslosen Ja-Sager; so sehr wir uns alle in der Treue einig waren, so konnten wir doch im Einzelfall auch sehr skeptisch sein. Der Krieg war ja nicht so

verlaufen, wie wir gehofft hatten. Es waren Entwicklungen über uns gekommen, auf die wir im einzelnen auch psychologisch nicht vorbereitet waren. Aber selbst die verkarstetsten Herzen, die es gegeben haben mag, schmolzen während der Rede Hitlers dahin. Er sagte uns keineswegs, daß der Krieg gewonnen sei. Aber er richtete uns moralisch bis an die Höchstgrenze des Möglichen auf, und zwar nicht nur mit Prognosen, sondern zunächst ganz allgemein, wie auch immer zuvor. Fatal erschienen uns allen die Rüstungszahlen – das waren genau die Produktionsziffern, die Speer uns vorher in Posen genannt hatte.

Für mich wurde dieser Tag zum Alptraum, weil im Führerhauptquartier die sich anbahnende Katastrophe erkennbar wurde. Ich möchte aber gleich hinzusetzen, daß ich meiner persönlichen und meiner ideologischen Treue ohne Widerspruch verhaftet blieb, auch in den darauffolgenden Monaten bis zum Ende. Hitlers Aufforderung in dieser Rede, zu glauben, eine Aufforderung, die wir seit Anbeginn kannten, war, was mich betraf, nicht erforderlich. Ich glaubte ihm, und so glaubten wir auch an den schließlichen Erfolg.

Nach der Rede saß ich Hitler ungefähr gegenüber. Er erinnerte mich mit einer kurzen Bemerkung an Rosenheim, wie immer, wenn wir uns sahen. Ich glaubte eine gewisse Melancholie zu erkennen. Wußte er um den Untergang oder glaubte er, mit Hilfe der neuen Waffen das Schicksal noch wenden zu können? Es ist ja heute von internationalen Historikern bewiesen, daß diese Wunderwaffen keine Redensarten, keine öffentliche Täuschung darstellten. Sie waren schon in gewissen Stückzahlen vorhanden oder standen kurz vor Beginn der Massenproduktion. Wenn mir Goebbels Anfang April 1945 sagte, daß in wenigen Tagen ein entscheidender Einsatz zu erwarten sei, so glaubte ich ihm. Und schließlich und endlich hat ja nach dem Krieg niemand anderer als Churchill erwähnt, daß Deutschland die tödlichsten Waffen besessen habe, die England hätten auslöschen können.

Nach dem Aufenthalt im Führerhauptquartier fuhren wir Gauleiter sozusagen mit Frischzellen behandelt wieder zurück. Trotzdem war diese Gauleitertagung und das Wiedersehen mit Adolf Hitler eine Zäsur. Ich mäßigte fortan meine Stimme, wenn es um die Frage des Krieges ging, und ich mäßigte mich da, wenn es darum ging, das

siegreiche Kriegsende, das morgen oder übermorgen kommen würde, zu beschreiben.

Es gab für den einzelnen Menschen in Deutschland sehr viele andere Sorgen und Probleme. Die Zahl der Gefallenen stieg von Tag zu Tag, keine Familie blieb verschont. Dann war da der tägliche und allnächtliche Luftkrieg. Die Stimmung war nicht mehr himmelhochjauchzend. In meinen Reden sprach ich infolgedessen in der Hauptsache von diesen Sorgen, auch über die immer brennender werdenden Themen Ernährung, Kleidung, Unterkunft. Daß die V 1 und die V 2 Wirkung zeigten, erwähnte ich natürlich auch. Aber ich nannte ebenso die Schwierigkeiten, also beispielsweise die immer drastischer werdende Not in der Versorgung mit Treibstoff. Wir hatten in Faßberg bei Celle einen Militärflughafen, auf dem Hunderte von Düsenjägern standen, die sinnigerweise von den Engländern weder bombardiert noch im Tiefflug angegriffen wurden, weil sie wußten, daß diese Vögel unten bleiben mußten, da sie keinen Treibstoff hatten. Diese und ähnliche Tatsachen blieben natürlich dem Volk nicht verborgen, und ich konnte in meinen Reden an ihnen nicht vorbeigehen, ich mußte auch solche Themen ansprechen, aber ich sprach sie mit Maß an.

VII. DAS PORTRAIT DER GAULEITER

Als ich 1940 wie aus heiterem Himmel Gauleiter der NSDAP wurde, war ich zunächst völlig überrascht, so sehr es auch mein immer gehegter, aufrichtiger Wunsch gewesen sein mochte. Ich war zu dem Zeitpunkt, wie schon erwähnt, der Jüngste in der Gauleiter-Runde. Um so mehr fühlte ich mich zum Einsatz verpflichtet, um vor allen Dingen meinen Führer Adolf Hitler und seinen Stellvertreter Rudolf Heß, der mir sozusagen „Pate" war, nicht zu enttäuschen.
Jetzt kam ich in eine neue Gemeinschaft. Es war mein unzweifelhafter Vorteil, nicht in einen absolut fremden Kreis und eine mir völlig unbekannte Aufgabe gestellt worden zu sein. Aus meiner Tätigkeit als Stabsführer der Reichsjugendführung kannte ich sie alle, ob das jetzt die Parteigenossen Koch in Ostpreußen oder Wagner in Baden oder mein Nachbar, der Gauleiter Telchow in Lüneburg, waren. So wurde ich an jenem Tage meiner Aufnahme in den Kreis der Gauleiter kameradschaftlich begrüßt.
Es wäre sicherlich sehr vermessen, wenn ich mir erlaubte, meine Kameraden, Freunde und Bekannten einer exakten Beurteilung zu unterziehen. Ich habe es damals, nicht zuletzt, weil ich eben der jüngste Gauleiter war, nicht als mein Recht betrachtet, Zensuren zu verteilen. Und auch heute, Jahrzehnte hinterher, kann und will ich das nicht tun.
Andererseits bin ich einer der wenigen überlebenden Gauleiter. Da nun meine Freunde, Kameraden und Bekannten – außer Gauleiter Jordan – sich nicht äußern konnten oder wollten, komme ich nicht darum herum, Farbe zu bekennen und auf dieses Thema einzugehen. Man möge es mir also nachsehen, daß ich es unternehme, über meine ehemaligen Mit-Gauleiter zu sprechen, und daß ich dabei zwangsläufig auch zu Beurteilungen komme.
Wie auch immer, ich gehe gerade diesen Abschnitt sehr bewußt an. Es ist für mich kein anderer Weg möglich. Ich fühle mich der Wahrheit verpflichtet, so zu berichten, wie ich es erlebt habe. Dabei darf weder Angenehmes noch Unangenehmes einseitig auf dem Tisch bleiben beziehungsweise unter ihn gekehrt werden, unabhängig davon, ob

diese meine Niederschrift eines Tages einmal den Historikern als Basismaterial dienen wird oder nicht.
Wenn ich im folgenden etliche meiner damaligen Kameraden Revue passieren lasse, so beginne ich mit Bernhard Rust. Er war mein Vorgänger gewesen. Ich kannte ihn aber auch schon aus meinen Braunschweiger und Hannoveraner Zeiten. In der Kampfzeit gab er sich unendliche Mühe, durch den Gau zu ziehen und in Hunderten von Versammlungen immer wieder die Notwendigkeit dieser und jener Entwicklung zu erklären.
Ich lernte ihn als einen sehr vornehmen Mann, umsichtigen Organisator und sehr guten Redner kennen. Er hatte immer eine Vorliebe für seine Jugend – er war ja von Beruf Gymnasiallehrer –, also für die Hitler-Jugend, das führte auch dazu, daß ich persönlich bei ihm willkommen war. Ich betrachtete ihn bis zu einem gewissen Grade sogar als väterlichen Freund. Das blieb dann auch weiter erhalten, als ich Stabsführer der Reichsjugendführung geworden war, also in Berlin einige Häuser von ihm entfernt saß und ununterbrochen Probleme erörtert und geklärt und in Verordnungen festgelegt werden mußten, die uns beide, die Schule und die Jugendorganisation, betrafen. Wir hatten einfach eine faire Basis, kannten uns und wußten, daß wir es mit unseren jeweiligen Argumenten ehrlich meinten.
Das war genau die Einstellung, die er würdigte. Der Reichsjugendführer mischte sich in den allerseltensten Fällen in diese Gespräche ein; ich glaube nicht, daß er mehr als zwei oder drei Unterhaltungen dienstlicher Art mit Rust hatte, mit Ausnahme der am Rande der Gauleitertagungen stattfindenden Gespräche und dem Austausch von Höflichkeiten.
Nun zog ich seinerzeit ja weiter in den Westen und begegnete dort gleich mehreren Gauleitern. Der energischste von ihnen war ohne Zweifel Josef Terboven, der Gauleiter von Essen. Er hatte wesentlichen Anteil an der „Eroberung" des Ruhrgebiets, und da er eine sehr freie Sprache führte, war er in der Lage, die Kumpel auf diese Weise nicht nur richtig anzusprechen, sondern auch zu gewinnen. Terboven hat auch als Oberpräsident der Rheinprovinz meiner Meinung nach Erfolg gehabt.
Später wurde er Reichskommissar in Norwegen. Ich glaube, auch dort hat er das Richtige getan. Er förderte Quisling, den wir ja nicht als

Verräter am norwegischen Volk ansahen, da er aus ganz anderen Gründen zu uns gestoßen war: Quisling war ein Vorreiter eines vereinten Europas unter Führung des Deutschen Reiches, das viele bewegte, ob das nun eine nie erreichbare Utopie war oder vielleicht doch früher oder später Chancen gehabt hätte oder einst haben wird, vermag ich nicht zu beurteilen.

Terboven hat sich auch während der letzten Zeit in Oslo ausgezeichnet bewährt. Er ist auf eine vielleicht etwas seltsame, aber typisch Terbovensche Weise ums Leben gekommen: Er setzte sich in seinem Bunker auf eine Bombe und sprengte sich selbst in die Luft. Ergeben wollte er sich auf keinen Fall, eine Rückkehr nach Deutschland war nicht möglich.

Josef Grohé, der Kölner Gauleiter, fand bereits Erwähnung; ich lernte ihn sehr früh kennen. Er war ein sympathischer Mann, ein Diplomat, der beispielsweise mit Konrad Adenauer auskommen konnte. Sie waren zwar politische Gegner, aber eigentlich nie Feinde. Das war sicher auch darauf zurückzuführen, daß da zwei mit ähnlichen Eigenschaften und Begabungen zusammenkamen. Adenauer war eines der größten diplomatischen Genies, die wir hatten. Von seiner Warte aus betrachtet, hat er offenbar Grohé richtig genommen. Umgekehrt war es ebenso der Fall.

Natürlich wurde Adenauer nach der Machtübernahme als Oberbürgermeister von Köln abgelöst, aber die Kontakte zwischen beiden rissen nie ab, und es waren nach meiner Erinnerung nur zwei oder drei Jahre vergangen, als Adenauer bei Grohé um Unterstützung für eine Erhöhung seiner Pension bat. Die Oberbürgermeisterpension Adenauers war schon die größte im ganzen Reich, wie vorher sein Gehalt das größte gewesen war. Aber er setzte es durch, mehr zu bekommen, mit allen möglichen sachlichen Begründungen.

Adenauer war nur wenige Tage in dem bekannten Kloster Maria Laach und einen Tag oder zwei zur Vernehmung bei der Staatspolizei. Es ist einfach nicht richtig, wenn behauptet wird, er wäre in ein Konzentrationslager gesperrt worden. Er war sehr schnell wieder frei und widmete sich, wie wir ja wissen, seinen berühmten Rosen. Er warf Grohé und überhaupt der NSDAP keine Knüppel zwischen die Beine, war nicht ihr Freund, aber er ließ es immerhin zu, daß mindestens einer seiner

Söhne Mitglied der Partei wurde, und wenn ich mich recht erinnere, auch der SS.
Grohé wäre als Reichskommissar für Belgien, der er dann während des Krieges war, dort 1945 ohne Zweifel kurzerhand gehängt worden. Das verhinderte Adenauer, der bei den Alliierten erreichte, daß man Grohé nach Köln zurückgab. Und so lebte dann Grohé, zwar nicht als Rosenzüchter, aber doch relativ unangefochten sein weiteres Leben. Vielleicht war auch das so etwas wie rheinischer Klüngel; man muß nur dazugehören.
Ein ganz anderer Typ war Friedrich-Karl Florian, der Düsseldorfer Gauleiter. Er kam aus dem Bergbau und war ein intelligenter, sachlicher Mann, auch ein sehr guter Redner. In dem geschilderten Fall des Schlageter-Aufmarsches verhielt er sich mir gegenüber etwas ungerecht, wie er überhaupt nie begriff, warum die Hitler-Jugend nicht den Gauleitern unterstellt war. Wir sind dann später sehr gut miteinander ausgekommen, und diese Kameradschaft setzte sich fort bis in die letzten Kriegswochen, als er von einem Gespräch aus Berlin kommend bei mir auf der Domäne Rotenkirchen bei Einbeck erschien, weil er in den mittlerweile geschlossenen Ruhrkessel nicht mehr hineinkam. Er rief von meiner Wohnung aus den dort zuständigen Kommandierenden General an, um festzustellen, wie und wo er über einen möglichen Trampelpfad zurückkehren konnte. Das gelang ihm dann auch. Nach dem Kriege haben wir uns eigentlich menschlich erst so richtig kennengelernt und uns auch in seinen alten Tagen in seiner Wohnung in der Nähe von Düsseldorf öfter gesehen.
Der Gauleiter Dr. Alfred Meyer von Westfalen-Nord in Münster war ein vornehmer, intelligenter und gebildeter Mann, genau das, was die Westfalen von einem Gauleiter erwarteten. Er war ruhig und sachlich, sehr fleißig und arbeitsam, ein mittelmäßiger Redner, aber immerhin ein Redner, der etwas zu sagen hatte, kurzum, er war ein Mann, der in seinem Gau bei den nicht leicht zu überzeugenden Westfalen durchaus anerkannt war. Für mich war er als Gauleiter ein Vorbild.
Seit 1942 war Dr. Meyer Staatssekretär bei Alfred Rosenberg als Reichsminister für die Ostgebiete. Mir schien, daß es ein gutes Gespann war, Rosenberg als weltanschaulicher Vordenker und Dr. Meyer als Praktiker. Leider konnte er sich mit seinen Vorstellungen,

beispielsweise über die eigentliche Tätigkeit der Reichskommissare, nicht durchsetzen. Es kam hinzu, daß der Gauleiter von Ostpreußen als Reichskommissar für die Ukraine viel zu bullig war und leider Adolf Hitlers Zustimmung bekam. Oft war das gut und richtig, oft – wie wir ja dann leider auch bestätigt bekamen – schlicht unverständlich und falsch.

Der letzte in diesem Quintett war Josef Wagner in Bochum, von Haus aus Lehrer. Ich weiß nicht, ob es daher kam, daß er bestimmte Eigenschaften nie ganz ablegen konnte: er war sozusagen mit einem Rohrstock bewaffnet und immer einer mit erhobenem Zeigefinger. Das war etwas, was die Menschen eigentlich weniger mochten. In der Kampfzeit war er unermüdlich, ließ sich den Dreck um die Ohren schlagen und war somit allgemein in Partei und Bevölkerung anerkannt.

Nach der Röhm-Affäre und dem großen Aufräumen in Schlesien wurde Wagner Gauleiter und Oberpräsident in Breslau. Dann wurde er eines Tages mit Schimpf und Schande aus der NSDAP ausgeschlossen und während einer Gauleitertagung vom Führer persönlich degradiert, da er seiner Tochter kaum wiederzugebende Vorwürfe machte, weil sie einen Offizier der Waffen-SS heiraten wollte. Die Familie, sehr stark konfessionell gebunden, ließ die Kinder in einem katholischen Internat erziehen. Diese waren zwar Mitglieder der Hitler-Jugend, beteiligten sich jedoch nie am HJ-Dienst, was natürlich viel böses Blut gab. Aus dieser Einstellung heraus konnte man im Elternhaus Wagner nicht begreifen, daß die Tochter ausgerechnet einen „Atheisten" heiraten wollte. So schrieben die beiden Wagners ihm und der Tochter einen Brief mit den bösartigsten alttestamentarischen Verwünschungen, die man sich nur vorstellen kann. Das genügte Hitler, der ja sonst zu großzügig im Umgang mit seinen Gauleitern war und deren Fehler gern übersah, auch dort, wo er sie einmal nicht hätte übersehen sollen.

Wagner wurde nicht, wie die Legende behauptet, hingerichtet oder in ein Konzentrationslager gesperrt, sondern nach Mecklenburg in einen kleinen Ort verbannt. Was allerdings in den letzten Kriegstagen mit ihm passierte, weiß ich nicht. Für die materielle Versorgung Wagners vom Zeitpunkt der Degradierung war gesorgt; Hitler gab noch auf der

Gauleitertagung dem anwesenden Reichsschatzmeister Schwarz die Anweisung, das alles zu arrangieren.

Wagners Nachfolger in Westfalen-Süd war zunächst der spätere Gauleiter von München-Oberbayern Paul Giesler, ein Bruder des bekannten Architekten und Städteplaners Hermann Giesler. Giesler war ohne Zweifel ein Mann Bormanns, etwas stur und unzugänglich. Er ist, so glaube ich, ohne das im einzelnen beurteilen zu können, bei der Münchener und oberbayerischen Bevölkerung nicht besonders angekommen.

Sein größter Fauxpas war – ich weiß nicht, ob ich da mit allen meinen ehemaligen Gauleiter-Kameraden übereinstimme – sicher seine Einstellung und Haltung in der Affäre der „Weißen Rose", also der Geschwister Scholl. Diese jungen Leute waren ohne Zweifel von Professor Huber irregeführt oder zumindest zu einer aggressiven Abwehr erzogen worden, als sie im Lichthof der Münchener Universität Flugblätter herunterwarfen, die zum Widerstand aufforderten. Das konnten sich die Partei und ihr Repräsentant, der Gauleiter Giesler, nicht gefallen lassen. Und daß da zugeschlagen wurde, war ganz klar. Aber die Verurteilung dieser jungen Leute zum Tode und ihre Hinrichtung führte zwangsläufig zum Negativen. Von dem Tag an stand die Studentenschaft gegen Giesler, wenn nicht überhaupt gegen die Partei. Härte war im Krieg notwendig, aber diese Maßnahme schien mir nicht nur überflüssig, sondern barbarisch. Ich billige sie nicht, um so weniger, als aus den Verführten jetzt Märtyrer gemacht wurden.

Fest steht, daß ich in einem solchen oder ähnlichen Falle ganz anders gehandelt und die Betreffenden in ein Arbeitslager geschickt hätte. Giesler erwies sich damit und der Partei einen schlechten Dienst.

Mein unmittelbarer Nachbar in Ost-Hannover mit Sitz in Lüneburg war Otto Telchow. Er war von Haus aus Kriminalkommissar, hatte also durchaus einen ehrbaren Beruf. Er war nicht mehr der Jüngste und hatte vielleicht gerade dadurch bei der etwas schwerfälligen Bevölkerung mehr Resonanz als ein Jüngerer. Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß er einen ungewöhnlich tüchtigen Stellvertreter hatte. Er gehörte auch dem Provinzialrat der Provinz an, dem die Gauleiter, die Regierungspräsidenten und Rektoren der Hochschulen als Mitglieder zugeordnet waren.

Otto Weinrich war Gauleiter von Kurhessen mit Sitz in Kassel. Es ist wohl so, daß er in der Kampfzeit ein erfolgreicher Mann gewesen ist, in der Werbung von Parteimitgliedern und der Aufstellung von Ortsgruppen. Aber nach der Machtübernahme war er genau das Gegenteil von dem, was man von einem Gauleiter erwartete.
Der Eklat kam in einer dramatischen Weise mit einem schweren Luftangriff auf Kassel, das von hundertachtzigtausend Menschen in einer einzigen Nacht siebentausendachthundert verlor. Es gab so gut wie keine Bunker, so gut wie keine Sicherheitsvorkehrungen, keine Feuerlöschteiche, keine Anweisungen für die Räumung der brennenden Innenstadtgebiete, die Bevölkerung war ohne Führung. Es war der höhere SS- und Polizeiführer Josias Erbprinz von Waldeck, der von außen her die ersten Führungsmaßnahmen ergriff. Während Kassel brannte, brachte Herr Weinrich sein Mobiliar in Sicherheit.
Also Weinrich war für Kassel, für die Bevölkerung seines Gaues eine Katastrophe. Mein Kollege als Oberpräsident der preußischen Provinz Hessen-Nassau, Prinz Philipp von Hessen, hatte für Weinrich leider nur ein Lächeln über. Ich verstand mich mit Philipp ausgezeichnet und wenn wir zusammensaßen, fragten wir uns häufig, wieso Weinrich immer noch Gauleiter sein konnte. Prinz Philipp war eine honorige Persönlichkeit und insofern aus der Reihe der Oberpräsidenten etwas herausgehoben, als er mit Mafalda, der Tochter des italienischen Königs, verheiratet war. Die Bindungen zwischen Kassel und Rom waren daher groß, und es gab keine italienische Delegation, die nach Deutschland kam, die nicht Kassel besuchte. Weinrich aber war völlig unfähig, von seiner Warte her diese Besuche zu empfangen und entsprechend zu würdigen.
Als Kassel brannte, habe ich die bereits erwähnten Maßnahmen ergriffen. Es dauerte Tage, bis man wieder aktiv wurde und Berichte gab. Die Toten waren nach Tagen noch nicht beigesetzt, ebenso die Versorgung der Verwundeten keineswegs sichergestellt. Der Großangriff auf Kassel war eine Apokalypse, die Ergebnisse waren grauenhaft. Das war der Grund, warum Dr. Goebbels wenige Tage später nach Kassel kam und selbst in einer Versammlung der Politischen Leiter, der höheren Polizeioffiziere und der Gliederungsführer sprach. Er sprach dann auch in einer Kundgebung und hat dort mit Kritik nicht gespart.

Weinrich wurde abgelöst. Das war eine höchst notwendige, im Grunde schon lange vorher erforderliche Entscheidung. Sein Nachfolger wurde ein Mann Bormanns aus der Parteikanzlei, der eine Zeit bei dem Gauleiter Jury von Niederdonau die erforderlichen Erfahrungen gesammelt hatte. Im Hintergrund blieb aber auch nach dieser Umbesetzung der spätere Fürst von Waldeck, ein Energiebündel sondergleichen und ein Mann, der auch bereit war, seine Kompetenzen zu überspringen und erforderlichenfalls zu erklären: „Jetzt kommandiere ich!"

Einer meiner Gauleiter in der Provinz Hannover war neben Telchow der von Weser-Ems, Karl Röver. Er war Seemann gewesen und hatte die Welt kennengelernt. Das war schon sehr viel und wertvoll, daß es Gauleiter gab, die in die Welt geschnuppert hatten. Er hatte auch eine ganze Reihe von Eigenschaften, die erkennen ließen, daß er über die Gaugrenzen hinausgekommen war. Ein ordentlicher Mann; gutmütig und fleißig. Das war auch schon erkennbar in einer Personalentscheidung. Er holte sich beispielsweise einen Mitarbeiter, den späteren stellvertretenden Gauleiter Joel, der auch Ministerpräsident von Oldenburg wurde, ein außergewöhnlich tüchtiger Mann, der sehr wohl begriffen hatte, was nach 1933 an Aufbauarbeit zu geschehen hatte.

Was weltanschauliche und religiöse Dinge anbetraf, war Röver allerdings ein Verrückter. Ich persönlich stand auf dem Standpunkt, daß wir nach Kriegsbeginn alle Kräfte zu sammeln hätten, auch alle psychologischen Kräfte, um die Menschen für die Kriegführung zu gewinnen. Röver, der mit Rosenberg besonders liiert war, ließ nun eines Tages in sämtlichen Amtsräumen, also in Behörden, Gerichten und Schulen, die Kruzifixe abnehmen. Das führte zu einer Verärgerung im katholischen Emsland. In einer großen Viehverwertungshalle, der größten des Raumes, wurde Röver dann anläßlich einer Kundgebung ausgepfiffen. Es war das erste Mal, daß ein Gauleiter in der Öffentlichkeit in dieser Form demonstrativ und entschieden abgelehnt wurde.

Das war auf die unüberlegte Maßnahme zurückzuführen. Mir war eine Bevölkerung lieber, die zwei Kruzifixe aufhängte und treu zur Bewegung stand und alle Kräfte für die Kriegführung einsetzte.

Unabhängig von allem anderen habe ich persönlich nicht begriffen, warum man die religiösen Gefühle der Menschen in derartiger Weise herausforderte. Ich selbst war zwar nicht mehr Mitglied der Kirche, habe aber immer die religiösen Bindungen der Bevölkerung zu berücksichtigen versucht. Außerdem war ganz klar zwischen Religion und kirchlichen Vertretern zu unterscheiden, also Pfarrern, mit denen es nicht oft, aber eben doch auch Schwierigkeiten gab.
Schon in früher Kampfzeit war die Wahl des Führers auf Dr. Goebbels als Gauleiter gefallen, der einst aus dem Wuppertaler Kreis um Gregor Strasser gekommen war. Wenn es eine Steigerung der Fähigkeiten, Begabungen und Erfolge eines Gauleiters gab, dann hat sie zweifellos Dr. Goebbels erreicht.
Er war nach meiner Ansicht der genialste Mann neben Adolf Hitler, und als Gauleiter von Berlin hat er auch auf allen Registern gespielt. Er war genauso in den Arbeitervororten zu Hause, beispielsweise in Moabit, wie auch in der Innenstadt und in den Villenvierteln Berlins, bei den Intellektuellen, den Wirtschaftsführern und Künstlern. Er beherrschte alle Klaviaturen unübertroffen meisterhaft. Ich habe außer Goebbels nie mehr wieder irgendwo in der Welt einen Menschen kennengelernt, der über diese Qualitäten verfügte. Und Goebbels konnte, was ganz entscheidend wichtig war, vor allen Dingen im Kriege, die Politik und Maßnahmen Adolf Hitlers der Bevölkerung verkaufen, wie man heute sagt. Er war unentwegt im Rundfunk zu hören, sei es in Ansprachen oder aus dem Sportpalast, der seine „Bühne" war. Er war der glänzendste Redner und Journalist des Jahrhunderts. Aus dieser Genialität heraus konnte Goebbels zu allem auffordern, zu jeder Einschränkung, zu jedem Opfer.
Nachdem er die Bevölkerung Berlins für den Nationalsozialismus erobert und den Aufbau Berlins auf allen Gebieten, auch auf dem kulturellen, in ganz großem Stil eingeleitet und durchgeführt hatte, betätigte er sich auch außenpolitisch. Er hatte sehr viele Kontakte zum Ausland, ganz zum Ärger Ribbentrops. Mit Heß hat ihn sehr viel verbunden. Weniger glücklich war er in der Zusammenarbeit mit Göring, die in der Kampfzeit so vorzüglich funktioniert hatte. Wenig Sympathien hatte er für Ribbentrop, den er, das ist meine Kritik, meines Erachtens zu Unrecht ablehnte. Auch auf dem Gebiet der

Außenpolitik war er ein großartiger Virtuose und spielte auf dieser Orgel wie ein weltpolitischer Bruckner. Er zog alle Register und fand im hauptstädtischen Diplomatischen Korps viel Zustimmung. Äußerungen der Botschafter Oshima (Japan) und Alfieri (Italien) waren auch im intimsten Kreis voller Zustimmung. Überall wurde seine Klugheit geschätzt.
Ich habe ihn ganz besonders verehrt, und es hat uns so etwas wie eine Freundschaft verbunden. Er wurde Trauzeuge, als ich 1935 in Köln im Gürzenich das stolze und intelligente Mädchen vom Niederrhein heiratete. Es war eine standesamtliche Trauung, feierlich umrahmt mit einem Oratorium, das ein HJ-Komponist eigens für diesen Tag geschrieben hatte.
Goebbels arbeitete Tag und Nacht, und wie schon erwähnt, war er während der Luftangriffe und unmittelbar danach stets der erste, der sich bei den Gauleitern meldete und der ihnen Hilfe und Unterstützung auch in Gestalt von Material gab, das herangeschafft werden mußte, gleich zu welcher Tageszeit. Goebbels war immer zur Stelle. Ich weiß das auch von einigen meiner Mitarbeiter, die später zu seinem engen Kreis gehörten. Er war ein Bündel an Energie und Fleiß, gleichzeitig aber korrekt und ungewöhnlich bescheiden. Wenn man bei ihm im Krieg zum Essen geladen war, lag immer neben dem Teller ein kleiner Umschlag, in dem sich eine Aufzählung der Lebensmittelmarken befand, die man abzugeben hatte. Er lebte persönlich nie über die Kriegsverhältnisse. Das galt auch für seine Familie.
Jetzt spreche ich von einem Gauleiter der allerersten Generation: Karl Kaufmann in Hamburg. Auch er kam aus der „Wuppertaler Schule“ und eroberte als Rheinländer, etwas westfälisch eingefärbt, die Hamburger. Das war schon ein Bravourstück besonderer Art, denn die Hanseaten waren es gewohnt, nur von Hanseaten regiert zu werden. Aber Kaufmann wurde dann im Laufe der Jahre einer der angesehensten Hanseaten, der ebenso von den mächtigen Reedern und den großen Kaufmannsfamilien wie vor allem vom Volk selbst anerkannt wurde. Er war ein eleganter Weltmann, ein Kavalier, aber gleichzeitig auch ein Kumpel im Hafen.
Das große Inferno über Hamburg, also das erste Flächenbombardement nach englischem Rezept des berüchtigten „Bomber-Harris“, der

wohl neben Churchill der wahrhaft größte Kriegsverbrecher gewesen ist, überstand Kaufmann mit seinem Organisationstalent, aber besonders als Volksführer. Für die Luftkriegsvorbereitungen kam der Angriff auf Hamburg allerdings zu früh. Das ist eine Feststellung, die man treffen muß. Hamburg war noch nicht in dem Maße auf den Luftkrieg vorbereitet wie ein und zwei Jahre später Hannover. Nun war es einer der ersten mehrtägigen Flächenangriffe auf eine deutsche Groß- und Industriestadt, und man mußte erst Erfahrungen sammeln. Ich habe das selbst dort getan und meine Mitarbeiter nach Hamburg beordert, um festzustellen: Was kann man tun, was muß man verbessern? Kaufmann sorgte sich sehr um seine Hamburger. Er war sowohl im Reichsernährungs- wie Reichswirtschaftsministerium ständiger Gast, wenn es um Zuteilungen ging. Und da sind wir einmal aneinandergeraten. Ich stellte nämlich, in Hannover angekommen, fest, daß es weder in den Geschäften noch in den Restaurants die regelmäßigen Fischzuteilungen gab. Unter regelmäßig war damals zu verstehen, daß es wenigstens einmal wöchentlich eine gewisse Fischration gab. Das war also in Hannover, Braunschweig und im ganzen Gaugebiet nicht der Fall.
Auf Befragen erklärten mir meine neuen Mitarbeiter, das sei nun einmal so, das sei schon immer so gewesen. Was man da schon machen könne? Nun, ich setzte mich mit dem Anlandeplatz, also Hamburg-Altona, in Verbindung und direkt mit Karl Kaufmann und fragte, ob ein Organisationsfehler vorläge. Ich hätte für meine Bevölkerung auch den allgemein zugeteilten Fisch nötig. Er erklärte mir, er habe auch keinen Fisch, es seien weniger Anlandungen und infolgedessen müßten auch die an Fisch gewöhnten Hamburger weitgehend darauf verzichten.
Ich wollte die Sache nun völlig abklären und schickte meinen stellvertretenden Gauwirtschaftsberater mit einigen Parteigenossen aus der Gauleitung nach Hamburg. Sie sollten sich an Ort und Stelle umsehen und in möglichst vielen Restaurants die Speisekarten studieren. Und siehe da, in Hamburg stand Fisch nicht nur freitags auf der Karte. Meine Mitarbeiter sammelten in etwa fünfzig Hamburger Restaurants eine Woche lang die Speisekarten.
Das war ein Überfall, würde man heute sagen, von der Gauleitung Hamburg nicht genehmigt. Aber was sollte ich, was konnte ich tun,

um an meinen Fisch zu kommen? Da war mir dieses Mittel durchaus recht. Ich sandte dann sämtliche so gesammelten Unterlagen an den Reichsernährungsminister Backe und bat um sein Eingreifen. Es stellte sich heraus, daß die Fischwaggons einfach in Hamburg abgehängt oder gar nicht erst angehängt worden waren, infolgedessen Hamburg für Kriegsverhältnisse im Fischüberfluß schwamm und wir nichts abbekamen.
Backe hatte einen Sachbearbeiter für dieses Gebiet, der nun nach Hamburg fuhr und sich eingehend informierte. Bei der Gelegenheit wurde Kaufmann bekannt, welches „Kommandounternehmen" ich durchgeführt hatte. Er war mir sehr, sehr böse und meinte, das hätte man doch in einer Unterhaltung klären können. Darauf bedeutete ich ihm klipp und klar, daß mein Versuch ja gescheitert sei und ich zu diesem Mittel hätte greifen müssen. Berlin verfügte nun eine Neukontingentierung, und so erhielten auch wir im Gau Südhannover–Braunschweig die uns zustehenden Fischmengen. Kaufmann und ich haben uns daraufhin eine Zeitlang nicht mehr angesprochen.
Erfreulicherweise renkte sich das wieder ein. Wir besuchten uns wieder gegenseitig und konnten ein, zwei Jahre später über unseren „Fischkrieg" herzlich lachen.
Karl Kaufmann spielte bei Kriegsende noch eine ganz besondere Rolle. Er hielt Anfang 1945 den Krieg für verloren, was er aber nicht aussprach. Beinahe gußeisern aber war sein Standpunkt, daß man Hamburg nicht verteidigen könne und dürfe. Das wäre nach all den Opfern, welche die Hamburger Bevölkerung bereits gebracht habe, dann das Ende überhaupt. Er weigerte sich also den zuständigen Stellen der Wehrmacht und der Partei gegenüber, bei den Vorbereitungen für eine Verteidigung der Stadt in irgendeiner Weise mitzumachen. Er verweigerte auch die Sprengung der Elbbrücken. Das war vor seinem Ausscheiden aus der politischen Arena vielleicht seine wichtigste und hervorragendste Tat. Berlin wollte Kaufmann dann noch so etwas wie einen überregionalen Oberreichsverteidigungskommissar vor die Nase setzen, aber dazu kam es nicht, weil Kaufmann dem Führer erklärte, dann würde er sein Amt öffentlich niederlegen.

Der Gauleiter von Schleswig-Holstein, Heinrich Lohse, war ein typischer Nordfriese. Als Bauernsohn war er auf dem Lande aufgewachsen und in seinen Bewegungen schwerfällig und im Denken sehr bedächtig.
Er war einer der an Dienstjahren ältesten Gauleiter überhaupt und in seinem Gau ausgesprochen beliebt, weil er sich vor allen Dingen um die Landwirtschaft kümmerte. Schleswig-Holstein war ja bis dahin ein reines Bauernland; nur Kiel und Lübeck machten als Seestädte und Orte des Schiffsbaus eine Ausnahme. Die Arbeiter der Werften bedachte und betreute er genauso wie die Bauern.
Mit der Besetzung der Ostgebiete kam er als Reichskommissar nach Litauen, Lettland und Estland. Ich glaube, er führte dort eine relativ milde Politik mit ein wenig „Bad Wörishofen", also mal die kalte Dusche, mal das heiße Wasser. Seine Art war aber eine total andere als die von Koch in der Ukraine.
Als der Krieg zu Ende war, hat man ihn natürlich nicht mit Liebe und Blumen überhäuft. Auch er bekam seinen Prozeß, wurde zum Tode verurteilt und dann begnadigt.
Lohse kam sehr spät aus der russischen Gefangenschaft nach Schleswig-Holstein zurück und war nur noch ein körperliches Wrack. Er führte ein ausgesprochen zurückgezogenes Leben. Von seinem väterlichen Gut stand ihm lediglich das Altenteilerhäuschen zur Verfügung. Er lebte von Zuwendungen seiner früheren Mitarbeiter und nicht zuletzt der Bauern, die ihn mit Naturalien versorgten. Langsam fand er schließlich wieder einen engen Kontakt zu seinen alten Weggefährten.
Eine große Aufgabe wurde ihm eines Tages noch einmal gestellt, und zwar von dem ehemaligen Gauleiter von Düsseldorf, Florian. Lohse sollte die Aufzeichnungen, Unterlagen und Akten des ehemaligen Reichsministers Lammers, des Chefs der Reichskanzlei, sichten, ordnen und aufarbeiten. Zu dem Zweck war er Monate in Düsseldorf. So wenig ich die Urtexte kenne, so wenig habe ich das Ergebnis seiner Arbeit zu Gesicht bekommen. Wohin dieses wertvolle Material gekommen ist, weiß von meinen Freunden niemand. Das ist sehr schade, denn Lammers war natürlich während der ganzen Zeit eine Schlüsselfigur der Reichskanzlei und besaß das besondere Vertrauen Adolf Hitlers.

Der Gauleiter von Mecklenburg, Friedrich Hildebrandt, war Landarbeiter, was ihm viele Schwierigkeiten einbrachte. Auf der einen Seite hatte er bei der arbeitenden Bevölkerung, Mecklenburg war ein Agrarland, außerordentliche Sympathien und wurde von ihr voll anerkannt. Etwas schwieriger wurde es dann in anderen Bereichen, vor allem mit den akademischen Berufen und dem dort zahllos vorhandenen Groß- und Kleinadel schlechthin. Mit dem Großherzog von Mecklenburg war an sich auszukommen. Ich kannte ihn aus der Zeit der Olympischen Spiele 1936 als Präsidenten des Olympischen Komitees. Aber Hildebrandt war ein Anhänger der gegen den Adel gerichteten Gruppierungen, konnte vor allem mit dem Großherzog nicht sprechen und fand nicht den notwendigen Kontakt.
Mein Nachbar im Osten des Gaues war Gauleiter Rudolf Jordan in Magdeburg. Bevor ich nach Hannover kam, war Jordan gleich nach der Errichtung des Reichsverteidigungsrates zum Reichsverteidigungskommisar für den Wehrkreis XI Hannover zuständig. Dieser Wehrkreis überschnitt viele Gau- und andere Grenzen, die damals ein totales Durcheinander bildeten. Das machte sich später auch für mich störend bemerkbar, weil ich in meinem Gau einen staatlichen Fremdkörper hatte, nämlich das Land Braunschweig mit dem ängstlich auf seine Zuständigkeit bedachten Ministerpräsidenten Klagges. Für dieses Braunschweig war Jordan eine Zeitlang Reichsstatthalter. Er blieb es dann nicht mehr, weil ich gekommen war. Man hat mich zwar nie zum Reichsstatthalter ernannt, weil das nun tatsächlich eine Ämter- und Titelhäufung geworden wäre und ich die Zuständigkeiten des Reichsstatthalters als Reichsverteidigungskommissar bekam. Der Reichsstatthalter wurde also überflüssig. Infolge der erwähnten Grenzüberschneidungen erfolgte dann 1941/42 die generelle Regelung, daß jeder Gauleiter Reichsverteidigungskommissar für seinen Gau wurde. Das wiederum hatte zur Folge, daß ein Kommandierender General es mit mehreren Reichsverteidigungskommissaren zu tun hatte.
Jordan war einer der ältesten Nationalsozialisten, aus Fulda kommend, ein sauberer Arbeiter und ein wunderbarer Kumpel. Schließlich war man bei den Gauleitertagungen mehrere Tage eng auf eng zusammen, nicht nur am Tag, sondern auch abends. Nach dem

Kriege, als Jordan aus sowjet-russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war, habe ich ihn öfter in München zu Gast gehabt. Es ging ihm anfänglich in jeder Hinsicht scheußlich. Es war nicht immer ganz einfach, mit ihm Themen zu finden; die schwere Haftzeit hielt ihn noch lange Jahre völlig gefangen. Er hatte den Anschluß, auch an seine eigene Vergangenheit, noch nicht gleich wiedergefunden.

In Halle saß der Gauleiter Joachim Albrecht Eggeling. Er hatte mit Halle-Merseburg einen sehr schwierigen Gau, in dem die Großindustrie, man denke nur an Leuna, vorherrschte und in dem die preußischen Sachsen wohl schwer zu führen waren. Doch Eggeling verstand es, sich in seinem Gau durchzusetzen, und zwar in allen Schichten und Bereichen der Bevölkerung. Er war ein Gentleman, ein blendend aussehender Mann, ein hochgewachsener ehemaliger Offizier, was man ihm auf Schritt und Tritt ansah, ein korrekter, sauberer Mann.

Ich hatte mit ihm nicht allzuviel zu tun und dort auch keine Luftschutzinspektion vorgenommen. Wir haben uns jedoch anläßlich der Gauleitertagungen unterhalten, und es war für mich stets ein großer Vorzug und Vorteil, mit ihm zu reden, denn ich lernte immer viel dazu.

Zuletzt sah ich Eggeling in Berlin im April 1945. Er war aus eben denselben Sorgen wie ich nach Berlin gekommen, um sich zu informieren und Weisungen zu holen. Vor allem wollte er den Führer besuchen. Aber er kam nur bis Bormann; ich glaube, es war ihm noch nicht einmal möglich, Dr. Goebbels aufzusuchen. Auf jeden Fall war er nicht im Bunker der Reichskanzlei. Ich erlebte ihn auf der großen Freitreppe im Haus des Stellvertreters des Führers, das dann Bormanns Haus in der Wilhelmstraße war. Ich war zu Tode erschrocken und erschüttert. Er konnte genau diese Situation nicht fassen. Er schämte sich nicht zu weinen und erklärte mir: „Jetzt ist das Ende gekommen!“ Wir sahen uns dann noch einmal im Luftschutzkeller des Hotels „Adlon“.

Im Gau Sachsen herrschte der ungekrönte „König Mu“, der Gauleiter Martin Mutschmann. Er stammte aus Plauen im Vogtland und kam aus einer Familie, die einen der dort zahlreich vorhandenen Textilbetriebe besaß. Ich kann mir vorstellen, daß er mit sächsischem Fleiß

bereits in der frühen Kampfzeit die Sache anpackte. Sachsen litt besonders unter einer hohen Arbeitslosigkeit und einem aggressiven Kommunismus. Das war der Nährboden für die Entwicklung der NSDAP. Gründlich und vorausschauend, wie die Sachsen sind, hatten sie früher als viele andere erkannt, daß die Zukunft nur Adolf Hitler gehören konnte. So waren sie rechtzeitig bei den stärksten Bataillonen. Die Wahlergebnisse waren auch in roten Industriestädten wie Chemnitz traumhaft. Das war Mutschmanns Werk. Allerdings, so meine ich, hat er die beschriebene 180-Grad-Wendung aus der Kampfzeit in den Aufbau zwar begrüßt, aber selbst nicht ganz verarbeitet. Er hat ganz gewiß auf einzelnen Gebieten, beispielsweise dem der Wirtschaft, aus der er ja kam, aufgebaut, aber der hohen kulturellen Bedeutung Dresdens wurde er nicht gerecht.

Meine erste Luftschutz-Inspektionsreise führte mich nach Dresden. Instinktsicher hatten der Führer und Dr. Goebbels dort Mängel vermutet. Dort stand ich dann vor verschlossenen Türen. Mutschmann verwies mich sogar des Gaues und meinte, daß er sich von mir, dem Jüngsten, keine Vorschriften machen ließe. Als ich ihn immer wieder darauf hinwies, daß es ein Führerbefehl sei, sagte er, das wisse er nicht und werde schon alles regeln. Damit war ich sehr ungnädig entlassen.

Darauf zog ich mich zunächst in das Hotel „Bellevue" an der Elbe zurück und erlebte seltsamerweise einen Luftalarm, einen der ersten in Dresden überhaupt. Die Bevölkerung nahm so gut wie keine Notiz davon, niemand suchte die Luftschutzräume auf, das Leben ging weiter, so, als ob die Luftschutzsirenen nur zur Belustigung der Kinder eingerichtet worden seien. Für mich war das ein erster Anschauungsunterricht. Ich rief Goebbels direkt an, beschrieb ihm die Situation und bat, nach Hannover, wo ich Wichtiges zu tun hatte, zurückfahren zu dürfen. Goebbels war empört und kündigte an, er werde sofort den Führer informieren.

Schließlich teilte er mir nach kurzer Zeit mit, der Führer habe persönlich eingegriffen; alles sei klar. Ich wurde dann in der Gauleitung gnädig empfangen und von Mutschmann gefragt, was zu tun sei. Nun, zunächst wollte ich die Luftschutzeinrichtungen aufsuchen und alle getroffenen materiellen Vorbereitungen prüfen.

Für den nächsten Tag bat ich darum, eine Sitzung aller am Luftschutz Beteiligten und Zuständigen aus Partei, Staat, Polizei, Feuerwehr, NSV, Frauenschaft, Wehrmacht und sonstiger Gliederungen zu berufen.
Es stellte sich heraus, daß die Verantwortlichen genau das Spiel versucht hatten, das sie sich selbst immer vormachten: sie hatten für das Planspiel angenommen, daß ein paar Bomben in einen Schrebergarten gefallen waren – aus. Nun übernahm ich die Programmführung und simulierte einen starken Angriff. Ich ließ den Hauptbahnhof, Wasser und Elektrizität, die Nachrichtenverbindungen und Feuerwehrdepots ausfallen. Da sah die Angelegenheit schon ganz anders aus. Wie die Sachsen sind, hatten sie den Stadtplan mit vielen Nadeln und bunten Fähnchen besteckt – aber damit war die Sache ja schließlich nicht getan. Luftschutzbunker gab es so gut wie keine, ein einziger Feuerlöschteich war im Bau. Ich erkundigte mich dann auch nach dem Schutz der kulturhistorisch wertvollen Bauten, an denen ja gerade „Elb-Florenz" so reich war, fragte nach dem Verbleib der Sammlungen aus den Museen, Bibliotheken und noch einiges mehr. Auch da stellte ich fest, daß wenig geschehen war. Alles in allem war es ein niederschmetternder Eindruck. Mein Bericht an den Führer fiel auch entsprechend aus.
Ich bekam ihn mit Hitlers Randbemerkungen und den Anordnungen an Mutschmann zurück. Wie sich bald herausstellen sollte, blieb nicht mehr viel Zeit, Versäumtes nachzuholen. Die berühmte Tante Churchills im Sanatorium „Weißer Hirsch", die eine Art von Schutzheilige spielen sollte, war ebenso ein Phantom wie die welfische Verwandtschaft in Hannover.
Für mich war dieser erste Besuch in einem anderen Gau als Luftschutzinspekteur sehr lehrreich, wenn auch nur negativ. Nun möchte ich aber „König Mu" nicht entthronen. Er war schon ein Landesvater, und seine „Untertanen" haben ihn bis zu einem gewissen Grad sogar geschätzt. Eine Zeitlang, in der Kampfzeit vor allem, hatte er besonders gute direkte Beziehungen zum Führer. Das lag dann später auch daran, daß eine Schwester Hitlers in Dresden mit einem sehr angesehenen Arzt verheiratet war.
Schlesien war analog der Wahlkreise in zwei Gaue eingeteilt: Oberschlesien mit Sitz in Kattowitz, Mittel- und Niederschlesien mit Sitz

in Breslau. Der Gauleiter von Mittel- und Niederschlesien, Helmuth Brückner, war ein erfahrener Frontoffizier und ein ausgesprochen angenehmer und eleganter Mann. Im Vergleich zu ihm sah mancher von uns Gauleitern in seiner Uniform wie in einer Mönchskutte aus. Brückner legte großen Wert auf Korrektheit und eine gewisse Eleganz. Er hatte eine Eigenschaft, die ich speziell von dem HJ-Gebietsführer von Schlesien kenne. Er war sehr kreativ, und zwar auf allen Gebieten, nicht nur politisch und weltanschaulich, sondern vor allen Dingen auch künstlerisch.
In irgendeiner Form war er, ich glaube über Heines, in die Röhm-Affäre verwickelt. Er wurde danach später abgelöst. Sein Nachfolger wurde Josef Wagner, der Gauleiter von Westfalen-Süd.
Der Gauleiter von Oberschlesien, Fritz Bracht, war ursprünglich stellvertretender Gauleiter in Westfalen-Süd gewesen, ein braver, ordentlicher, fleißiger und untadeliger Mann, der aber nichts aus sich machte und, wie ich glaube, auch aus seinem Amt wenig profitierte. Ich kannte ihn persönlich zwar gut, hatte dann später aber nicht mehr unmittelbar Kontakt mit ihm. Solange ich in der Reichsjugendführung tätig war, hatte ich eine ganz besondere Beziehung zu allen Gauleitern. Dann, als ich in Hannover selbst diese Stellung bekleidete, sah ich die Gauleiter nur noch auf den Tagungen. Insofern weiß ich über Bracht wenig mehr zu sagen.
Als Nachfolger Brückners kam der ehemalige Mitarbeiter und Staatssekretär von Dr. Goebbels, Karl Hanke, nach Breslau. Er war ein Soldat und Bürokrat vom Scheitel bis zur Sohle und ein außerordentlich intelligenter und fleißiger Mann, der meiner Ansicht nach im letzten Augenblick eine sehr wichtige und weitreichende Entscheidung traf, als er nämlich Breslau zur Festung erklärte.
Die geographische und strategische Position Breslaus war eine völlig andere als etwa die von Hannover. Nach der Meinung einiger meiner Mitarbeiter und außerhalb der Partei Stehender sollte Hannover auch zur Festung erklärt werden, nicht zuletzt unter Hinweis auf das Vorbild Breslaus. Dieses Ansinnen lehnte ich ab. Ich mußte es zurückweisen, denn mit einigen Rekonvaleszenten und Verwundeten aus den Lazaretten und einem total überalterten Volkssturm, der keine Waffen und Munition besaß, ließ sich Hannover nicht verteidigen.

Abgesehen davon besaß Hannover auch nicht die so gravierende strategische Bedeutung wie Breslau.
Ich glaube nicht, daß Generalstäbler und aktive Kommandeure der Meinung sind, in Hannover hätte man den Ansturm der Amerikaner aufhalten können. Breslau aber hat in der Tat den Vormarsch der Russen gestoppt. Als die Stadt nicht einzunehmen war, band sie immer noch eine Reihe von sowjetischen Divisionen. Der Marsch auf Berlin wäre ohne die Verteidigung Breslaus mit Sicherheit schneller erfolgt. Karl Hanke tauchte dann nach dem Kriege unter und verschwand. Gelegentlich hörte man von ihm.
In Thüringen saß Gauleiter Fritz Sauckel. Wie Röver war auch er ein Seemann, ein ungewöhnlich intelligenter Mensch, der sich überall in der Welt weitergebildet hatte und dem man auf keinem Gebiet etwas vormachen konnte. Er war allseits angesehen, und es war eine Freude, den Gau Thüringen zu besuchen. Sauckel war eine Führernatur, auch ein fleißiger, korrekter Arbeiter, gerecht in seinen Entscheidungen, voll akzeptiert, auch wenn unangenehme Entscheidungen getroffen wurden. Er hatte den Vorzug einer starken menschlichen Bindung zu Adolf Hitler. Die Beziehungen zwischen diesem und Weimar sind ja bekannt, und so gab es in Weimar bis zum Schluß immer hochpolitische Bewegung.
Was dem Führer und uns allen an Sauckel außerdem gefiel, war seine Aufgeschlossenheit gegenüber allen kulturellen Fragen und Aufgaben. Er betreute ebenso das Goethehaus, das berühmte Gartenschlößchen, wie er Beziehungen unterhielt zur Schwester Nietzsches. Er verhalf dem Theater immer zum richtigen Intendanten; zuerst war es der Vater Schirachs gewesen und dann Ziegler, den wir alle kennen und verehren. Sauckel veranstaltete Kunstausstellungen, Dichterlesungen – kurz und gut, er war schon ein „Allround-Gauleiter".
Im Krieg wurde er Reichsbeauftragter für den Arbeitseinsatz, eine Aufgabe, die ihm auf den Leib geschneidert war, die ihn aber auch das Leben kosten sollte. Er wurde zu Unrecht beschuldigt, die verpflichteten Polen, Ukrainer und alle anderen gepeinigt zu haben. Natürlich war Krieg, und es bestanden nun einmal außergewöhnliche Verhältnisse, die uns Deutschen selbst nicht angenehm waren. Jede Trennung von Haus, Hof, Familie und angestammter Heimat war zutiefst

schmerzlich. Die Unterbringung in Arbeiterkasernen und Baracken, die kriegsbedingte Enge und Primitivität war für die Betroffenen hart. Andererseits hatten die Betriebe, denen die Fremdarbeiter zugeteilt und die für ihre Behandlung allein zuständig waren, ein sehr großes Interesse an größtmöglicher Reibungslosigkeit. Die Verpflegungszuteilungen entsprachen denen der deutschen Schwerarbeiter.
In den damaligen Reichswerken „Hermann Göring" im Raum Salzgitter waren bis zu sechzigtausend Fremdarbeiter im Einsatz. Ein besonderes Etablissement mit etwa fünfhundert Frauen aller Nationen und Sprachen sorgte für eine andere Art von leiblichem Wohl. Ich erwähne es nur korrekterweise.
Sauckel war für die Rekrutierung und Verteilung auf Schwerpunktbetriebe zuständig, aber nicht für die Betreuung.
Örtlich hat es gelegentlich Schwierigkeiten gegeben, und unser deutsches Einsatzpersonal und auch örtliche Parteiinstanzen waren gewiß nicht immer gerecht. Aber, so frage ich, wo ist der Mensch in so ungewöhnlichen Zeiten immer gerecht?
Sogar nach dem Kampf und Krieg sind in den Internierungslagern nach sehr vorsichtiger Schätzung an die dreihunderttausend Deutsche verhungert oder an Typhus gestorben. Am Niederrhein zum Beispiel kampierten deutsche Kriegsgefangene in Erdlöchern und erstickten ungeschützt im Schlamm.
Eine Gegenrechnung? Nein, nur eine Feststellung, daß Menschen grausam sein können, nicht zuletzt jener Nationen, die das internationale Spektakel von Nürnberg veranstalteten und Sauckel hängten.
Sauckel jedenfalls hatte eine der unangenehmsten, schwierigsten Aufgaben, die man sich vorstellen konnte, aber er hat sie mit der Ruhe eines Seefahrers, mit Beständigkeit, Fleiß und Mut, die man gerade in stürmischen Zeiten nötig hat, durchaus bewältigt.
Ich hatte dann später Gelegenheit, anläßlich meiner Zeugenschaft vor dem Nürnberger Gerichtshof für Sauckel auszusagen. Es ging nämlich um die Frage, ob er für die allgemeine Behandlung der Kriegsgefangenen in den Einsatzgebieten zuständig war. Man hatte ihm Mängel und Fehler in ihrer Unterbringung und Verpflegung angelastet. Nun konnte ich klären, daß vom Moment der Ankunft bis zum Einsatz am Arbeitsplatz die Betriebe für diese ausländischen Arbeitskräfte die

Verantwortung trugen. Sie hatten für alles zu sorgen. Und wenn das irgendwo nicht gleich so klappte, dann war dafür nicht der einsame Sauckel verantwortlich. Die Industrie schob gern ihre Verantwortung weit weg, man denke nur an die IG Farben. Die hatten sogar in den Konzentrationslagern in Polen ihre Rüstungsbetriebe und waren damit voll verantwortlich für die Betreuung der Häftlinge.
Im Gau Franken wurde man automatisch mit Julius Streicher konfrontiert. Er hatte zweifellos seine Erfolge in der Kampfzeit gehabt. Menschlich gesehen, war er ein schwer erkennbarer und schwer definierbarer Mann. Ich weiß, daß er gewisse Neigungen hatte, die der Bevölkerung nicht bekannt waren, die aber doch in seinem näheren Umkreis recht unangenehm auffielen und vor allem BDM-Führerinnen in seltsame Verwicklungen brachten.
Ich muß vorwegschicken, daß ich mich mit ihm nicht verstand. Ich habe blutjung bei den Kampfzeitparteitagen in Nürnberg einmal mitgewirkt bei der Abteilung für Quartiervergabe. Dort erlebte ich ihn das erstemal als „Frankenführer" mit der Reitpeitsche. Ich konnte ihm einfach keinen Geschmack abgewinnen. Sein „Stürmer" war zweifellos das übelste Skandalblatt, das während der nationalsozialistischen Zeit erschien; es war, wie Dr. Goebbels einmal sagte – abgesehen von der antisemitischen Tendenz –, „reine Pornografie". Das ging so weit, daß auch und gerade die Zeichnungen und Karikaturen anstößig bis in den letzten Grad waren, was mich veranlaßte, in meinem Gau die Aushängekästen für den „Stürmer" zu verbieten.
Ich hatte ununterbrochen Beschwerden von Eltern, besonders Müttern, die auf die sittlichen Gefahren für ihre Kinder hinwiesen, die auf ihrem Schulweg an solchen Kästen vorbeigingen. Streicher stellte prompt einen Antrag auf meinen Parteiausschluß beim Obersten Parteigericht. In der Gerichtsbarkeit der NSDAP war es wie bei ordentlichen Gerichten so, daß derartige Anträge zunächst einmal gewissenhaft überprüft wurden. Ich mußte also eines Tages nach München und mich beim Obersten Parteirichter, dem ehemaligen Major Reichsleiter Buch, melden. Da ich Buch aus Kufstein sehr gut kannte, wußte ich von vornherein, wie er dachte und Streicher beurteilte. So war es ganz klar, daß der Antrag abgelehnt wurde. Streicher ging dann bis zum Führer, aber der lehnte endgültig ab.

Schließlich wurde Streicher dann in Pension geschickt, in eine Art freigewähltes Asyl irgendwo in Franken. Das war eine seltsame Erscheinung, denn im allgemeinen standen die Gauleiter „unter Naturschutz". Vor dem Nürnberger Siegertribunal verhielt sich Streicher menschlich tapfer. Seine Aussagen sollten der deutschen Öffentlichkeit bekannt gemacht werden, denn sie zeigen das andere Gesicht dieses Mannes.
Der alte Gauleiter im Gau Bayerische Ostmark mit Sitz in Bayreuth war Hans Schemm gewesen, der 1935 mit dem Flugzeug tödlich verunglückte. Er war, ich glaube das sagen zu dürfen, ein Muster an Mann, Gauleiter und Nationalsozialist, nicht nur als Führer des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, eine großartige Erscheinung mit einem hellen, wachen Intellekt, ein sehr gebildeter Mann und hervorragender Redner. Sein Tod war ein Verlust, nicht nur für seinen Gau.
Sein Nachfolger war Fritz Wächtler, insgesamt das Gegenteil von Schemm, unbeherrscht und wenig profiliert.
Allzuviel über ihn weiß ich nicht, nur, daß sein Stellvertreter Ruckdeschel der eigentliche Motor im Gau war und die Arbeit ausführte, ein Mann, der sich überall bewährte. Wächtler selbst wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und erschossen.
Frankfurt war die Gauhauptstadt des Gaues Hessen-Nassau, dem Gauleiter „Papa" Jakob Sprenger vorstand. Er war ein rechtschaffener Mann, freundlich, fleißig und treu. Imponierende Leistungen sind mir nicht in Erinnerung. Ich kannte ihn wohl und kannte ihn auch wieder nicht. Wir, die HJ – ich arbeitete mit ihm als Obergebietsführer West und als Stabsführer zusammen –, hatten recht gute Beziehungen zu ihm, und es gibt ehemalige HJ-Führer, die ihn heute noch verehren, weil er sehr half und die Probleme und Sorgen der Jugend verstand. Beim Zusammenbruch nahm er sich zusammen mit seiner Frau das Leben. Man könnte sagen, er hatte irgendwann einmal A gesagt und blieb dabei, indem er das B an das Ende seiner Tage setzte.
Zwischen den Gauen Franken und Hessen-Nassau lag der Gau Mainfranken mit seiner Hauptstadt Würzburg. Gauleiter war Dr. Otto

Hellmuth, von Beruf Zahnarzt, ein ausgesprochen honoriger Mann, aufrecht, ehrlich, sauber. Ich glaube, man konnte ihm nie etwas vorwerfen. Mir war er rein räumlich zu weit entrückt, als daß ich mit ihm anders als auf Gauleitertagungen hätte zusammenkommen können.

Nach dem Kriege war er angeklagt wegen der Erschießung amerikanischer Flieger und wurde leider von seinen ehemaligen Mitarbeitern nicht nur im Stich gelassen, sondern vor dem amerikanischen Gericht in Dachau regelrecht beschuldigt. Inwieweit diese Beschuldigungen irgendwo am Rande eine Berechtigung hatten, kann ich nicht sagen; es hieß, er hätte den Erschießungsbefehl gegeben.

Nun konnte ich Dr. Hellmuth in Dachau bei den Hofspaziergängen des öfteren sehen und, obwohl es verboten war, auch sprechen. Da wir beide aus dem gleichen Vorwurf heraus dort als Angeklagte saßen, waren wir natürlich Schicksalsgenossen. In meinem Fall war die Angelegenheit einfach, weil meine als Zeugen aufgebotenen ehemaligen Mitarbeiter, teilweise selbst unter Anklage, aussagten, daß ich ständig Richtlinien erließ, wie abgesprungene Flieger zu behandeln und daß sie dem nächsten Fliegerhorst zu übergeben seien. Ich weiß nur zu gut, welche Gefahr der Verstrickung damals bestand, wenn zum Beispiel eine Beerdigung auf dem Friedhof in Goslar von Jagdbombern in drei Anflügen beschossen wurde, es Tote und Schwerverletzte gab und der Sarg x-mal durchlöchert wurde. Dann war es zu verstehen, wenn auch nicht zu entschuldigen, wenn die Bevölkerung zur Lynchjustiz griff und es zu Reaktionen wie Erschießungen kam.

Dr. Hellmuth war in Dachau einer grauenhaften Verstrickung gegenübergestellt. Eines Tages wurde er „zur Vernehmung“ befohlen, erlebte dort aber nicht einen amerikanischen Staatsanwalt oder Vernehmungsoffizier, sondern den ehemaligen persönlichen Referenten Severings, Rudolf Diels, der nach der Machtübernahme von Ministerpräsident Hermann Göring in gleicher Eigenschaft übernommen worden war. Diels war der Gründer der preußischen Geheimen Staatspolizei und des ersten Konzentrationslagers.

Dann wurde er 1934 Regierungspräsident in Köln und wegen einer persönlichen Affäre dort abgelöst und in gleicher Eigenschaft nach Hannover versetzt. Wir mochten uns nicht sonderlich, das hatte viele Gründe.

In Hannover klappte die Zusammenarbeit mit ihm – ich war ja sein Oberpräsident – leidlich gut. Schließlich wurde Diels Beauftragter des Vierjahresplanes für die europäische Binnenschiffahrt. Verheiratet war er mit der Witwe des verstorbenen Polizeiobersten Göring, einem Bruder des Reichsmarschalls.
Gauleiter Wilhelm Murr von Württemberg-Hohenzollern war genau der schwäbische Gauleiter, der seine Landsleute kannte, ein kleines bißchen schlitzohrig wie wohl viele Württemberger sein können. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, und der auch auf dem Gebiet des Luftschutzes einiges für Stuttgart getan hat. Nun war es allerdings in Stuttgart einfach, Stollen in die umliegenden Berge zu treiben. Insofern hatte die Stadt mehr Höhlen und natürliche Luftschutzräume als Bunker.
Kommen wir schließlich nach Bayern und nach München. Dort saß der legendäre Gauleiter Adolf Wagner, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, wenn auch ein schwieriger Mann. Wie ich bereits schilderte, sollte ich ursprünglich einmal sein Stellvertreter werden. Gott sei Dank ging der Kelch an mir vorbei, denn einmal wollte ich nicht nochmals Stellvertreter werden, zum anderen nicht in seine Sphäre kommen.
Nicht, daß ich seine Qualitäten verkannte oder ihn aus besonderen Gründen abzulehnen gehabt hätte. Er war ganz einfach nicht mein Fall, aber wie gesagt, eine eindrucksvolle Erscheinung, Offizier des Ersten Weltkrieges mit einer Prothese und trotzdem immer auf den Beinen. Er war einer unserer glänzendsten Redner, der auch jedesmal die Proklamation zu Beginn des Reichsparteitags verlas, eine besondere Auszeichnung.
Als Gauleiter von München war er sehr eng mit dem Führer verbunden. Er stammte aus der allerersten Kampfzeit, München war die politische Heimat Hitlers, und der Führer war jeden Augenblick in der „Hauptstadt der Bewegung". Wagner war dann immer dabei. Und er war auch das, was München nötig hatte, ein sehr kunstbeflissener und kunstverpflichteter Mann, der das Kultur- und Kunstleben besonders unterstützte. Das „Haus der Deutschen Kunst", das ganz erheblich aus Mitteln der Industrie und Wirtschaft, vor allem eines Privatbankiers, zustande kam, war wenigstens teilweise auch Wagners Werk. Er erlitt

meiner Erinnerung nach während einer Rede einen Herzinfarkt, von dem er sich nicht wieder erholte. Ihm widerfuhr dann die besondere Auszeichnung, gleich neben den Ehrentempeln und dem „Braunen Haus“ bestattet zu werden.

Nicht unerwähnt lassen kann ich den Gauleiter Robert Wagner in Baden, einen hochdekorierten Offizier des Ersten Weltkrieges. Er war eine große, schlanke und imponierende Erscheinung, beeindruckend in seiner ganzen Art. Er erkannte die Probleme Badens als Grenzland beziehungsweise als Brücke hinüber ins Elsaß richtig. So wurde er 1940 Kommissar für das Elsaß, wo er ganze Arbeit leistete. Man hat ihn dann allerdings nach einem französischen Pseudo-Gerichtsverfahren nach dem Kriege in einem Fort umgebracht.

Bleibt noch zu erwähnen der Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch, ein Mann mit einem ungewöhnlichen Durchschlagsvermögen, der nicht davor zurückschreckte, mit äußerster Härte seine Vorstellungen durchzusetzen. Als Reichskommissar für die Ukraine stiftete er nach meiner festen Überzeugung viel Unheil. Man ist fassungslos, wenn man sich die ganze Entwicklung dort nochmals vergegenwärtigt. Warum behandelte man die Ukrainer so falsch? Koch war, was das anging, völlig unbelehrbar, absolut nicht zu irgendwelchen Konzessionen bereit.

Zu seinem Mitarbeiterkreis gehörten einige undefinierbare Leute, und es herrschte dort eine Korruption, wie man sie bis dahin nur vom Balkan gekannt hatte. In der Ukraine wurde gestohlen, was zu stehlen war. Unsere Soldaten stellte man vor ein Kriegsgericht, wenn sie einem Bauern ein Huhn wegnahmen, aber einige sogenannte „Goldfasane“ dachten da ganz anders.

Interessant ist übrigens, daß der Ausdruck „Goldfasan“ vom Uniformstoff herkam. Es war irgendwann eine Riesenpartie von Uniformstoff hergestellt und eingefärbt worden, jedoch entsprach die Farbe nicht der Uniformfarbe der Politischen Leiter und wurde daher abgelehnt. Diese Stoffe wurden dann hervorgeholt und damit die Politischen Leiter, die in die Ukraine gingen, eingekleidet. Es war eine geradezu scheußliche Farbe.

Die in der Ostmark in der illegalen Zeit tätigen Gauleiter kann man beim allerbesten Willen nicht erfassen und beschreiben. Es waren zu

viele, und es ist hier nicht das Thema, auf jene Zeiten und Männer wie auch auf die Querelen, die sie untereinander hatten, einzugehen.
Das Konzept Adolf Hitlers nach dem Anschluß war eigentlich sehr einfach. Er meinte, und das sicher nicht zu Unrecht, wenn auch die Folgen dann nicht immer erfreulich waren, daß die Erfahrungen, die man in Deutschland gemacht hatte, den Österreichern zugute kommen mußten. Das war eine vernünftige Einstellung. Der Fehler lag andererseits darin, daß man im Parteisektor auf Grund des Führerbefehls bewährte Reichsdeutsche in allen Bereichen und Höhenlagen nach Österreich abordnete, leider auch solche, die man loswerden wollte. Die vorhandenen Österreicher, zum Beispiel Frauenfeld in Wien, akzeptierte man nicht. Wieso, ist mir als Österreicher und späterem Gauleiter bis heute unklar geblieben. Auch, warum man die Politischen Leiter dieser und jener Kategorie und Erfahrung nach Österreich verpflanzte, ohne zu wissen, zu überlegen und zu prüfen, ob sie der anderen Mentalität, die ja unzweifelhaft vorhanden war, gerecht werden würden. Einige dieser Transplantationen haben sich zwar durchaus bewährt, aber eben nur einige.
Auf der Gauleiterebene war es nur der Gauleiter der Saarpfalz (später Westmark), Josef Bürckel. Er wurde anfangs so etwas wie ein „Supergauleiter" für Österreich, später für Wien. Bürckel hatte in seinem Gau ganze Arbeit geleistet und war dort anerkannt und beliebt, nicht zuletzt bei seinen Pfälzern, weil er ihre Lebensart verstand und pflegte. So gehörte es durchaus zu einem Pfälzer Gauleiter, auch einmal in den Winzerdörfern mit seinen Volksgenossen zu trinken. Dann kam der Anschluß der Saar, den er bravourös meisterte. Er war der „Eroberer des Saarlandes", und ich habe noch seine Meldung im Ohr, die er am Abstimmungstag dem Führer per Telefon machte: „Mein Führer, die Schlacht ist geschlagen!"
Bürckel hatte viele Voraussetzungen für Wien. Die Österreicher wollten zwar ihre eigenen Männer eingesetzt wissen, und es gab ja gute österreichische Kräfte, wenn man nur an den dann sehr bald verstorbenen Gauleiter von Kärnten, Hubert Klausner, denkt. Bürckel war im Grunde genommen auch ein Süddeutscher. Aber, wie es oft geht, so auch bei ihm. Seine Mitarbeiter brachten ihn um sein

Renommee. Die Wiener waren dann schließlich so unzufrieden mit ihm, daß sie aufmuckten. Als Bürckel seine Abschiedsrede hielt und sagte: „Wenn der Flieder wieder blüht, komme ich zurück", rissen die Wiener alle Fliederbüsche aus – so jedenfalls die Anekdote.
Es lohnt sich überhaupt nicht, auf Odilo Globotschnigs Zeit als Gauleiter von Wien einzugehen. Er brachte auch nicht eine einzige große Eigenschaft für dieses Amt mit, und diese Entscheidung war eine der krassesten Fehlentscheidungen zwischen 1933 und 1945.
Ich erlebte ihn noch einmal in den letzten Kriegstagen in Kärnten und konnte ihn (volltrunken) nur mit Mühe und Not von dem beabsichtigten Sturm auf das Hotel Prager Wildsee in Südtirol abbringen. Dort waren sämtliche „Edelhäftlinge" aus ganz Europa, wie Schuschnigg, Schacht und Herriot, zusammengefaßt worden. Eine Luxusherberge, die wenige Tage später von den Amerikanern besetzt wurde.
Nach Globus, wie er sinnigerweise in Österreich hieß, kam endlich Schirach als Gauleiter nach Wien. Er hatte bekanntlich alle Vorzüge für die Kunst- und Kulturmetropole an der Donau. Als er mich gleich nach seiner Ernennung in meiner Wohnung in Berlin-Dahlem besuchte, machte ich ihn mit den Worten „Du trittst einen schweren Gang an" auf die Arbeiterstadt Wien, die sie ja schließlich auch war, aufmerksam und verwies ihn auf die besonderen Spezies des Austromarxismus.
Schirach nahm zahlreiche Mitarbeiter aus der Reichsjugendführung nach Wien mit und berief Künstler, Wissenschaftler und alles, was Klang und Namen hatte. Nach größten gesellschaftlichen und kulturellen Höhepunkten endete Wien im Ansturm der Sowjets.
Unmittelbarer Nachbar Schirachs war der Gauleiter von Niederdonau (Niederösterreich), Dr. Hugo Jury. Er war, nach allem, was ich damals hörte und nachträglich erfahre, als praktischer Arzt ein hochbegabter Mediziner, darüber hinaus aber auch ein sehr versierter Organisator, Redner und – endlich – ein Mann aus den eigenen Reihen. Endlich ein Österreicher als Gauleiter! Das erleichterte ihm seine Aufgaben um so mehr, als er ihnen in jeder Hinsicht gewachsen war. Ich habe ihn ausgesprochen geschätzt. Als ich hörte, daß er gleich nach Kriegsende mit seiner Familie Selbstmord verübt hatte, war ich zutiefst erschüttert. Wir hatten einen guten Kameraden und einen ungewöhnlich tüchtigen Mann verloren.

Kam man weiter nach Oberdonau, also Oberösterreich, traf man auf den Gauleiter August Eigruber. Er war aus einem ganz anderen Holz geschnitzt, aber für Oberösterreich und die Heimat des Führers, also Braunau und Linz, ein nicht nur akzeptabler, sondern großartiger Mann, hart, ohne Konzessionsbereitschaft, ich möchte beinahe sagen, brutal in der Durchsetzung seiner Ziele, Ideale, Meinungen und Pläne. Aber er war ausgesprochen integer.
Dr. Siegfried Uiberreither war der Gauleiter der Steiermark. Er war, wenn ich mich nicht ganz irre, Jurist, ein sehr abgeklärter, vernünftiger, sachlicher und trotzdem sehr emotioneller Mensch, der nicht nur im privaten Bereich lachen konnte, sondern auch in der Lage war, über weite Bereiche der Entwicklung hinweg den Humor zu behalten und auf seine Mitmenschen zu übertragen, vor dem Anschluß und nachher bis in den Krieg hinein. Bei alledem war er ein sehr gebildeter Mann.
Ich erlebte ihn dann vor allen Dingen in Villach im Gefängnis; das ist an anderer Stelle geschildert. Später trafen wir uns wieder im Lager Fallingbostel. Auf welchem Wege und wieso er ausgerechnet auch dorthin gekommen war, weiß ich nicht. Er war jedenfalls eines Morgens dort. Von der englischen Lagerleitung erfuhren wir, daß er in den nächsten Tagen, so hieß das damals, abgeholt würde. Das war für uns der Anlaß, ihn zu warnen. Wir Lagerinsassen versuchten sofort, Uiberreither zur Flucht zu veranlassen, aber er verschloß sich allen Maßnahmen und stellte sich auf den Standpunkt, er wäre für seine Mitarbeiter und Kameraden immer noch da. Eine Flucht hielt er für feige. Nun ist das ein sehr ehrenvoller Standpunkt, und ich selber habe ihn ja bis zum Abschluß meiner Prozesse auch vertreten. Ich hatte in Ancona wie später in Nürnberg-Langwasser die Möglichkeit zu fliehen. Ich lehnte das auch ab.
Uiberreither hätte hinausgehen können und müssen, um so mehr, als er von den Jugoslawen gesucht und dann nach Dachau überstellt wurde. Und erst dort, nachdem ihm das Wasser bis an die Nasenspitze stand, gewann er mit Hilfe einiger Freunde, darunter auch mein verstorbener Bruder, die Freiheit, indem er mit einer Arbeitseinsatzkompanie schlicht und dreist nach draußen marschierte. Er arbeitete dann jahrelang in der Nähe von Stuttgart als zunächst kleiner und

später maßgeblicher Mitarbeiter in einem Industrieunternehmen. Er war also nach dem Krieg wieder wer. Das scheint mir bei der Betrachtung der Gauleiter nicht ganz unwichtig zu sein.
Ein ganz alter Nationalsozialist war der Gauleiter von Kärnten, Dr. Friedrich („Friedel") Rainer. Er bewahrte seine Jungenhaftigkeit über all die Jahre. Wie alt er damals war, als wir in dem Gefängnis von Villach Zelle an Zelle saßen, weiß ich nicht.
Zuerst war Rainer Gauleiter in Salzburg gewesen und wurde dann nach dem Tod des erwähnten Gauleiters Klausner dessen Nachfolger in Kärnten. Nach der Besetzung Jugoslawiens wurde er der Reichskommissar für Kroatien, Istrien und Triest.
Sicherlich war er eine der hoffnungsvollsten Führerpersönlichkeiten, die die Ostmark hatte. Ich bin fest davon überzeugt, daß dieser Gauleiter Dr. Rainer eine der größten Entwicklungen vor sich gehabt hätte. Bestimmt war seine Ernennung eine der besten personalpolitischen Entscheidungen Hitlers.
Nach vielen Irrwegen tauchte er eines Tages auch bei uns in einem Lager auf, ich glaube, es war wiederum Fallingbostel. Auch ihm wurde angeboten zu fliehen, mit allen Vorbereitungen, mit Unterbringung irgendwo in der Lüneburger Heide, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Aber auch er lehnte ab. Wir versuchten ihm vor Augen zu führen, daß er an Jugoslawien ausgeliefert werden würde und daß ihn dort nur der Galgen erwarte. Er blieb stur und ließ sich auf das Thema überhaupt nicht ansprechen. Schließlich wurde er dann abgeholt, nach Jugoslawien ausgeliefert und dort ohne viel Federlesens gehängt. Für die Jugoslawen war er ein besonders potenter Feind. Für uns war er ein besonders lieber, begabter, großartiger Freund und Kamerad.
Die Nachfolge Dr. Rainers in Salzburg trat der ehemalige Reichsstudentenbundführer Gustav Adolf Scheel an. Er war ein, ich möchte sagen, besonders seriöser Mensch, kein kämpferischer Typ, kein Überflieger. Das hatte er in seinem kleinen Gau, der zahlenmäßig kleiner war als mein Stadtkreis Hannover, auch gar nicht nötig. Er neigte zur Repräsentation und hatte einen außergewöhnlich guten Draht zum damaligen Fürsterzbischof von Salzburg, der ihn dann nach 1945 auch herauspaukte. Auch in diesem Zusammenhang kann anhand dieses Beispiels darauf hingewiesen werden, wie loyal und

entgegenkommend sich die katholische Kirche uns gegenüber erwies.
Zu guter Letzt komme ich in den Gau Tirol-Vorarlberg nach Innsbruck. Zu dem dortigen Gauleiter Franz Hofer hatte ich von Anfang an kein Verhältnis, so daß ich ihn in meine Betrachtungen nicht einschließen kann.
Eine gravierende Persönlichkeit war der Gauleiter des Sudetenlandes, Konrad Henlein. Er kam nicht aus der uralten Parteihierarchie, er nahm auch nicht am Marsch zur Feldherrnhalle teil, sondern war einfach auf Grund der politischen Situation – das Sudetenland war Teil der Tschechoslowakei – völlig anders einzuordnen.
Dafür leistete er aber eine großartige Politik in den Turnvereinen, die als einzige völkische Organisationen mehr oder weniger zugelassen waren, sowie im kulturellen Bereich. In den Turnvereinen befand sich die Masse der Jugend. Dort schlug sich Henlein hervorragend.
In den Wochen und Monaten vor der Sudetenkrise trug er viel zur Lösung bei. Beispielsweise betreute er den von der englischen Regierung abgesandten Lord Runciman. In der Tat zeigte er ihm alles, so wie es war, und Runciman stellte daraus seinen berühmten Bericht an seine Regierung wie auch an die Franzosen und Amerikaner zusammen. Darin stand klipp und klar, daß das Sudetenland deutsch sei. Er hatte sich also an Ort und Stelle von der immerwährenden Aussage Hitlers und der Partei überzeugen können.
Schließlich kam der Anschluß nach den Münchener Tagen der Staatsmänner von England, Frankreich, Italien und Deutschland. Es war klar und folgerichtig, daß der neue Gauleiter nur Konrad Henlein heißen konnte. Ich war beim Einmarsch zwar nicht im vordersten Wagen, aber alles in allem dabei und erlebte diesen „Blumenkrieg“ an Ort und Stelle mit. Es war eine überschäumende Begeisterung der Menschen, die Soldaten erstickten fast in Kuchen und Blumen. Wer behauptet, die Sudetendeutschen seien gegen ihren Willen heim ins Reich geholt worden, sagt wider besseres Wissen die Unwahrheit oder ist so dumm und glaubt nur das, was heute immer noch behauptet wird, statt sich von denen, die dabei waren, erzählen zu lassen, wie es wirklich war.
Bleiben zum Schluß noch die Gauleiter der Ostgebiete, nämlich Arthur Greiser im Warthegau und Albert Forster in Danzig. Greiser

war ursprünglich Senatspräsident in Danzig gewesen, lange vor dem Anschluß an das Reich. Er war zweifellos ein hochbegabter Mann, löste seinerzeit die Auseinandersetzung mit seinem Vorgänger, dem Senatspräsidenten Hermann Rauschning, aus, der das erste Buch gegen Hitler schrieb. Dieses Buch „Gespräche mit Hitler" entbehrt allerdings zu neunzig Prozent aller Grundlagen, weil das, was er schrieb, einfach erfunden war.
In den anderen Ostgebieten, die durch die Kriegsereignisse unter die Hoheit des Großdeutschen Reiches fielen, gab es keine Gauleiter. Es waren zwar bereits beim Führer selbst Überlegungen angestellt worden, wie die einzelnen Bereiche der eroberten Gebiete besetzt werden sollten. Es hätte wahrscheinlich Protektorate gegeben mit bevollmächtigten Reichskommissaren. Ob wir in Anbetracht der besonderen Kürze unserer Zeit von 1933 bis 1945 für die Aufbauarbeit in der Lage gewesen wären, eine personelle Entwicklung auf dieser Ebene herbeizuführen, ist sehr offen. Das möchte ich hier auch nicht untersuchen.
Einige Gauleiter habe ich unerwähnt gelassen, weil sie mir zu wenig bekannt waren.

VIII. BEGEGNUNGEN MIT PERSÖNLICHKEITEN IN DEUTSCHLAND

Bei den Gauleitern sprach ich von denen der ersten, zweiten und folgenden Generation. Ich glaube, das trifft auch auf die engsten Mitarbeiter Adolf Hitlers zu. Zu den Mitstreitern der ersten Stunde gehörten natürlich in der Hauptsache all jene, die mit ihm am 9. November 1923 zur Feldherrnhalle marschiert waren und dann weiterhin treu zu ihm standen.

Zweifellos ist Rudolf Heß der Mann der ersten Stunde gewesen und geblieben. In Alexandria geboren, wo sein Vater als Überseekaufmann ansässig war, kam Heß bereits mit einer gewissen Weltweite nach München, um sich dann der nationalsozialistischen Bewegung anzuschließen. Wenn es einen Getreuen gegeben hat, dann auf jeden Fall Rudolf Heß. Er sprach auch mit der Zunge Hitlers und war schon in den Anfängen der selbstlose Eckart und das gute Gewissen der Partei. Es war daher für uns Mitstreiter nicht verwunderlich, daß Hitler ihn zu seinem Stellvertreter bestimmte. Das konnte gar nicht anders sein. Hitler liebte an Heß die bewußt betonte Bescheidenheit, das beispielhafte persönliche Leben, die Untadeligkeit und Aufrichtigkeit.

Heß war mir schon aus den Tagen der ständigen Besuche der Parteiführung in Kufstein und im Kaisergebirge bekannt. Ich hatte anfangs etwas Scheu vor ihm, weil er sehr zurückhaltend war. Dann, im Laufe der Jahre, änderte sich mein Verhältnis zu ihm grundlegend, und zwar in der Zeit, in der ich Schirach voll vertrat und Bevollmächtigter des Führers für die Reichsjugendführung war. Als solcher hatte ich mit Heß in Berlin sehr viel zu tun. Dabei sind wir uns nähergekommen, es war wirklich wunderbar.

Nach meiner Ernennung zum Gauleiter, die er sehr forciert hatte, kam Heß zweimal zu mir nach Hannover. Einmal offiziell zu meiner Einführung und ein andermal mehr oder weniger privat. Im Januar 1941 fand in der Stadthalle in Hannover die Verabschiedung des Gauleiters Rust sowie die Einführung des neuen Gauleiters Lauterbacher durch Rudolf Heß statt, gefolgt von einer Reihe von Veranstaltungen.

Einige Zeit darauf bat mich Heß, wieder nach Hannover kommen zu dürfen. Er wollte einen Tag ganz und gar in meiner Familie verbringen und an einem Abend mit Persönlichkeiten aus der Partei und dem Staat, der Wirtschaft und Wehrmacht zusammenkommen. Wie mir der Adjutant von Heß, Alfred Leitgen, gesagt hatte, liebte er unsere Unkompliziertheit und die Spaziergänge im Park der Stadthalle und in der Eilenriede.
Den Herrenabend hatte ich sorgfältig vorbereitet. Der Kreis war mit etwa fünfunddreißig Herren überschaubar. Ich setzte Heß von Anfang an zu den Generalen und Admiralen aus den drei Wehrkreisen Hannover, Kassel und Hamburg. Er kam sehr schnell zur Sache. Ihn interessierte die gesamte Küstenverteidigung an der Nordsee, zu Wasser, zu Lande und in der Luft. Da Heß selber aktiver Flieger war, erstaunte er meine Gäste von Anfang an mit seinen Kenntnissen, aber auch mit seinen Fragen. Wo liegen die deutschen und englischen Jagdgeschwader, wie groß ist ihr Radius?
Die andere Seite des Besuchs waren unsere Gespräche. Heß ging sehr aus sich heraus und beteuerte mehrfach, daß er diesen Krieg verfluche, weil er alle Aufbauarbeiten in der Heimat blockiere. Heß wollte den Frieden und haßte den Krieg. Er meinte wörtlich: „Gleichgültig wer diesen Krieg gewinnt oder verliert, der große Verlierer ist die germanische Rasse“ und „hoffentlich werden wir Deutsche ihn gewinnen.“
Wie Hitler wünschte Heß zwischen England und Deutschland eine Aufgabenteilung. England sollte sein Weltreich behalten und der große Ordnungsfaktor bleiben, und Deutschland sollte freie Hand in Europa und im Osten bekommen.
Als ich aus dem Rundfunk und hinterher aus einem Fernschreiben von dem Alleinflug nach England erfuhr, machte ich mir meine Gedanken über die persönlichen Gespräche und über den Herrenabend.
Am Tage der Bekanntgabe des Fluges von Heß wurden wir Gauleiter über Fernschreiben und Telefon für den nächsten Morgen nach München befohlen. Treffpunkt war das Hotel „Schottenhamel“ am Hauptbahnhof. In einer langen Fahrzeugkolonne trafen wir gegen elf Uhr auf dem Berghof ein. Wir versammelten uns in der großen Halle

mit dem Panoramafenster. Die Luft war wie elektrisiert, denn wir wußten alle, daß etwas Außergewöhnliches geschehen war.
Hitler begrüßte uns sehr ernst und ließ zunächst zwei Briefe, die Heß hinterlassen hatte, verlesen. Sie waren ihm von Leitgen, dem Adjutanten des Stellvertreters des Führers, bereits wenige Stunden nach dem historischen Start in Augsburg übergeben worden. Der erste Brief trug ein Datum etwa vierzehn Tage vor dem tatsächlichen Abflug, der zweite war wohl nur zwei Tage alt. Der erste Abflugtermin, den sich Heß gestellt hatte, mußte im letzten Moment wegen Schlechtwetters verschoben werden.
Die Existenz dieser beiden Briefe könnte die These eines Überraschungscoups – also Heß-Abflug ohne Kenntnis Hitlers – stützen.
Ich bin aber heute mehr als damals überzeugt, daß auch diese Briefe nur ein Teil der politischen Strategie waren. Es muß lange Zeit vor dem Flug klare Vereinbarungen zwischen Hitler und Heß gegeben haben. Es galt ja nicht nur, der eigenen Parteigenossenschaft und Bevölkerung, der verbündeten und übrigen Welt, sondern besonders Benito Mussolini für die ersten Stunden einen Eklat zu ersparen.
Unter den Gauleitern befand sich wie immer auch der Gauleiter Ausland, Bohle. Er hatte lange Jahre über als besonderer Vertrauensmann von Heß gewirkt und beinahe alle Briefe, die Heß mit dem Herzog von Hamilton wechselte, übersetzt und überbracht. Heß sprach fließend Englisch, aber er hielt es immer und überall mit der Devise „Doppelt gewirkt hält besser".
Bohle kam an diesem Tag in die verrückteste Lage seines Lebens. Heß hatte ihn mit Gewißheit nicht über die Gespräche mit Hitler informiert. Hitler tadelte ihn vor uns allen, Bohle blieb ungeschoren, während die beiden Adjutanten von Heß in Schutzhaft genommen wurden. Nach einigen Tagen waren sie wieder frei.
Während unserer Tagung mit Hitler, die sich den ganzen Tag dramatisch hinzog, telefonierte der Führer zweimal mit Mussolini, um uns schließlich mit aufgeheiterter Miene mitzuteilen, daß er den Duce hatte beruhigen können. Hier lag ja der Gedanke nahe, daß Italien den Heß-Flug als Versuch eines deutsch-englischen Separatfriedens auf Kosten der Verbündeten auslegen könnte.

Heute ist man natürlich viel schlauer und bezeichnet alles als einen Unfug von Beginn an. Nein, das war es sicher nicht. Gescheitert sind die Friedensbemühungen in England an einer Mafia von Politikern, nicht zuletzt an Herrn Churchill, die den Krieg unter allen Umständen wollten und nicht im entferntesten daran interessiert waren, ihn schnell zu beenden.
Zu den Männern der ersten Stunde und zu den Getreuen gehörte Hermann Göring, der kühne und erfolgreiche Jagdflieger des Ersten Weltkriegs und Kommodore des Geschwaders „Immelmann“, der preußische Ministerpräsident und Reichsmarschall. Am 9. November 1923 wurde er beim Marsch zur Feldherrnhalle schwer verwundet und lag wochenlang in einer österreichischen Klinik. Auch ihn kannte ich bereits aus Kufstein, das er vor 1923 häufig besucht hatte. Er war barocker Bajuware mit Herz und Verstand, lebensfroh und den Künsten und der Kultur zugetan. Wie selbstverständlich war er beim Aufbau des Nationalsozialismus nach allen Verboten wieder ganz vorn dabei. Über seinen Einsatz, aber auch über seine zahlreichen Verbindungen im In- und Ausland trug er maßgeblich zum 30. Januar 1933 bei. Den Krieg suchte er aus Überzeugung zu verhindern.
Als es dann doch zur Katastrophe kam, stand er gußeisern für den Sieg da. Er schuf die neue deutsche Luftwaffe, aber er erwies sich auch als erfolgreicher Chef des Vierjahresplanes der deutschen Wirtschaft. Kühn ging er diese Aufgabe an und gestand uns eines Tages in München anläßlich einer Rede im Festsaal des Deutschen Museums, daß er „rein gar nichts davon verstanden habe“, daß für ihn selbst und uns, die Führerschaft, gar nichts unmöglich sein dürfe.
Göring hat alle Prüfungen bestanden. Seine größte Leistung waren die „Reichswerke Hermann Göring“ in Salzgitter und in Linz an der Donau. Ihm allein ist es zu verdanken, daß man die Verhüttung der sogenannten „sauren Erze“ ermöglichte und der Rüstung nicht nur die wertvollen Schweden- und Minetteerze, sondern auch diese riesigen eigenen Vorräte zuführte.
Als Oberpräsident der preußischen Provinz Hannover hatte ich mit ihm sehr viel zu tun, später auch als Chef des Reichsverteidigungsrates. Schwierigkeiten blieben nicht aus. Göring war sehr empfindsam und hatte keineswegs die dicke Haut, die man ihm zuschrieb. Als ich ihm

die japanische Delegation der Jugendführer in der Schorfheide vorstellte, klappte etwas mit der Meldung nicht. Er explodierte. Als ich ihm hoch im Krieg dann die Mängel der Luftverteidigung vor Augen führte und die ausgesprochen schlechte Verteidigung der Hydrierwerke bewies, fuhr er mich in seinem Sonderzug, etwa achtzig Kilometer vom Führerhauptquartier in Winniza entfernt, wütend an, um mich eine halbe Stunde später sehr freundlich zur Lagebesprechung einzuladen.

Neben äußerst tüchtigen Männern, wie zum Beispiel Generalfeldmarschall Milch, hatte er mehr Hofschranzen um sich versammelt als alle anderen zusammen. Kommt hinzu, daß er seit seiner schweren Verwundung zeitweise vom Morphium abhängig war und in einer langen Tagung ebenso erblühte wie erlosch. Nach spontanen Ausbrüchen konnte er eine Stunde später ein Muster der Liebenswürdigkeit sein.

Nach dem Krieg erlebte ich ihn wieder und zum letztenmal, als er in Nürnberg als Angeklagter im Gefängnis saß. Als Neuankömmling war ich zunächst in Quarantäne, und zwar in demselben Flügel des Gebäudes, in dem im Parterre die Angeklagten untergebracht waren. Ich saß mit anderen Schicksalsgenossen in der ersten Etage. Die Quarantänezeit war im Einzelfall von unterschiedlicher Dauer.

Ich war recht lange dort, empfand das aber gar nicht als unangenehm, weil ich die Angeklagten, die ich doch alle persönlich kannte, nun wieder aufmarschieren sah, und zwar den einen hocherhobenen Hauptes, den anderen im Rupfensack. Zu den letzteren gehörte der Generalgouverneur Frank aus Krakau, der Reichsjuristenführer. Zu den ersteren gehörte aber zweifellos Göring. Und so erlebte ich eines Tages, wie er mit dem Kommandanten des Gefängnisses, dem litauischen Oberst Andrus herumpolterte. Andrus war in jeder Hinsicht eine Witzfigur; es kam hinzu, daß er mit einem grasgrün lackierten Papphelm herumlief und natürlich nicht ohne das berühmte Stöckchen in der Hand. Es tat uns allen gut, daß Göring dem Andrus im wahrsten Sinne des Wortes die Essensration aus der geöffneten Luke in der Zellentür vor die Füße knallte und sagte: „Ich freß das Zeug nicht, ich möchte etwas anderes haben." Interessanterweise wollte er zum Beispiel kein Rinderfilet, sondern eine Nürnberger Bratwurst.

Sein Verhalten vor dem sogenannten Nürnberger Militärtribunal hat uns alle versöhnt. Er war wieder des Führers getreuester Paladin und starb für ihn. Bei allem Ernst der Situation lachten wir uns krank vor Schadenfreude. War es ein amerikanischer Offizier, der ihm Zyankali zugesteckt hatte?
Nicht im Sinne einer Rangfolge erwähne ich jetzt Dr. Joseph Goebbels. Er war einer der wichtigsten Männer um Adolf Hitler. In ganz jungen Jahren kam er zur Partei. Es zeichnete ihn einiges aus, nicht nur sein hoher Intellekt, seine Begabung für politische Analysen, seine rednerische Fähigkeit – er war neben Hitler der Redner überhaupt. Er war auch ein großer Psychologe, hat sein Volk besser gekannt als die meisten anderen und wußte vor allen Dingen auch, wie man es anspricht. Er hatte die hohe Begabung, das Volk in seiner Sprache anzureden, nicht in einer intellektuellen Ausdrucksweise, die niemand verstand, und konnte alle Sorgen und Kümmernisse der Menschen auf den einfachsten Nenner bringen.
Außerdem hatte er vom Führer etwas übernommen: die Wiederholung, ohne damit lästig zu fallen. Der Führer fing in jeder Rede, die er zeit seines Lebens hielt, irgendwie mit einem geschichtlichen Rückblick auf den Ersten Weltkrieg an und mit dem, was sich danach entwickelt hatte. Das war die Ebene, auf der er dann zum eigentlichen Thema kam. Bei Goebbels war das ebenso. Er war nicht nur der Künstler der einfachen, allgemein verständlichen Sprache, sondern auch der Psychologe, der wußte, daß die Wiederholung erst die Überzeugung schafft. Goebbels hat während des Krieges hundertmal, immer wieder, dieses und jenes Thema angeschnitten und ausgewalzt. Das Interessante daran war, daß das niemand als unangenehm empfand. Ich, der ich allergisch gegenüber sich ständig wiederholenden Menschen bin, war nie unangenehm berührt, wenn ich Goebbels reden hörte und wenn er immerzu in dieselbe „Kerbe haute". Das war seine Strategie.
Goebbels war also für die Funktionen, die er innehatte und ausübte, der geborene Mann, ein Idealist, wirklich zäh wie Leder, wenn es darauf ankam, trotz seiner Behinderung flink wie ein Windhund und hart wie Kruppstahl und von höchster Intelligenz. Ich glaube, es gab in der Partei neben ihm in der Führung nur sehr wenige Menschen, die

es bezüglich Intelligenz und Bildung mit ihm aufnehmen konnten. Was in dem schmalen Kopf hinter den übermächtigen Augen alles programmiert war, ist überhaupt nicht darzustellen. So war Goebbels auch nie verlegen, weder in der Kampfzeit in Versammlungen mit politischen Gegnern noch später im Berliner Sportpalast. Bei alledem blieb er ein Mensch „wie du und ich", der gar nichts aus sich machte und machen wollte.

Er war die gebündelte Energie. Wenn das deutsche Volk den Krieg gegen die ganze Welt in den ersten Jahren erfolgreich und danach immer noch durchstand, dann war das nicht ausschließlich das Verdienst der militärischen Führung und unserer tapferen Soldaten, sondern nicht zuletzt auch dieses Dr. Goebbels, der den Mut hatte, im Gegensatz zu einigen anderen, in kritischen Situationen selbst zu erscheinen. So war er ja, wie erwähnt, nach dem Angriff auf Kassel und dem totalen Versagen des dortigen Gauleiters in der zerstörten Stadt und zeigte sich dort auf der Straße. Er hatte keine Angst, und die Menschen beschimpften ihn auch nicht etwa, im Gegenteil, sie begrüßten ihn stürmisch wie in den schönsten Friedensjahren, trotz der ihnen zugefügten Leiden. Er folgte eben einem ganz besonderen Gespür, und wenn jemand das Ohr am Puls des Volkes hatte, dann war es Dr. Goebbels.

Meine persönlichen Beziehungen zu ihm waren auch älteren Datums, obwohl sie in diesem Falle allerdings nicht bis Kufstein zurückgingen, sondern bis Braunschweig und Hannover. So hatte ich ihn einmal mit dem Prinzen „Auwi" (August-Wilhelm von Preußen, einer der Söhne des letzten deutschen Kaisers) als Redner in Braunschweig. Und wir hatten sehr schnell menschlichen Kontakt; ich glaube, wir mochten uns auf Anhieb gegenseitig. Als Obergebietsführer West hatte ich natürlich sowieso mit ihm ganz besondere Berührungspunkte, weil er ja schließlich aus Rheydt im Rheinland stammte. Wenn ich irgendwo im Rheinland gesprochen hatte, und die Zeitungen berichteten darüber, dann sprach mich Goebbels darauf hin an: „Sie haben neulich im Stadion in Viersen gesprochen. Das war richtig so, was Sie dort gesagt haben." Meine Rede war ein Angriff auf ganz bestimmte Kleriker gewesen. Erstaunlich, mit wieviel Einzelheiten er sich befaßte. So waren unsere Beziehungen eben hervorragend.

Meine Frau war mehr als eine Landsmännin, sie war Nachbarin aus Viersen und verbrachte manche Zeit auf Schwanenwerder und hat mir bei Goebbels oft geholfen. So erhielt sie von Goebbels häufig Sonderaufträge. Einer der berühmtesten war, Sheila MacDonald, die Tochter des britischen Premierministers Ramsay MacDonald, während ihres Deutschlandbesuches zu betreuen. Miss MacDonald war nur zögernd und ängstlich nach Deutschland gekommen. Nun wurde sie der Obhut meiner Frau anvertraut, die ihr an mehreren Tagen Berlin zeigte und an einem Nachmittag mit ihr auch beim Führer zum Tee in der Reichskanzlei war. Nach einem etwa dreistündigen Gespräch kam die junge Engländerin weinend heraus und sagte: „Mein Gott, was für ein merkwürdig falsches Urteil habe ich gehabt. Ich kann euch jetzt verstehen; ihr seid so glücklich zu nennen, denn ihr habt eine Persönlichkeit als Führer. Als Deutsche würde ich nicht anders denken, im Gegenteil."
Personalpolitisch gesehen war Dr. Goebbels eine der glücklichsten Wahlen, die Adolf Hitler je getroffen hat. Dabei war Goebbels durchaus kein Ja-Sager, sondern er hatte sehr wohl den Mut, auch dem Führer gegenüberzutreten, um ihn auf Wahrheiten hinzuweisen oder ihm zu widersprechen. Ich war selbst einige Male Zeuge, wobei ich dachte: „Na, jetzt kracht's aber gleich!" Es war nicht so, im Gegenteil, die beiden Männer waren sich so nahe und im Grunde genommen so verwandt wie nur möglich, so unterschiedlich sie auch aussehen mochten.
Zu den Männern der ersten Stunde, die von München ihren Ausgang nahmen, zählte Heinrich Himmler. Er kam aus Landshut, war Diplom-Landwirt und hatte sich als junger Mann schon vor 1923 der Partei angeschlossen. Ihn kennzeichnete stets sein Zwicker.
So jedenfalls lernte ich ihn auch kennen anläßlich seines ersten Besuches in Kufstein. Er war dort als Redner eingeladen. Diese Rednereinsätze erfolgten nicht zufällig, sondern wurden von der Reichsleitung der NSDAP vorgenommen. So kam eines Tages Himmler zu uns. Ich holte ihn draußen an der alten Reichsstraßengrenze ab. Dort trafen wir uns an den Grenzpfählen, die ich später mit meiner Deutschen Jugend absägte, und ich fuhr auf dem Trittbrett eines alten klapprigen Autos mit nach Kufstein. Am Abend sprach er

dann bei uns, und am nächsten Tag gab es die obligatorische Wanderung hinauf zur Kaindlhütte im Kaisertal. Die Versammlung war sehr gut besucht, wie alle nationalsozialistischen Versammlungen in Kufstein in jenen Jahren überlaufen waren. Himmler hielt eine inhaltlich gute Rede, aber ohne Schwung und Humor und Charme. Der Charme fehlte ihm sowieso vollkommen. Aber immerhin, der Abend war für die Ortsgruppe ein Erfolg. Zum einen hatten wir mal einen landwirtschaftlichen Fachmann der NSDAP gehört, zum anderen wurden solche Versammlungen wie üblich auch nach den Neubeitritten zur NSDAP gewertet, und Himmler hatte mit Sicherheit ein kleines Dutzend Neuzugänge bewirkt, nachdem er gesprochen hatte.
Himmler vergaß nichts, in keiner Form. Er vergaß mein Gesicht nicht, er vergaß mich nicht. Auf der anderen Seite konnte er aber auch kein Pardon geben, wenn er einmal mit jemandem Ärger gehabt hatte. Er sagte das sofort frei heraus, jedoch blieb alles ganz tief in ihm haften. Daß ich mit Himmler im Laufe der Jahre wiederholt und engstens zusammenkam, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Während meiner Zeit in der Reichsjugendführung, und zwar schon in den Vorkriegsjahren, war die Zusammenarbeit sehr gut. Himmler hielt sich auch besonders gern an mich, weil er mit Schirach überhaupt nicht zurechtkam. Umgekehrt war es allerdings auch so. Die beiden grüßten sich höflich und vielleicht sogar mit einem netten Lächeln, aber gemocht haben sie sich nicht. Wenn also Probleme anstanden, war es meine Aufgabe, mich mit Himmler zusammenzusetzen oder mit seinem Stabe, beispielsweise mit Heydrich.
Mit Kriegsbeginn war Himmler dann sehr interessiert daran, den Nachwuchs für die Waffen-SS aus der HJ und ihrer Führerschaft zu rekrutieren. Nun gab es ja in der Tat keinen SS-Offizier, der nicht vorher HJ-Führer gewesen wäre. Diese Schule der HJ wurde von Himmler rückhaltlos anerkannt. Er schoß auch niemals aus Unkenntnis dazwischen, wie das durchaus von anderen geschehen konnte, wußte immer seinen Vorteil zu wahren, und ich glaube mit Sicherheit, daß er mich nicht zum SS-Gruppenführer und dann bald zum Obergruppenführer ernannt hatte, weil wir uns von Kufstein her kannten, sondern er der Meinung war, daß sich daraus eine Verpflich-

tung gegenüber der SS und dem Reichsführer entwickeln würde. Die SA und SS wollten aus der HJ das Beste vom Besten haben und glaubten, sich Zugang zu verschaffen, indem sie den Zuständigen, in dem Fall den Stabsführer, für sich vereinnahmten, wie sie meinten.
Während des Krieges war Himmler wiederholt bei uns in Hannover. Natürlich war er dann unser Gast, denn die Hotels litten ja auch sehr unter den Bombenschäden. Außerdem waren wir in meinem Haus frei und ungestört. Er kam gern zu uns und sah auch meine Frau gern. Aber bei ihr stieß er nicht gerade auf Gegenliebe.
Heinrich Himmler verfügte über außergewöhnliche Fahigkeiten als Organisator und Menschenkenner. Schon sehr frühzeitig sammelte er um sich Persönlichkeiten und die verschiedensten Sach- und Fachkönner.
So war es ihm möglich, aus den allerersten Anfängen der Schutzstaffel (SS), die ihr Quartier schon 1925 in München, Im Tal 6, in einem Hinterhaus hatte, mit Hilfe des großartigen Haudegens Sepp Dietrich und einem Dutzend anderer das Führerbegleitkommando, die Verfügungstruppe und schließlich die Waffen-SS zu schaffen.
In der bewaffneten SS befanden sich sehr schnell hochqualifizierte Reichswehroffiziere wie beispielsweise die legendären Truppenführer Paul Hausser und Felix Steiner. Das war das Fundament. Hitler war das auslösende Element, und die Waffen-SS wurde durch seinen Befehl geschaffen. Himmler hat es verstanden, den Nachwuchs heranzubilden und verfügte über eine große Zahl außerordentlich befähigter, hervorragender Führer und militärischer Mitarbeiter.
Die Divisionen der Waffen-SS, aus den wenigen Friedenseinheiten der SS-Verfügungstruppe entstanden, gehörten zweifellos zur Elite der Deutschen Wehrmacht. Sie standen im Kriege unter dem Kommando der Wehrmachtsbefehlshaber an den Brennpunkten der Fronten, haben Übermenschliches geleistet und hatten überdurchschnittliche Verluste zu beklagen.
Eine unübersehbare mächtige Erscheinung war der Reichsschatzmeister der NSDAP Franz Xaver Schwarz. Schon 1923, in meinen jungen Jahren, erschien er mir als ein Respekt einflößender älterer Herr. Er kam aus Günzburg an der Donau, war Beamter in der staatlichen Finanzverwaltung gewesen und hatte so von Anfang an mit Geld zu

tun gehabt. Sehr früh stieß er zur Partei; ich schätze, daß seine Mitgliedsnummer unter den ersten Hundert lag. In München war er immer und überall vorn, und von Beginn an hatte er das schwierigste Amt der ganzen NSDAP-Reichsleitung inne.

Es war deshalb so schwierig, weil die Partei über eine lange Zeit hinweg nur von den Mitgliedsbeiträgen und Spenden ihrer Mitglieder leben mußte, vielfach auf Kosten der nur wenigen hauptamtlichen Mitarbeiter, deren Bedürfnisse mehr als bescheiden waren. Schwarz war die Inkarnation der Sparsamkeit, Sauberkeit und Ehrlichkeit. Er konnte recht unangenehm werden, wenn er feststellte, daß irgend jemand unbedacht Geld ausgab. Erstens mußte er die Ausgabe genehmigen, und zweitens wünschte er keine Geldausgaben, die nicht sinnvoll waren.

Wenn gelegentlich Schatzmeister lästig sind, weil sie lediglich auf dem Geldsack sitzen und ansonsten nichts von ihrer Aufgabe verstehen, so war das bei Schwarz ganz anders. Gerade weil er von Anfang an in der politischen Arbeit gestanden hatte, war bei ihm sehr viel Verständnis vorhanden für alles, was innerhalb der NSDAP und deren Gliederungen geschah, und was notwendig war, wußte er. Ich sehe ihn noch heute hinter seinem großen Tresen in der ersten Reichsleitung in der Schellingstraße. Man war bei ihm nicht einem sturen Bürokraten ausgeliefert, und auf jeden Fall ist klar, daß die saubere Finanzverwaltung der NSDAP, wie sie bis zum Ende bestand, auf seine menschliche und organisatorische Arbeit zurückzuführen ist. Es war einfach unmöglich, daß es bei Schwarz Skandale gab.

Schwarz neigte zwar zum Sparstrumpf und später zum „Juliusturm". Doch dazu gab es wieder Gegenpole. Der Führer selbst verlangte für diese oder jene Aufgabe Geld, und Schwarz gab es, wenn auch, wie ich mir denken könnte, innerlich knurrend. Wenn er nicht gewesen wäre, hätte die NSDAP mehr als hundertmal den Bankrott anmelden müssen. Das galt besonders für die Zeit um 1932, als die Machtübernahme vor der Tür stand und doch nicht kam, als nichts mehr in den Kassen war. Ich kann mich gut an die damalige Situation in der Hitler-Jugend erinnern. Die einzigen Neureichs, die es seinerzeit in der HJ gab, waren, wie geschildert, wir im Gebiet Westfalen-Niederrhein. Wenn trotzdem immer noch irgendwie Geld da war,

dann konnte das auf Schwarz' eiserne Reserven zurückgeführt werden.
Ich hatte mit Schwarz einige Jahre später ein besonderes Erlebnis. Während des vierten Reichsführerlagers der HJ 1938 in Weimar setzte ich die Besoldungsordnung und Finanzierung der HJ durch, wie ich mir diese vorstellte. Natürlich hatte ich jahrelang vorgearbeitet und immer wieder aufs neue Vorstöße bei Schwarz unternommen. Schirach war auf dem Gebiet völlig unbegabt, wobei hinzukam, daß er sich mit Schwarz nicht sonderlich verstand. Sie hatten nichts gegeneinander, konnten aber nicht zusammenkommen. Also war ich derjenige, der mit Schwarz zu verhandeln hatte. Sicher war es dabei auch ein kleiner Vorteil, daß ich mit Schwarz schon aus der Kufsteiner Zeit bekannt war.
Ich flog also mit einer schnellen Maschine von Braunschweig nach München und war einige Stunden später bei Schwarz. Dann war alles perfekt und komplett, nämlich die Besoldungsordnung und Finanzierung der Gebiete bis zum Bann- und Jungbannführer hinunter und analog für den BDM, der ja nicht autonom war. Mir fielen natürlich sämtliche Steine vom Herzen. Unsere jungen Führer waren auf der einen Seite, nicht zuletzt von mir, angehalten worden, entweder das Abitur zu machen oder einen Beruf zu erlernen, und auf der anderen Seite waren sie hauptamtliche HJ-Führer mit dreißig Reichsmark im Monat.
In Braunschweig suchte ich sofort Schirach in seinem Hotel auf und machte Meldung. Dann fragte ich ihn, ob er das im Lager bekanntgeben wolle, immerhin handelte es sich doch um eine wichtige Entwicklung. Er überließ mir die Mitteilung, die unter dem Jubel des anwesenden Führerkorps der HJ erfolgte. In der Zeit danach wurde diese Finanzordnung natürlich kontinuierlich weiterentwickelt in Richtung auf mehr Inhalt und Flexibilität.
Einige Jahre später hatte ich dann wieder mit Schwarz zu tun, jetzt in meiner Eigenschaft als Gauleiter. Inzwischen war unser gegenseitiges Vertrauen so gewachsen, daß ich im Grunde nie lange herumbetteln mußte. Andererseits kam ich mit keinem Anliegen, das nicht notwendig war und nur Geld kostete. Im allgemeinen verließ sich Schwarz, trotz gelegentlicher Rückfragen, auf das, was ich sagte.

Schwarz würdigte das im ganzen Umfang. Im Anschluß an das dienstliche Gespräch im Verwaltungsbau am Königlichen Platz in München unterhielten wir uns über persönliche Dinge, wobei er sich unter anderem nach meinen weiteren Vorhaben in München erkundigte. Nun, normalerweise hatte ich meistens noch im Führerbau bei der Parteikanzlei zu tun, ebenso beim Reichsleiter Buch, also beim obersten Parteigericht wegen dieses oder jenes Einzelfalles. Eigentlich war ich in München immer ausgebucht, blieb also meistens nur ein paar Tage. So auch dieses Mal, denn neben den dienstlichen Notwendigkeiten wollte ich auch eine gerade eröffnete Ausstellung im „Haus der Deutschen Kunst" besuchen. Dazu wünschte er mir viel Vergnügen, und ich war entlassen.
Unten in der Rezeption angekommen, wurde ich jedoch nochmals zu Schwarz hinaufgebeten, der mir eröffnete: „Sie gehen in das ‚Haus der Deutschen Kunst'. Ich möchte Ihnen ein Bild schenken, und zwar eines nach Ihrer freien Wahl." Natürlich war ich überrascht, bedankte mich, gebrauchte aber sicher auch entsprechende Redewendungen, um auszudrücken, daß so etwas doch nicht nötig sei. Aber er entgegnete nur: „Nein, nein, jetzt gehen Sie hin, suchen Sie sich etwas aus, aber suchen Sie nicht nach dem Preis aus. Kunstgegenstände und Bilder kauft man nicht nach dem Preis."
So durchstöberte ich also das „Haus der Deutschen Kunst" und fand auch im Parterre einige Bilder, die mir gut gefielen. Ein Bild, das ich sehr gern gehabt hätte, war ein Junghans, ein berühmter Tiermaler. Ich hatte mich da auf einige Ziegenböcke versteift. Als ich aber den Preis von etwa fünfundzwanzigtausend Reichsmark erfuhr, sah ich mich weiter um und wählte schließlich ein Bild aus, das auch nicht das allerbilligste war; es kostete so ungefähr eintausendachthundert Reichsmark. Es war eine niederdeutsche Landschaft.
Einige Wochen später war eine Gauleitertagung in Berlin. Schwarz kam auf mich zu und sagte: „Lieber Parteigenosse Lauterbacher, ich bedanke mich herzlich." Ich erwiderte, dazu sei doch wohl kein Anlaß, ich müsse mich schließlich bedanken. Darauf Schwarz: „Ich habe Ihnen gesagt: ‚Nehmen Sie ein Bild, egal, was es kostet.' Sie waren sehr bescheiden. Sie haben sicherlich auch in der höheren Preislage Bilder gefunden, die Ihnen gefallen hätten." Ich konnte ihm

dazu nur sagen: „Ja, Reichsschatzmeister, wenn man so generös etwas gesagt bekommt, dann ist es für mich nach meiner Erziehung und Lebenseinstellung ganz klar, daß ich ein derartiges Angebot nicht ausnütze." Schwarz meinte, das sei richtig, aber nicht immer selbstverständlich. Deshalb sei er mir dankbar.

Das Ergebnis dieser an sich unwichtigen Begebenheit war, daß ich zukünftig nur noch anzurufen brauchte, wenn ich für irgendeine Parteiaufgabe Geld benötigte. Ich bekam jeden Betrag prompt und ohne Rückfrage genehmigt. Allerdings blieben meine Anforderungen nach wie vor im Rahmen des Möglichen. Ein letztes Mal machte Schwarz mir im Lazarett in Bad Gastein eine entscheidende Freude, als er mir per Boten einen für damalige Begriffe großen Geldbetrag schickte mit der Bestimmung: „Für Sie und Ihre Familie". Das war Schwarz.

Ich habe in diesem Zusammenhang und auch früher bereits den Major a. D. Walter Buch erwähnt. Gelegentlich zweifelte ich, ob Hitler immer die beste Personalpolitik betrieb. Ich bin der Auffassung, und im allgemeinen würde ich auch dabei bleiben, daß er mehr der Massenbeweger und Führer war als der einsame Menschenkenner, der selektiv arbeitete, also aussonderte und die Begabungen dort hinstellte, wo sie hingehörten.

Doch gerade die beiden Beispiele Schwarz und Buch beweisen das Gegenteil und stehen meiner Auffassung entgegen. Mit anderen Worten, Buch war mit Sicherheit der gegebene, geradlinige, offene, saubere Repräsentant des Rechts innerhalb der NSDAP. Wenn es nötig war, griff er durch, und es gab durchaus zahlreiche Ausschlüsse, wenn er die Fälle an sich zog, das heißt, wenn sie den Gaugerichten entzogen waren und in München zur Verhandlung anstanden. Er ließ sich durch nichts einschüchtern. Auch von Gauleitern ließ er sich nicht beeinflussen, wenn beispielsweise irgendein Kreisleiter untragbar geworden war.

Ich erlebte ihn nach dem Kriege in Dachau in einer geradezu wunderbaren Haltung. Viele andere waren nicht nur seelisch zerbrochen, sondern auch körperlich zusammengeknickt wie Taschenmesser. Er ging hoch erhobenen Hauptes durch den Schlafraum und war ein Grandseigneur geblieben. Wenn er 1949 Selbstmord beging, dann,

weil ihm dieses Leben nichts mehr bedeutete und es nicht mehr sein Leben war. Er sah keinen Ausweg mehr, zumal er auch nicht mehr jung war.

Eine außergewöhnliche Persönlichkeit war aber auch Reichsleiter Philipp Bouhler. Er hatte in der Münchener Zentrale der Partei in den Jahren 1925 und danach die Funktion des Reichsgeschäftsführers, und seine Tätigkeit richtete sich mehr nach innen als nach außen. Rednerisch nicht sonderlich begabt, war er auf jeden Fall aber ein intelligenter, gebildeter Mann. Er schrieb eine der besten Napoleon-Biographien. Durch seine Körperbehinderung, infolge einer schweren Kriegsverwundung, stand er für Märsche, Aufmärsche und ähnliches nicht zur Verfügung. Dafür war er um so emsiger und fleißiger, baute neben Schwarz den inneren Apparat auf und hielt diesen in Ordnung. So war das Organisationsschema der gesamten Partei weitgehend von Bouhler initiiert.

Nach der Machtübernahme hatte er eine Reihe von Aufgaben, die er aus reinem Pflichtbewußtsein übernahm und nicht, weil er sich darum bemühte. Eines dieser Aufgabengebiete war beispielsweise das berühmt-berüchtigte Euthanasieprogramm. So einfach, wie man es nach dem Kriege darstellte und sich noch heute vorstellt, war es allerdings nicht. Ausgerechnet dieser nicht gerade angenehmen Aufgabe mußte sich Bouhler in seiner Korrektheit und Sauberkeit und in seiner positiven Einstellung zum Leben annehmen. Die Euthanasie war auch wieder keine Parteiaufgabe, sondern eine staatliche. So saß Bouhler in der Rolle eines Staatsministers in einem Appendix der Alten Reichskanzlei und nahm von dort aus mit einer Reihe von hochkarätigen Ärzten diese umstrittene Aufgabe wahr. Er hat sich dann, bevor er 1945 verhaftet werden konnte, in Nußdorf am Inn, wo er sich ein Haus gebaut hatte, zusammen mit seiner großartigen Frau das Leben genommen.

Alfred Rosenberg war zuerst Hauptschriftleiter des „Völkischen Beobachters" gewesen, dann Gralshüter der reinen nationalsozialistischen Weltanschauung und schließlich Minister für die besetzten Ostgebiete. Er stammte aus dem Baltikum und war ungewöhnlich schwer zugänglich. Man wußte nie, wann und ob er überhaupt lächelte. Es ist mir immer sehr schwergefallen, mit ihm zusammenzu-

sitzen und mit ihm zu sprechen. Hinzu kam, daß ich mit seiner Gralshüterei nicht allzuviel anfangen konnte. Sein Buch „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“ war mir in Teilen überhaupt nicht verständlich, und ich zweifelte zunächst an meinem Intellekt, bis ich dann aus dem Munde des Führers hörte, daß er vieles auch nicht verstanden hatte. So ist natürlich die Frage zu stellen, ob nicht Rosenberg doch so skurril war, daß man ihn einfach nicht verstehen konnte.
Über den einen Fall, in dem Rosenberg sozusagen für mein Leben bedeutsam wurde, nämlich die Begegnung und das Gespräch mit dem Bischof Alois Hudal 1935 in Italien anläßlich eines gemeinsamen deutsch-italienischen Jugendlagers, berichtete ich bereits.
Natürlich war Rosenberg eine Persönlichkeit, ein Hochintellektueller; ob er mehr Historiker, Philosoph oder Denker war, mögen andere beurteilen. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm waren nicht besonders gut. So selbstverständlich es war, daß ich mit alten Münchener Parteigenossen aus der Kampfzeit hervorragende Kontakte hatte, so wenig bestanden solche echten Kontakte zu Rosenberg. Sicher gehörte Rosenberg auch zu jenem Münchener Kreis, also zu den ersten, die in der Schellingstraße mit dabeigewesen waren. Aber seine Philosophie kam nicht an, konnte es auch ebensowenig, wie man Nietzsches „Zarathustra“ dem Volk als Bibel präsentieren konnte. Der „Mythus“ war gezielt in eine bestimmte Richtung geschrieben worden. Rosenberg wollte so etwas wie eine neue deutsche nationale Religion stiften. Ich weiß nicht, ob er sich als ein moderner Luther fühlte; zweifellos fühlte er sich aber berufen, stieß damit jedoch ins Leere.
Eine Anzahl von Gauleitern war mit Rosenberg besonders verbunden, nicht zuletzt der Gauleiter von Westfalen-Nord und Oberpräsident von Westfalen, Dr. Meyer, der wohl deshalb später Staatssekretär im Ostministerium wurde. Das galt beispielsweise auch für Röver in Oldenburg.
Daß das Buch die private Meinung des Verfassers darbrachte, war 1934 auch die offizielle Einstellung der Reichsregierung vor und nach Abschluß des Konkordats. Man sprach ja damals mit dem Vatikan auch über Rosenbergs „Mythus“, und da war es eben nicht nur eine diplomatische Erklärung, sondern die allgemeine Auffassung, daß das Buch die private Meinungsäußerung Rosenbergs darstellte.

Rosenberg erschien während des Krieges einmal zu einer öffentlichen Kundgebung in der Stadthalle von Hildesheim. Dort ging er sehr aus sich heraus und trat die Gedanken des „Mythus“ wiederum breit aus, griff aber gleichzeitig auch die Kirche an. Das alles paßte mir überhaupt nicht, nicht zuletzt, weil ich mich bemühte, ein Realist zu sein. Rosenberg verteidigte beispielsweise die bereits erwähnte Entscheidung des Gauleiters Röver, die Kruzifixe aus den öffentlichen Gebäuden entfernen zu lassen.
Diese Röversche Aktion fand im Land Oldenburg statt, dessen Reichsstatthalter er war. Als Oberpräsident konnte ich das in den Regierungsbezirken Aurich und Osnabrück verhindern. Die Funktionen des Oberpräsidenten waren zwar als höchster Repräsentant Preußens groß und bedeutsam, aber sie hörten an den preußischen Grenzen auf.
Daß Göring nicht der Meinung war, Kruzifixe aus den Schulen und Amtsstuben zu entfernen, brauche ich nicht besonders zu betonen, denn er hatte eine ganz andere Einstellung. Göring und Rosenberg haben sich ja auch nie verstanden.
Immerhin ist dies ein Hinweis darauf, daß es in einer solchen großen Volksorganisation wie der NSDAP, ganz entgegen der heutigen fabrizierten Meinung, sehr wohl verschiedene Auffassungen gab, geben konnte und mußte. Verschiedene Auffassungen führten nicht zum Parteiausschluß oder ähnlichem.
Es ergab und ergibt sich für mich die Frage, wie es eigentlich zur Berufung Rosenbergs als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete kam und welche Voraussetzungen er mitbrachte. Ich glaube, er hatte lediglich die, Deutsch-Balte zu sein und von daher Rußland besser zu kennen als viele andere. Sicher stimmte das, aber ebenso sicher waren seine Erfahrungen und Kenntnisse auf diesem Gebiet nicht ausreichend, denn er war nie praktischer Politiker.
In diesen Zusammenhang gehört ein Ereignis, das als eine Fortsetzung meiner bereits beschriebenen außenpolitischen Akzente der Arbeit der Reichsjugendführung und natürlich auch des Gauleiters von Südhannover-Braunschweig angesehen werden kann. Ich wurde eines Tages von meinem Bruder aus dem Auslandsamt der Reichsjugendführung in Hannover angerufen und gefragt, ob ich nicht nach Berlin

kommen könne, um dort mit der sogenannten ukrainischen Exilregierung zusammenzutreffen.
Hier sei eingeflochten, daß der BDM im Auslandsamt eine Zeitlang die Schlüsselstellung innehatte. Es war Gräfin Wedel, die als weltgereiste und vielsprachige Persönlichkeit zur absoluten Spitze der Reichsjugendführung gehörte.
Von der Existenz einer solchen Regierung war mir bis dahin nichts bekannt, und wie ich dann hörte, war sie auch nicht akkreditiert. Sie war vorhanden, aber ohne die Unterstützung des Auswärtigen Amtes und anderer Partei- und Staatsdienststellen. Und es war durchaus denkbar, daß der Führer selber keinen allzu großen Wert darauf legte, den Ukrainern Sonderrechte einzuräumen. Wahrscheinlich ging er dabei von dem Gedanken aus, daß dann alle anderen mit ähnlichen Anliegen kommen könnten.
Ich fand also ein knappes Dutzend Herren vor, sehr sympathische, kultivierte politische Persönlichkeiten in Strindbergs Lieblingslokal „Schwarzes Ferkel".
Sie erklärten mehr oder weniger vorwurfsvoll, die deutschen Truppen hätten beim Einmarsch in die Ukraine eine Bevölkerung angetroffen, die gläubig mit dem Gastgeschenk Salz und Brot ihre Befreier begrüßt hätte. Die ganze Ukraine sei zur Zusammenarbeit und zum gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus bereit gewesen. – Man darf nicht vergessen, daß Stalin in der Zeit vor 1933 eine Großreinigung der Ukraine vorgenommen hatte, die zwischen vier und fünf Millionen Menschenleben kostete. – Zum Schluß baten sie mich, ich möchte sie doch zum Führer bringen und ihnen in irgendeiner Form helfen. Es stünden einige ukrainische Divisionen für den Einsatz bereit.
Ich mußte ihnen darauf allerdings sagen, daß ich mich offiziell nicht zu ihrer Verfügung halten könne. Offiziell sei ich Gauleiter der NSDAP und Oberpräsident einer preußischen Provinz, aber nicht außenpolitischer Mitarbeiter der Reichsleitung der Partei oder Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes oder sonstiger Institutionen, die sich mit Auslandsthemen befaßten.
Die Herren reagierten entsetzt, denn sie hatten tatsächlich Hilfe erwartet. Ich konnte sie ihnen aber nicht geben, ich konnte ihnen auch nichts versprechen. Sie wollten eine Rückberufung des Gaulei-

ters Koch und eine freie ukrainische Regierung, wenn natürlich auch unter deutschem Protektorat. Eine, wie ich meine, ganz sinnvolle und brauchbare Idee. Die Ukrainer wollten für ihre Freiheit kämpfen, und die militärische Situation hätte mit ihrer Unterstützung vermutlich anders ausgesehen. Sicher wurde das damals nicht erkannt. Die amtliche Einstellung Berlins zur Ukraine war ein folgenschwerer geschichtlicher Irrtum.

Es ist sicherlich nötig, das in aller Klarheit auszusprechen. Andererseits muß man auch versuchen, den damaligen Standpunkt zu verstehen, der allerdings nur aus der seinerzeitigen Situation in der Hierarchie und aus ihr heraus mit allen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten erklärbar ist.

Eine vielleicht etwas schillernde, aber sicher bewegende Gestalt war Dr. Robert Ley. Auf jeden Fall verbreitete und hinterließ er diesen Eindruck. Er war kein Mann der ersten Münchener Stunde, aber sehr frühzeitig im Gau Köln-Aachen in die Partei eingetreten, und zwar schon bei dem damaligen Gauleiter Grohé. Ley war Chefchemiker bei Bayer Leverkusen und nach allem, was man von ihm hörte, ein außerordentlich begabter Fachmann. Im Ersten Weltkrieg war er lange Zeit verschüttet gewesen und hatte von da her eine Sprachstörung, die man oft, rücksichtslos wie wir Menschen sind, Stottern nennt. Wie bei den meisten Sprachgestörten wirkte sich das bei ihm mal empfindlicher, mal weniger stark aus. Wenn man sich mit ihm unter vier Augen unterhielt, stotterte er ununterbrochen. War er aber in einen Versammlungsraum gestellt, sprach er sich nach wenigen Minuten warm und brachte es fertig, unter Umständen eine Viertelstunde ohne jedes Anstoßen zu sprechen.

Dr. Ley war der Prototyp des Schwungs. Es gab kaum einen anderen Parteiführer, der über so viel Temperament und Ideen verfügte. Sein Weg hatte über den Ortsgruppenleiter im Rheinischen und den preußischen Abgeordneten und Reichstagsabgeordneten in die Sphäre um Adolf Hitler geführt. Der Führer lernte ihn sehr schnell schätzen. Ley war eine kolossale sprudelnde Fontäne, die gleichzeitig aus zehn Rohren schoß. Kaum hatte er eine Idee ausgesprochen, kam schon die nächste, oder die eine war gerade verwirklicht, dann ging es bereits an fünf weitere. Er war zweifellos der Ideenfabrikant innerhalb der

NSDAP, als Reichsorganisationsleiter und Chef der Deutschen Arbeitsfront.
Die Deutsche Arbeitsfront war maßgeblich auch seine Idee, also das Zusammenwirken von Wirtschaft, Arbeitern, Angestellten, Betriebsführern und Betriebsobmännern, zwischen den heute sogenannten Arbeitgebern und Arbeitnehmern in einer Organisation. Die Gewerkschaften schaffte er ab. Das bedeutete keineswegs, daß Arbeiter und Angestellte nun schutzlos waren. Ich behaupte, daß sie mehr Schutz vorher nie gehabt hatten als mit Dr. Ley.
Alles, was sich auf sozialpolitischem Gebiet vollzog, kam aus dem Gehirn Dr. Leys. Davon zehren wir noch heute. Natürlich hatte der Führer vorweg die großen Ideen und Richtlinien gegeben. Aber der Motor, der alles in Gang setzte, war Ley. Und das ist ja bekanntlich seine große Leidenschaft und Aufgabe gewesen. So schuf er beispielsweise Einrichtungen wie „Kraft durch Freude", „Schönheit der Arbeit" und andere, die für den deutschen Arbeiter ein ganz neues Lebensgefühl bedeuteten. Denn mit KdF reisten die Deutschen erstmals in bestimmte groß ausgebaute Ferienorte und schließlich mit den berühmten Schiffen in die Welt, ob es in die Fjorde im Norden ging oder nach Madeira. Dr. Ley war der Erfinder des Massen- und Chartertourismus. Sein engster Mitarbeiter auf diesem Gebiet war der spätere Gründer der „Touropa", Dr. Degener. Er erreichte damit allerdings etwas, was er haben wollte: Ruhe und Zufriedenheit. Worüber sollten die Arbeiter auch wohl beunruhigt sein? Sie hatten seit der Industrialisierung der Jahrhundertwende noch nie einen solchen Sprung nach vorn getan.
Und die Arbeiter mochten ihn, den Dr. Ley. Wenn er dann redete, geriet er derart in Schwung, daß man Angst haben mußte, seine Stimme würde sich überschlagen. Ich erlebte ihn einmal auf einem Parteitag des Gaues Koblenz-Trier. Man hatte vor dem Schloß eine hohe Tribüne errichtet, die schließlich erheblich überlastet war. Wenn ich damit nicht den Eindruck der Feigheit erweckt hätte, wäre ich am liebsten schnellstens heruntergestiegen. So kam es dann, daß, als Dr. Ley zu sprechen begann, die Tribüne ganz gefährlich zu schwanken anfing. Ley selbst bekam einen roten Kopf, daß ich befürchtete, er würde gleich platzen. So konnte er sich selbst begeistern und dann

auch die Menschen mitreißen und für die Sache gewinnen. Und er war seiner Sache und sich selber treu bis zum Ende.
Sicher könnte man außer KdF noch weitere Einrichtungen erwähnen, die Ley initiierte. Er hat ja auch sehr viel für die Adolf-Hitler-Schulen getan, an denen er beteiligt war als oberster Arbeiterführer nach der Devise: Der Tüchtigste und Begabteste kann auf die Adolf-Hitler-Schule.
Die Auslese fand unter ganz anderen Aspekten statt, als es heute allgemein vermutet wird. Weder die einflußreichen Partei- oder Gliederungsführer noch die der Wirtschaft oder Kultur wurden besonders bedacht, sowenig wie man aus einem völlig falsch verstandenen Sozialismus heraus nicht nur Arbeiterkinder heranführte zu einer besonderen Ausbildung und Erziehung. Es war ein in der Erziehungsgeschichte erstmaliges und einmaliges Unternehmen, indem aus der Millionenmasse heraus ein erster und wohl auch gelungener Versuch unternommen wurde, die gesunde, natürliche geistige und moralische Elite zu finden. Jeder hatte hier den Marschallstab im Tornister; ob er nun arm oder reich war, hatte keine Bedeutung.
Auf die Lage der achtziger Jahre bezogen, widerspricht das den Lehren von Marx und Engels und Willi Brandt mit seiner Lebensqualität. Erfahrene Pädagogen und Soziologen haben von dieser Verballhornung der Erziehungsprinzipien ohnehin nie etwas gehalten. Nicht jeder ist mit einem Intelligenzquotienten von hundert und hundertfünfzig ausgestattet, aber diejenigen, die nach Familie und Tradition, nach Moral und geistigen Qualitäten weit darüber stehen, waren damals unsere „Opfer“, und sinnigerweise trifft man heute immer wieder auf Adolf-Hitler-Schüler, die nicht nur ihren Stolz bewahrten, sondern auch erfolgreiche Politiker und Wirtschaftsführer geworden sind. Unsere Methode war richtig, dafür gibt es mehr als genug Beweise.
Da die Arbeitsfront über sehr viel mehr Mittel als die Hitler-Jugend verfügte, konnte Dr. Ley erhebliche Summen aus diesem Topf nehmen, um die Schulen erst einmal einzurichten. Von Jugenderziehung verstand er verhältnismäßig wenig; die überließ er uns, und das genügte völlig. Ganz selten mischte er sich ein.
Eine andere seiner Einrichtungen, die Ordensburgen, fanden geteilte Zustimmung. Bei denen, die dort waren, wurden sie positiver bewertet

als bei uns Außenstehenden. Die Auslese für die Ordensburgen war mit der für die Adolf-Hitler-Schulen nicht vergleichbar. Ley erblickte in einem Werk in Merseburg anläßlich einer Betriebsbesichtigung einen großen blonden Arbeiter von achtzehn Jahren, den er gleich für die Ordensburg bestimmte. Ley selber war ja dem Äußeren nach nicht gerade der germanische Typ, sondern mittelgroß und untersetzt. Wahrscheinlich bemühte er sich deshalb um so mehr, nordische Erscheinungen zu finden; auch in seiner Umgebung fand man viele davon. Nun hatten wir in der HJ aber ganz andere Erfahrungen gemacht, daß nämlich durchaus nicht in jedem strahlend-schönen, blonden, blauäugigen Hitlerjungen auch die geistige Kapazität steckte, die nötig war, um führen zu können. Das genierte Ley weniger.
Er hatte auch das Programm der Ordensburgen ein wenig überzogen: die Junker mußten reiten, Tennis und Golf spielen. Heute sind das keine außergewöhnlichen, sondern selbstverständliche Dinge, damals aber sehr weit hergeholt. Es mag vielleicht sogar richtig gewesen sein, daß man den „Kapitalisten" etwas entgegensetzte, das den Arbeiter in die Lage versetzte, etwas Gleiches zu tun wie sie. Wahrscheinlich war es aber so eine Art Trotzreaktion. Was sollte schließlich ein späterer Ortsgruppenleiter in einem weltfernen kleinen Dorf zur damaligen Zeit mit Reiten, Tennis oder Golf anfangen? Die Absolventen dieser Ordensburgen waren bei uns in der praktischen Parteiarbeit nicht besonders begehrt. Als Gauleiter habe ich sie nicht gesucht. Mit zunehmender Kriegsdauer erhielten die Ordensburgen neue Aufgaben. Teilweise nahmen sie die Adolf-Hitler-Schulen auf, oder man richtete sie als Lazarette ein. Die Junker selbst wurden Soldat, nicht zuletzt bei der Waffen-SS.
Für unser Volk ist es ein großer Verlust, daß diese Einrichtungen der Adolf-Hitler-Schulen und Ordensburgen sich nur so wenige Jahre entfalten konnten. Zehn Jahre mehr, und niemand hätte in Deutschland noch von marxistischer Lebensqualität gesprochen.
Auch Dr. Wilhem Frick war ohne Zweifel ein Mann der ersten Stunde und des 9. November 1923. Er war Volljurist und ein etwas spröder, trockener Mensch, der wenig bayerischen Humor ausstrahlte. Man hat ihn oft einfach als Beamten abgetan, sicherlich teilweise zu Unrecht. Eine Zeitlang war er der erste nationalsozialistische Minister-

präsident in Thüringen, im Reichstag Vorsitzender der nationalsozialistischen Fraktion und ab 1933 Reichsminister. Überall hatte er seine großen Verdienste. Ich habe schon geschildert, wie wir in der Reichsjugendführung und dann vor allem durch die Reichsbehörde Jugendführer des Deutschen Reiches viel mit ihm zu tun hatten und daß die Zusammenarbeit recht erfreulich war.

Ein Wort möchte ich noch zu Hans v. Tschammer und Osten sagen. Er war seiner Heimat nach Sachse und in der Statur ein drahtiger Mann, sehr agil und beweglich, noch dazu ein wunderbarer Redner. Vor allen Dingen war er der Organisator der Olympischen Spiele von Berlin 1936. Ohne ihn wären die Planungen für das Reichssportfeld kaum durchführbar gewesen und die Bauten nicht so schön und zweckmäßig entstanden. Tschammer war die Seele des deutschen Sports, ohne ihn hätte es die sensationellen Erfolge nicht gegeben. Er ist mir als lieber Freund und Kamerad in Erinnerung geblieben. In der Hitler-Jugend hatte er den Ehrenführer-Dienstgrad eines Gebiets- und später Obergebietsführers. Daraus ergab sich sowieso und automatisch, daß wir uns als HJ-Kameraden nicht nur kannten, sondern befreundet waren.

Der Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten war ein kritischer Nationalsozialist, der nicht alles, was da zelebriert wurde, unbedingt gelten ließ. Er gehörte zu den sehr positiven Mitarbeitern und vor allem den treuen Gefolgsmännern Adolf Hitlers.

Mitten im Kriege starb er dann und wurde nach einem Staatsakt in der Neuen Reichskanzlei unter der Begleitung der Teilnehmer auf die Ost-West-Achse hinausgeleitet in Richtung Westen, von wo aus er zur Beisetzung durch eine Fahrzeugeskorte in seine Heimat geleitet wurde. Sein früher Tod war ein außerordentlicher Verlust für alle, die ihn kannten, sowie für die Partei und nicht zuletzt für die Sportbewegung.

Die Schutz-Abteilung der NSDAP, die SA, hatte sich aus den verschiedensten völkischen Verbänden, den Freikorps und beispielsweise dem „Bund Oberland“ noch vor 1923 gebildet. Sie war an die Parteiorganisation gebunden, führte aber trotzdem ihr besonderes Eigenleben. Der erste SA-Führer von Rang war Hauptmann Franz Pfeffer von Salomon, ein ungewöhnlich seriöser und generöser Mann,

den ich schon in jungen Jahren im Gebirge recht gut kennenlernte. Er war sportlich trainiert, und es machte ihm nicht die geringste Mühe, mit mir, einem Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen, Schritt zu halten. Den Rabauken in seinen Verbänden, die es natürlich auch gab, erschien er zu vornehm.

Nach dem Stennes-Putsch 1931 übernahm Hitler vorübergehend selbst die Oberste SA-Führung, bis Hauptmann Ernst Röhm, ein Mann der ersten Stunde, aus Bolivien zurückkam. Dort war er erfolgreicher Militärberater gewesen. Röhm, ein ausgesprochener Haudegen, war aber von barocker Kultur und Bildung. Trotz seiner Verwundungen, die sein Gesicht entstellten, hatte er eine große Ausstrahlung. Ein ansehnlicher Mann war er nicht, aber ein lustiger Mensch, der herzhaft lachen konnte.

Als Stabschef der SA wurde er der große Architekt dieses Kampfverbandes und integrierte mühelos die Männer aus Reichsbanner und Rotfront, die zu Tausenden schon in den Jahren vor der Machtübernahme zu uns strömten.

Nach dem 30. Januar 1933 strebte er hartnäckig die schnelle Umwandlung der SA zur nationalsozialistischen Miliz an. In der Reichswehr hatte er zwar Freunde, aber noch mehr Feinde. Röhm wollte eine kompakte nationalsozialistische Armee mit einem Offizierskorps, das nationalsozialistisch dachte und handelte. Möglicherweise war in diesem einzigen Fall Stalin sein Vorbild, der die letzten reaktionären Reste der zaristischen Armee in einer großen blutigen Säuberung beseitigte.

Hitler konnte ihm nicht recht geben, denn er hatte dem greisen Reichspräsidenten und Generalfeldmarschall v. Hindenburg die Treue geschworen und sah in diesem Moment sehr wohl die Gefahr eines Bürgerkrieges und eines bedrohlichen Vakuums in der deutschen militärischen Verteidigung. Die SA bot keine Kader für die neue Wehrmacht, die Reichswehr dagegen im ganzen Umfang. Hitler dachte realistisch und wies Röhm ab, er baute auf die ihm ergebenen Kräfte der Reichswehr wie etwa die Generäle v. Reichenau oder v. Blomberg.

Röhms Nachfolger, Viktor Lutze, war zunächst SA-Gruppen- und SA-Obergruppenführer in Niedersachsen gewesen und der Mann des

besonderen Vertrauens Adolf Hitlers bei Röhm. Die Warnung vor dem Putsch war von ihm gekommen. Er war im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden und hatte ein Auge verloren. So imposant er in der Erscheinung war und integer, so schwach war er im Vergleich zu Röhm.

Nun war es sicherlich keine angenehme Erbschaft gewesen, Nachfolger Röhms zu werden. Das Ausstrahlungsvermögen eines Ernst Röhm hatte er auf keinen Fall. Er war im Grunde das geblieben, was er seiner Herkunft nach war: Bauer im Münsterland. Dort hatte er seinen Erbhof, und dort holte er sich seine Kraft für die Arbeit, die mit Sicherheit nicht leicht war.

Schließlich war Lutze ja auch noch Oberpräsident der Provinz Hannover und in dieser Doppelfunktion überfordert. Hannover kam wie die Partei unter Rust auch als höchste preußische Instanz zu kurz. Deswegen verkümmerte neben der Gauleitung, die durch Rusts Weggang ins Reichserziehungsministerium schon vernachlässigt worden war, auch das Oberpräsidium total. Es regierten einige Beamte und Außenseiter, die teilweise mit ihrem Unvermögen gar nicht dort hingehörten. Als Oberpräsident hat Lutze so gut wie nichts unternommen.

Joachim v. Ribbentrop, der eine weltgeschichtliche Erscheinung werden sollte, wurde mir erst während meiner Jahre als Stabsführer der Reichsjugendführung persönlich bekannt. Er war auf Grund seiner zahllosen Auslandsbeziehungen und seiner ganz persönlichen Erfolge außerhalb Deutschlands Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP und mehr und mehr auch Außenberater Adolf Hitlers geworden.

Wie so oft in der politischen Geschichte hat man ihn nicht nur verkannt, sondern ihm auch noch seinen ehrbaren Beruf als Generalrepräsentant großer Marken der europäischen Wein-, Sekt- und Spirituosenbranche vorgeworfen. Was also, so redete man gescheit daher, sollte schon ein „Weinhändler“ bewirken? Zuerst hatte man sich zwischen 1923 und 1933 den „Anstreicher“ vorgenommen, wie heutzutage einen Schauspieler. Dümmer geht's meines Erachtens wirklich nicht. Jeder muß seine Fähigkeiten besitzen und seine Bewährung bestehen. Ribbentrop meisterte sie mit dem kleinen Finger.

Oben links: Eine Abordnung der Hitler-Jugend im Kolloseum in Rom. — *Oben rechts:* Baldur von Schirach meldet dem Duce die anrückende HJ-Abordnung vor dem Palazzo Venetia. — *Unten:* Der Duce nimmt den Vorbeimarsch ab, links im Bild der italienische Parteisekretär, Schirach, Lauterbacher.

Quisling als Gast der Hitler-Jugend im Auslandshaus in Gatow, neben ihm Siegfried Zoglmann, Hartmann Lauterbacher.

Links:
Der norwegische Jugendführer, Staatsminister Stang, zu Gast in der Gauhauptstadt Hannover.

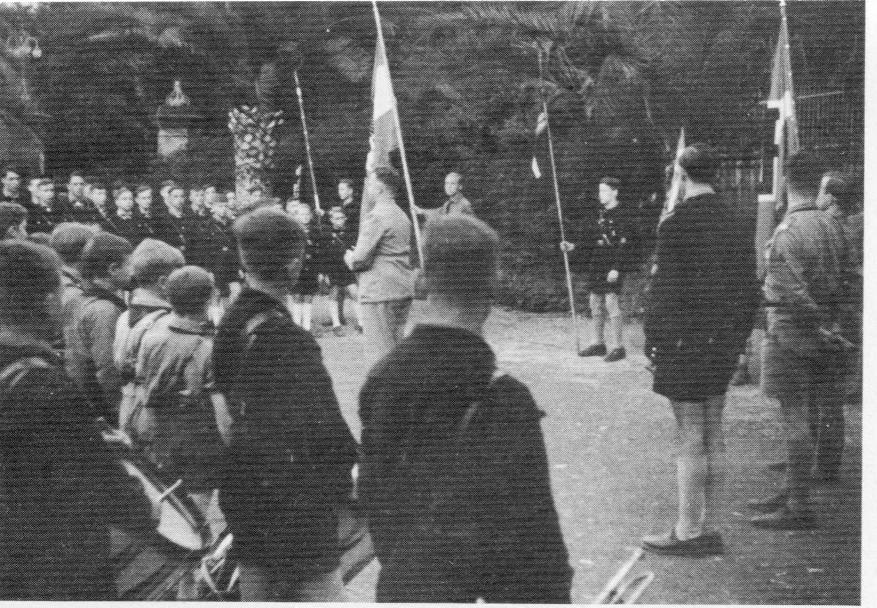
Staatsminister Stang in der Akademie für Jugendführung in Braunschweig, links ihr Kommandeur, Gebietsführer Kurt Petter, rechts der Kreisleiter.







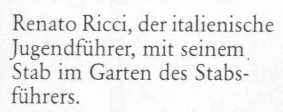
Oben links: Gründung der Deutsch-japanischen Gesellschaft in Hannover. Fürst Conoje dirigiert das Opernhausorchester. Hier Vorbeimarsch an Botschafter Oshima. — *Oben rechts:* Botschafter General Oshima nimmt den Vorbeimarsch vor dem Opernhaus ab. Von links: der Höhere SS- und Polizeiführer, der Kommandierende General im Wehrkreis XI, Oshima, Lauterbacher, der Gebietsführer der HJ. — *Unten:* Die Fahnen Japans, Italiens und Deutschlands defilieren vor dem japanischen Gast.



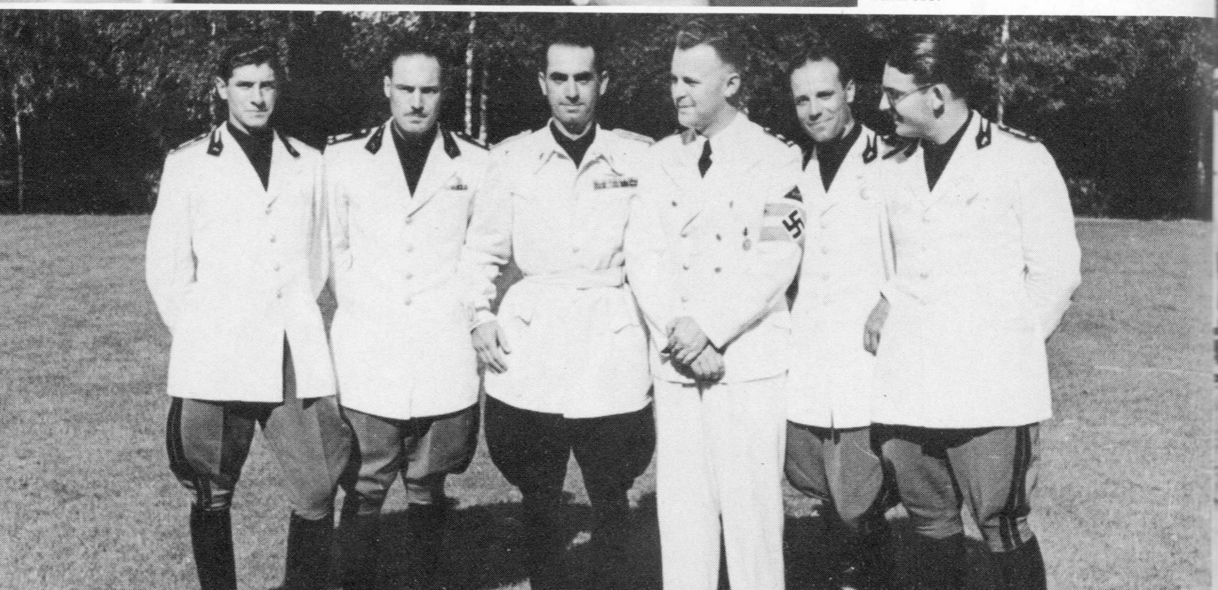
Lager der HJ Italiens in St. Margherita/ligure (in Zivil Lauterbacher als Redner).



Auslandsdeutsche HJ-Führer aus aller Welt.



Renato Ricci, der italienische Jugendführer, mit seinem Stab im Garten des Stabsführers.



Da ich selbst mein Feld als Jugendführer auch und gerade in der Welt sah, nicht als Marotte, nicht als „Hobby", sondern ganz bewußt im übernationalen Kennenlernen der Völker für gegenseitiges Verständnis und schließlich für den Frieden, führte mich mein Weg nicht nur zum Reichsaußenminister v. Neurath, sondern auch zu Ribbentrop.
Meine Reisen und meine Aktivitäten in England fanden sein besonderes Interesse, er unterstützte mich aber schließlich dann ganz besonders als deutscher Botschafter in London. Dort lernte ich ihn und seine Familie, seine kluge und gewandte Frau, kennen. Ich wohnte einige Male in der deutschen Botschaft und war zum Essen „zu Hause" oder mit dem Ehepaar in einem Londoner Restaurant. Das waren für mich auch wertvolle Bereicherungen durch zahlreiche Gespräche.
Als er dann Reichsaußenminister wurde, begrüßte ich das sehr und betrachtete Albernheiten, die da über ihn in Umlauf gerieten, vor allem die, er hätte den englischen König mit dem deutschen Gruß begrüßt, als bewußte Unterstellung und als Verbreitung von Unwahrheiten. Ganz abgesehen davon, daß dieser mehr oder weniger ein international anerkannter Gruß geworden war, man denke nur an die französische Olympiamannschaft 1936 in Berlin, die mit erhobenem Arm in das Stadion einmarschierte.
Ob Ribbentrop seinem Vorgänger, dem Freiherrn v. Neurath, einem alten versierten Berufsdiplomaten, in jeder Hinsicht ebenbürtig war, ihn erreichte oder gar übertraf, vermag ich nicht ganz zu beurteilen. Sicher ist, und das ist nicht nur meine Meinung, daß außergewöhnliche Zeiten auch außergewöhnliche Persönlichkeiten gerade auf dem Gebiet der Außenpolitik verlangen. Die legendäre deutsche Diplomatie ist gut, aber sie kann in entscheidenden Augenblicken nach draußen wie nach drinnen durch Scheuklappen gestört sein. Ein flexibler, dynamischer junger Mann, der unbelastet von alten diplomatischen Zwängen ist, kann da eventuell sehr viel mehr bewegen. Ich habe Ribbentrop jedenfalls in England immer als Top-Diplomaten erlebt, vielleicht Diplomat in meinem Sinne, und ich weiß noch gut, daß er meine sämtlichen Gesprächspartner, wie ich sie ihm vorschlug, in die Botschaft einlud.

Von der neugestalteten und sehr eindrucksvoll eingerichteten deutschen Botschaft in London, die sozusagen eine kleine Reichskanzlei darstellte, habe ich erzählt. Sie hat sicherlich nicht allen Engländern gefallen; andererseits mußte vielleicht dieser neue Weg gegangen werden, zumindest auf dem Gebiet der Repräsentation und Architektur. Ich habe auch von dem Besuch des legendären Begründers der Boy-Scouts-Bewegung in dieser Botschaft berichtet. Ribbentrop nahm sich dieser Arbeit, die ich mir besonders angelegen sein ließ, an. Später, als Reichsaußenminister, unterstützte er meine Anliegen in allen möglichen anderen Ländern gleichermaßen, ob das Finnland, Rumänien, Spanien oder welches Land auch immer war.
Ich revanchierte mich allerdings und scheue mich gar nicht, das zu sagen. Nach der Rückkehr von allen meinen Auslandsreisen fertigte ich einen peinlich genauen Bericht an und leitete ihn an das Auswärtige Amt weiter, eingedenk der alten selbstverständlichen Gewohnheit der Engländer, die, ganz egal, in welcher Ecke der Welt sie reisten, zu Hause Bericht erstatteten. Ich fand das ganz in Ordnung. Als Außenminister war Ribbentrop natürlich nicht ohne Schwierigkeiten im eigenen Lager. Er hatte auch Gegner. Einer davon war Rosenberg, der auch außenpolitisch tätig war. Ein anderer Kontrahent in der Person von Dr. Goebbels bereitete ihm Verdruß, der in gewisse Dinge hineinreden wollte. Er hatte Schwierigkeiten mit Dr. Ley, mit Himmler, dem er zunächst mit Haut und Haar ergeben war. Das führte dazu, was ich nun wieder kleinlich an ihm fand, daß keine SS-Führer, sondern nur noch SA-Führer im diplomatischen Dienst Verwendung fanden. Also waren auf dem ganzen Balkan plötzlich SA-Gruppenführer oder SA-Obergruppenführer als Botschafter. Natürlich waren das prächtige Männer, beispielsweise der Botschafter in Preßburg, Ludin, der bekannte damalige Reichswehroffizier aus dem Ulmer Prozeß von 1930. Der war wirklich ein mutiger Mann. Allerdings habe ich ihn nicht als solchen erlebt. Dagegen kannte ich sein slowakisches „Gegenüber“, Professor Czernak, den Botschafter in Berlin, einen glühenden Patrioten und Anhänger des damaligen slowakischen Staatspräsidenten Tiso.
Ich bin in Nürnberg ganz kurz, allerdings nicht im großen Court, sondern bei den zahlreichen Vernehmungen vor den Verhandlungen

über Ribbentrop und meine Beziehungen zu ihm gehört worden. Was ich dort sagte, war nichts anderes, als was ich hier ausspreche. Daß man Ribbentrop gehenkt hat, war so fatal wie alle Urteile, die dieser völkerrechtswidrige Gerichtshof fällte, ob es die Todes- oder auch die Hafturteile waren – man denke dabei nur an Heß.

Der wichtigste Mann bei und nach Ribbentrop war der Staatssekretär Ernst Freiherr v. Weizsäcker. Wir beide mochten uns, und wir haben besonders den Austausch von Erfahrungen gepflegt. Wann immer ich von einer Auslandsreise nach Berlin zurückgekehrt war, erstattete ich auch Weizsäcker Bericht. Was da heute ins Blaue gesprochen wird, daß Weizsäcker ein Widerständler, ja ein Verräter gewesen sei, kann ich aus meiner Sicht nicht bestätigen. Er war ganz gewiß kein in der Wolle gefärbter Nationalsozialist, aber er trat uns mehr als aufgeschlossen gegenüber. Ich hatte die Ehre, so möchte ich das auch heute noch sagen, mit seiner Frau bekannt zu werden. Ich machte schließlich mit meiner Frau Besuche in der Familie, und als Weizsäcker als Botschafter an den Vatikan versetzt war, änderte sich daran nichts. Mit dem Vorgänger Weizsäckers am Vatikan, dem Botschafter v. Bergen und seiner Familie, hatten wir, meine Frau und ich, schließlich familiären Kontakt, und der setzte sich in die neue Ära fort.

Die großartige und schnelle Hilfe, die Frau v. Weizsäcker, die Mutter des heutigen Bundespräsidenten, mir seinerzeit angedeihen ließ, als ich im Lager Ancona bei den Engländern inhaftiert war, charakterisiert das vornehme Wesen der Familie v. Weizsäcker. Die sehr oberflächlichen Betrachtungen über den Staatssekretär und seine Familie halte ich in jeder Hinsicht für falsch.

Diplomaten, wenn sie es sind, haben immer Kontakte mit der Welt, mit Freund und Feind. Das ist ihr Geschäft. Wenn ich Botschafter in Bukarest geworden wäre, hätte ich nicht nur mit Antonescu, sondern ganz sicher auch mit anderen Strömungen Kontakt gesucht und gefunden. Wie alle Diplomaten dieser Welt, soweit sie diesen Rang verdienen, hätte ich mich auch mit dem Feind zum Frühstück zusammensetzen müssen, ganz einfach, um etwas zu erfahren. Daß sich dabei auch menschliche Kontakte ergeben, ist selbstverständlich.

Ein Tor und ein Kleinkarierter, der darin sofort Verrat wittert.

Da ich nicht nur mit Professor Popitz, dem ehemaligen preußischen Finanzminister, sondern auch mit ausländischen Diplomaten seinerzeit Unterhaltungen führte und Kontakte hatte, könnte ich – absurde Idee – in den Verdacht der Konspiration und des Verrats kommen. Aber das sind Hirngespinste kleiner Geister. Man muß immer wissen, wer man ist und wer man bleibt. Ich habe mir da nichts vorzuwerfen, so wenig wie viele, viele andere sich etwas vorwerfen mußten.
Zu den Menschen, die nicht in der Partei, sondern im Staat eine große Rolle spielten und einen entscheidenden Einfluß hatten, gehörte Hjalmar Schacht, zeitweise Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident. Er war sicherlich eine schillernde Figur, aber ebenso ein Mann von ungewöhnlichem Format mit Grundsätzen und ein Finanzgenie, wie wir es wohl selten in der deutschen Geschichte hatten. Nach 1933 finanzierte Schacht bekanntlich mit seinen Mefa-Wechseln den wirtschaftlichen Aufschwung nach der tiefen Depression. Er war Hitler gegenüber von einer gewissen Zuneigung erfüllt und von dem außergewöhnlichen Format des Führers angetan, obwohl er zunächst zweifelte, wie er überhaupt von Natur aus mißtrauisch war. Aber er fügte sich dann nicht nur ein, sondern machte aus Überzeugung mit. Dabei hielt er es für angebracht, seine großen Erfahrungen und weltweiten Beziehungen der Sache dienstbar zu machen.
Im Grunde hatte ich natürlich wenig mit Schacht zu tun. Aber einmal hatten wir „Familienprobleme". Einer von Schachts Neffen war in Berlin mittlerer HJ-Führer. Der wurde eines Tages wegen besonderer Beziehungen verhaftet und eingesperrt. Das führte dazu, daß sich Schacht an den Reichsjugendführer wandte und Schirach, wie üblich, mir die Angelegenheit überließ. Also ging ich, mit allen Unterlagen ausgestattet, zu Schacht, der mich in keiner Weise renitent oder ablehnend empfing, sondern nur fragte: „Was können wir tun?" Er glaubte zwar nicht, daß alle Vorwürfe zuträfen, aber andererseits könne ja auch nicht alles aus der Luft gegriffen sein.
Ich stellte ihm dann meinen Standpunkt, meine grundsätzliche Ansicht dar: Wenn ein Sechzehnjähriger einmal in einem Zeltlager in eine körperliche Berührung mit einem anderen Jüngling kommt, dann soll das zwar nicht sein, aber es ist noch lange nicht Homosexua-

lität. Schlimmstenfalls ist das ein homosexueller Akt. Daraus konnte allerdings eine Katastrophe werden, wenn man nämlich die jungen Menschen bestrafte und einsperrte. „Abgewöhnen" mit dieser Methode konnte man es ihnen sowieso nicht. Ob es eine Veranlagung war, mußte geprüft werden.

So trafen wir dann eine Übereinkunft, wonach der Junge aus der Verfolgung kam. Er gab sein HJ-Amt ab und ging in sein Schweizer Internat zurück. Aus dieser Begegnung ergab sich ein gewisses gegenseitiges Kennenlernen und Vertrauen. Das war für uns im Laufe der Zeit wiederholt von Nutzen, indem Schacht bevorzugt für uns da war.

Ein in der Sache verwandter Mann war der Reichsfinanzminister Graf Schwerin v. Krosigk, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Er war zwar nie mit Haut und Haar Nationalsozialist. Das konnte man von ihm auch nicht erwarten. Aber er war und blieb loyal und vor allen Dingen ein geradezu exzellenter Fachmann. Was wir ihm unter anderem sehr hoch anrechneten, war, daß er sich einen der seinerzeit besten Finanzexperten als Staatssekretär in sein Ministerium holte, den Parteigenossen Fritz Reinhardt. Dieser war ein ganz alter Nationalsozialist, stammte aus Herrsching am Ammersee und war ein glänzender Redner. Speziell auf Steuer- und Finanzprobleme festgelegt, war er aber auch in Fragen des Arbeitsmarktes oder der Sozialpolitik eine Kapazität. Er hatte in Kufstein so etwas wie ein Abonnement gehabt, indem er jährlich mindestens zweimal dort sprach. Später gründete er in Herrsching die Reichsfinanzschule und brachte auf diese Weise das ganze höhere Finanzpersonal in eine einheitliche Ausrichtung, was heute noch zählt. Für Steuersünder war diese Schule sicher ein Ärgernis, da Reinhardt und seine Garde vom Ammersee ziemlich gußeisern arbeiteten.

Einer der Männer der Anfangszeit, wenn auch kein ganz alter Kämpfer, war Walter Darré, der spätere Reichsernährungsminister, ein hochgebildeter Mann, interessant und mit einem außergewöhnlichen Charisma. Er wurde nicht nur von seinen Sekretärinnen und den Frauenschaftsleiterinnen, sondern darüber hinaus von vielen anderen verehrt. Er sah blendend aus und war wohl auch mehr oder weniger der Prototyp des Germanen.

Bald nach der Machtübernahme wurde Darré Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, nachdem er ab 1930 die Bauern in der NSDAP organisiert hatte. Gleichzeitig war er Reichsbauernführer. Er hatte sich nicht nur auf dem landwirtschaftlichen Sektor betätigt, sondern auch als Agrarphilosoph mit seiner Blut-und-Boden-Ideologie. Zweifellos war er ein erfolgreicher Praktiker mit überaus großen Verdiensten um die Volksernährung.
Seine eigenartigste Seite war die Empfindsamkeit wie die einer Mimose, schwierig zu behandeln, und man benötigte schon eine Gebrauchsanweisung, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. Nun gab es aber etwas Lustiges, das wahrscheinlich auch heutzutage nicht auszuschließen ist, von dem aber der Durchschnittsbürger nichts erfährt. Der Reichsernährungsminister Darré pflegte seinem Kollegen, dem Reichsbauernführer Darré, Briefe zu schreiben und umgekehrt. Obwohl Darré sicherlich turmhoch über den Bürokraten stand, war das doch ein typischer Beweis dafür, wie viele Amtsschimmel – damals wie heute – sich persönlich und in ihren Positionen am Leben erhalten, indem sie sich Briefe und Erlasse schreiben. Schon als HJ-Führer und später als Gauleiter habe ich mich darüber amüsiert und verständnislos den Kopf geschüttelt.
Darrés Staatssekretär Herbert Backe war aus ganz anderem Holz geschnitzt als sein Minister, dessen Nachfolger er dann im Kriege wurde. Am Schwarzen Meer in Rußland geboren und dort zur Schule gegangen, sprach er russische Sprachen und Dialekte und kannte vor allem den Vielvölkerstaat und die russische Seele. Meine Meinung ist, man hätte seinerzeit anstelle von Herrn Koch, der nicht die geringsten Kenntnisse über Rußland hatte, Backe in den Osten schicken sollen. Er wäre der geeignetste Mann nicht nur für die Ukraine, sondern wahrscheinlich auch für das Ostministerium gewesen. Backe war ein ausgesprochener Praktiker, Rosenberg der beinahe intellektuelle Bürokrat.
Woher kannte ich nun Backe? Er war Pächter einer preußischen Domäne in der Nähe von Alfeld in Südhannover. Aus welchen Zeiten und Besitzverhältnissen sie auch stammten – zum Teil waren sie ehemaliger Kirchenbesitz –, diese Domänen funktionierten großartig. Die Pächter hatten nicht nur ein Eigentumsgefühl, sondern auch

eine Eigentumsverantwortung. Jedenfalls handelten sie danach. So geschah es auch bei Backe. Da die Domäne in meinem Gau lag, war er bei jeder Gelegenheit bei mir und mit ihm zusammen der damalige Reichsobmann des Reichsnährstandes Behrens. Beide verstanden sich großartig. Dazu gehörte noch Staatsminister Rieke aus Lemgo, der nach dem Kriege ohne Übertreibung an der Seite des schon legendären hanseatischen Großkaufmannes Carl Töpfer zum Retter der Lüneburger Heide wurde, als sie die Engländer, soweit das möglich war, von den Truppenübungsplätzen verdrängten und die Heide der Menschheit und Nachwelt erhielten.
Backe verübte in Nürnberg Selbstmord. Zweifellos hätte man ihn gehängt, weil er ja nolens volens Fremdarbeiter beschäftigen mußte. Ohne diese Hilfskräfte wären die Leistungen der deutschen Landwirtschaft im Kriege gar nicht denkbar gewesen. Nun mag es sein, daß diese landwirtschaftlichen Hilfskräfte anfangs teilweise primitiv untergebracht wurden, weil entsprechende Unterkünfte erst geschaffen werden mußten. Es gab eine Anweisung, ich weiß nicht woher, daß es nicht erlaubt sei, mit Kriegsgefangenen in irgendeiner Form Kontakt aufzunehmen oder gar zu kollaborieren. Meine Frau setzte sich gelegentlich über dieses Verbot hinweg. Wir hatten auf einem Gutshof unsere Wohnung. Die riesigen Ländereien mußten mit Hilfe von Kriegsgefangenen bewirtschaftet werden. Da gab es einen netten jungen Russen von vielleicht achtzehn Jahren. Den fütterte meine Frau mit durch. Das war eine ausgesprochen menschliche Handlung, aber auch ein Beweis dafür, daß trotz mancher Richtlinien, die gewiß sein mußten, doch das Menschliche nicht zu kurz kam.
Zu Behrens wäre vielleicht noch zu sagen, daß ich auf seinem Hof in der fruchtbaren Hildesheimer Börde den bereits geschilderten Angriff auf Kassel miterlebte. Es war ein Feuerwerk des Teufels. Nebenbei bemerkt hatte ich eine besondere Begabung. Ich konnte einen Luftangriff, der mehrere hundert Kilometer von Hannover oder meinem jeweiligen Standort entfernt erfolgte, als Erschütterung unter meinen Füßen wahrnehmen.
Von Albert Speer sprach ich schon im Zusammenhang mit der Gauleitertagung in Posen. Speer war zweifellos auf den verschiedensten Gebieten ein tüchtiger Mann. Er war ein großer Architekt, ein

umsichtiger Organisator, und er fand sich auf dem Rüstungsgebiet sehr schnell als Nachfolger des Erbauers der Autobahnen und ersten Rüstungsministers, Dr. Fritz Todt, zurecht.
Speer hatte aber auch eine ganze Menge moralische Defekte; teilweise wies ich schon darauf hin. Jedenfalls operierte Hitler als Oberster Befehlshaber mit den ihm von Speer genannten Phantomzahlen, und das waren, wie sich mehr und mehr herausstellte, Panzerarmeen und Luftwaffenverbände im luftleeren Raum.
Speer hatte einen unheilvollen Einfluß auf Adolf Hitler, und zwar aus seiner Anfangszeit als Architekt, als Baumeister von Berlin. Das Bauen, die Architektur, die Neugestaltung der deutschen Städte und Landschaft war ja mehr als nur eine Leidenschaft Hitlers. Das war ein Teil seines Lebensinhaltes. Wenn man heute zurückschaut und sich erinnert, daß er noch während des Krieges und in den kritischen Situationen immer wieder an die Pläne und Modelle zurückkehrte, dann möchte man sagen – ich neige jedenfalls dazu –, Hitler glaubte daran, im Frieden das Reich aufbauen zu können.
Nun erwähnte ich schon, daß Speer zutiefst von Hitlers Lob und Anerkennung abhängig war. Er brauchte immer neue „Streicheleinheiten". Es stand ihm schlecht an, wenn er nach dem Krieg darin so etwas wie ein Alibi erblickte.
Speer war trotz der großbürgerlichen Familie, aus der er stammte, Parteigenosse geworden, mehr aus kluger Berechnung als aus Überzeugung. Ich glaube, daß er sogar zeitweise, zum Beispiel während der Nürnberger Reichsparteitage, auch ehrlich mitmachte. Aber diese Begeisterung war oberflächlich, wie er selbst nicht standhaft war. Speer – ein Träumer, ein Tagträumer, der sich bis zuletzt wünschte, der Liebling des Führers zu sein.
Was er dem Nürnberger Gericht über seinen Plan erzählte, in den Führerbunker kurz vor dem Ende Giftgas einzuleiten, war natürlich reinstes Märchen. Wenn er diese Absicht wirklich gehabt hätte, wäre er unter dem Vorwand der Luftverbesserung mit Menschen und Material reichlich versorgt worden. Adolf Hitlers Adjutant, Julius Schaub, sagte mir 1946 in Nürnberg: „Reiner Schwindel" und nannte Speer einen Gauner. Die Tragödie des Endes 1945 trägt maßgeblich auch die Handschrift Speers. Meine eigenen Informationen, die ich noch

während meiner Nürnberger Prozeßtage in Gesprächen mit ehemaligen unmittelbaren Mitarbeitern des Führers sammelte, ergaben volle Übereinstimmung, was die Person Speers angeht.
Speer gab auch an, er hätte den Versuch unternommen, was historisch teilweise sogar richtig ist, einen letzten Besuch bei Adolf Hitler zu machen und ihn auszufliegen oder dafür zu sorgen, daß er in Sicherheit kam. Ich glaube, er hat in dem Augenblick an der Schizophrenie seiner Person bereits so stark gelitten, daß er nicht mehr wußte, was er eigentlich tat. Diabolisch, wahr, unwahr, mörderisch – wer kann Herrn Speer deuten?
Ich selbst kannte ihn zunächst in seiner Eigenschaft als Baumeister von Berlin so gut wie überhaupt nicht. Eine erste Begegnung hatte ich mit ihm anläßlich einer Einladung, die der deutsche Botschafter Abetz in Paris im Herbst 1941 im berühmten Palais Beauharnais gab.
Gegeben wurde dieser Empfang zu meinen Ehren, was ich allerdings erst an Ort und Stelle erfuhr. Es war die Creme der dortigen Creme versammelt, bis hin zu den Befehlshabern an der Küste. Wie üblich war die gedeckte Tafel mit einer Sitzordnung versehen, und da stellte ich mit Vergnügen fest, daß ich der Tischherr der Botschafterin war und nahm auch nichtsahnend dort Platz.
Abetz war mit mir befreundet, seine Frau kannte ich weniger. Die Festlichkeit der Räume trug ganz entscheidend mit dazu bei, ein ganz bestimmtes Fluidum zu erwecken. Gleich nach dem Essen beschwerte sich Speer beim Botschafter, daß er nicht den richtigen, ihm zustehenden Platz gehabt habe. Abetz, ein Diplomat im wahrsten Sinne des Wortes, wies ihn darauf hin, daß er protokollarisch als Baumeister von Berlin nicht einzuordnen sei. Ein Oberpräsident wäre protokollarisch festzustellen, und zwar nach einer schon in der kaiserlichen Zeit geltenden Ordnung. Er war gleichgestellt mit dem Kommandierenden General und dem ersten Staatssekretär eines Reichsministeriums. Da ein Reichsminister nicht anwesend war und auch kein Generalfeldmarschall, stand also in der Tat der Platz mir zu. Speer stritt sich sozusagen wie ein kleines Kind um dieses bißchen Platz. Wenn mir das vor dem Essen bekannt gewesen wäre, hätte ich ihm meinen Platz angeboten.

In Hannover hatte ich so gut wie keinen persönlichen Kontakt mit ihm. Er war mir und vielen anderen zuwider. Als das bedeutendste Rüstungszentrum Hannovers brannte, kam er. Da er vieles, nur nicht reden konnte, ging die Runde beim Betriebsappell zehn zu eins an mich. Er war ein begnadeter Architekt – und das hätte er bleiben sollen.

Nun komme ich zu einer im wahrsten Sinne des Wortes sehr undurchsichtigen Figur, nämlich Martin Bormann. Er stammte aus Halberstadt und hatte auf großen Gütern in Mecklenburg sein Organisationstalent bereits ausbilden können, das beinahe einmalig war. Bormann erweckte als SA-Führer die Aufmerksamkeit des Reichsschatzmeisters Schwarz und kam schließlich direkt zu ihm. Er wurde der Gründer und Leiter der Hilfskasse der SA. Das hört sich bescheiden an, war aber im Grunde eine sehr wichtige Einrichtung. Aus ihr wurden nicht nur die Verwundeten der Kampfzeit, sondern auch die Angehörigen der Toten versorgt. Wenn irgendwo ein Saal in Trümmer ging und keine Versicherung zahlte, dann war Bormanns Hilfskasse an der Reihe. Er entwickelte auf diese Weise, aber doch straff unter der Zucht des Reichsschatzmeisters, eine zweite Institution für Geldangelegenheiten in der NSDAP. Im Laufe der Zeit waren es letztlich alles in allem viele Millionen, die Bormann verwaltete.

Nach 1933 wurde er mit der Ordnung der Besitzverhältnisse auf dem Obersalzberg beauftragt. Dabei galt es, mit den Bauern zu verhandeln, Grundstücke aufzukaufen und Entschädigungen auszuzahlen. Es ist unwahr, wenn nach dem Krieg behauptet wurde, daß alle Obersalzberger Bauern schlicht weggejagt und daß ihnen alles weggenommen worden sei. Im Gegenteil, diese Bauern erhielten im bayerischen Land ihren Grund und Boden drei- und vierfach erstattet.

Dadurch fiel Bormann Hitler auf, der gerade in der privaten Sphäre Ordnung haben wollte. So kam er in den Bereich des Führers und machte sich dort im Laufe der Zeit unentbehrlich. Es war seine besondere Eigenschaft, sich überall unentbehrlich zu machen. Es rief alles nach Bormann, auch der Führer, wenn etwas geregelt werden mußte. Bormann war auch immer da, er befand sich stets dort, wo sich der Führer aufhielt.

So kam Bormann auch zu Heß. Eine kleine Injektion Bormanns – ich betone ausdrücklich, eine kleine – hat Heß nicht geschadet. Da, wo Heß zu vornehm war und zu wenig Ellenbogen anwandte, war Bormann mal ganz zweckmäßig. Daß er dann so weit aufrückte, konnte zunächst keiner ahnen. Auch hier war entscheidend, daß Bormann sich inzwischen bei Heß so unentbehrlich gemacht hatte, daß man zu guter Letzt nach dem Englandflug niemand anderen hatte, der den Platz von Heß einnehmen konnte. Wenn mehr Zeit zum Abwägen und Überlegen gewesen wäre, hätte man sicherlich auch geeignetere Persönlichkeiten gefunden, beispielsweise irgendeinen der alten Gauleiter. So gewann der Bürokrat Bormann das Rennen, weil er, so schien es, alles wußte und die Fäden in der Hand hielt. Ergeben wie er Heß gegenüber gewesen war, so unmöglich verhielt er sich an dem Tag, an dem wir Gauleiter auf dem Obersalzberg waren, um Näheres über Rudolf Heß und seinen Flug nach England zu erfahren. Wir hatten den Eindruck der Leichenfledderei, trotzdem stimmten wir dem Führer zu, daß er sich von Heß distanzieren mußte. Bormann jedoch machte sich weder an dem Tag noch später Freunde.

Im Grunde genommen war ich wie die anderen Gauleiter auch künftig bemüht, ihn möglichst wenig zu informieren. Wir verhielten uns so, weil niemand wußte, was er damit anfing. Das führt zu der Frage, welche politische Rolle Bormann eigentlich spielte. Er war als Chef der Parteikanzlei Stellvertreter des Führers in der NSDAP mit allen seinen Machtvollkommenheiten. Und wenn er die eigene Autorität nicht hatte, dann ordnete er eben per Fernschreiben „im Auftrage des Führers" an. Niemand konnte an ihm vorbei, niemand direkt zu Adolf Hitler, jeder mußte erst bei Bormann darum ersuchen.

Das erfuhr ich immer wieder und zuletzt anläßlich meines letzten Besuches im Führerhauptquartier im April 1945. Es gelang mir nur mit Hilfe von Dr. Goebbels, Bormann zu umgehen und zum Führer vorzudringen. Bei Bormann war die Atmosphäre gespenstisch. Mir unbekannte graue Figuren kamen und gingen. Bormann telefonierte über vier oder fünf Telefonapparate, meist verschlüsselt. War er ein Agent der Sowjets seit vielen Jahren? Immerhin hatte ja Moskau täglich Kenntnis über die geheimsten Abläufe und Befehle.

Die eigentliche Parteiarbeit ließ Bormann von den beiden unermüdlichen Mitarbeitern Friedrichs und Walkenhorst aus dem Führerbau in München heraus wahrnehmen. Die handschriftlichen Erinnerungen, die Friedrichs aufgezeichnet hatte, sind nach dem Kriege in Kärnten leider verlorengegangen.
Mit dem Oberkommando der Wehrmacht und da dem Generalfeldmarschall Keitel gab es eine besonders vertrauensvolle Zusammenarbeit. Ich sah ihn noch lange bis in den Krieg hinein auf seinem Gut bei Gandersheim am Harz.
Göring, Raeder und später Dönitz traf man anläßlich von Tagungen hin und wieder im Führerhauptquartier. Einmal war Dönitz zu mir nach Blankenburg am Harz gekommen. Dort war in einer Lokomotivhalle das perfekte Modell der neuen U-Boote aufgebaut. Anläßlich eines Herrenabends, den ich veranstaltete, kamen wir uns sehr schnell näher. Dönitz ging, es mag wohl 1941 gewesen sein, ganz aus sich heraus und bewegte sich ungezwungen unter seinen Offizieren und Ingenieuren. Ein späterer Admiral der Bundesmarine gehörte damals auch zu uns.
In einer Ansprache stellte Dönitz seine besondere persönliche Verbundenheit zu Adolf Hitler und seine Verpflichtung gegenüber dem Nationalsozialismus betont heraus.
Mit ist völlig klar, warum Hitler diesen außergewöhnlichen Mann noch 1945 zu seinem Nachfolger ernannte. Dönitz stand zu seinem Eid bis zum Tod.
Eine der interessantesten Erscheinungen nach der Machtübernahme war für mich die persönliche Haltung vieler sozialdemokratischer Spitzenfunktionäre, so des ehemaligen preußischen Innenministers Severing und des Ministerpräsidenten Braun.
Die sozialdemokratische Fraktion im Deutschen Reichstag hat bis zuletzt Widerstand geleistet. Aber als die SPD dann zerschlagen war, gingen Braun und Severing den Weg der Männer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, die damals geradezu stürmisch in die SA überliefen. An dieser Tatsache können auch die anderslautenden Beteuerungen heutiger sozialdemokratischer Führer nichts ändern.
Ich erinnere mich an ein Mittagessen im Jahre 1935 im kleinen Kreis in der Reichskanzlei. Es waren vielleicht zwölf bis fünfzehn Personen

zugegen. Der Führer lachte und freute sich, und außer sich vor Freude sagte er: „Hören Sie mal, meine lieben Parteigenossen! Wir haben einen neuen Mitkämpfer bekommen. Severing hat ein Buch geschrieben mit dem Titel ‚Mein Weg zu Adolf Hitler'!"
Natürlich dröhnendes Gelächter am Tisch, und Hitler sagte: „Ja, wissen Sie, das wäre doch wirklich die Höhe, wenn dieses Buch erschiene! Ich habe Herrn Severing mitteilen lassen, daß er unwürdig sei, in die NSDAP aufgenommen zu werden und daß ich, Adolf Hitler, mir zu gut bin, einen Severing als Parteigenossen zu haben."
Severing hatte als preußischer Innenminister der Partei und allen ihren Gliederungen das Leben sehr schwer gemacht. Für alle Verbote war er verantwortlich. Die Mauserung kam zu schnell.
Einige Zeit später habe ich dann in Bielefeld durch die Vermittlung eines Freundes, der dort eine Wäschefabrik besaß, dieses Manuskript aus irgendeiner sozialdemokratischen Quelle einmal ganz kurz für zehn Minuten in die Hand bekommen.
Es erschien aber nicht. Was aus ihm wurde, weiß ich nicht. Wahrscheinlich kaufte es die SPD auf und vernichtete oder verbarg es. Auf jeden Fall ist es gegen ihre Behauptung, die gesamte SPD hätte sich gegen Adolf Hitler gestellt.
Auch der ehemalige preußische Ministerpräsident Braun machte, wenn er auch kein Buch schrieb, aus der Not eine Tugend und arbeitete in irgendeiner Form nach 1933 mit. Herr Severing war dann tatsächlich in der NSV in der Nähe Bielefelds, ich glaube, es war in der Zigarrenstadt Bünde, als kleiner Sammler tätig.

IX. BEGEGNUNGEN MIT EUROPÄISCHEN PERSÖNLICHKEITEN, DIE GESCHICHTE MACHTEN

Im Laufe meiner Berliner Jahre und später als Gauleiter und Oberpräsident in Hannover begegnete ich einer großen Anzahl ausländischer Persönlichkeiten, die die Geschichte ihrer und meiner Zeit mehr oder weniger nachhaltig mit beeinflußt oder gestaltet haben. Viele von ihnen sind mir in unauslöschlicher Erinnerung geblieben.

Vor meinem geistigen Auge sehe ich an erster Stelle die markante Gestalt mit dem kräftigen Kinn des Duce Benito Mussolini. So groß sein Arbeitszimmer im Palazzo Venezia auch war, er füllte es aus. Und wenn er auf dem berühmten Balcone erschien und mit seiner tiefen und aufrüttelnden Stimme sprach, strömten Zehntausende zusammen. Ich hatte das Gefühl, ein Cäsar sei wiedergekommen. Wenn ich nicht Deutscher wäre, sondern Italiener, wäre ich bestimmt sein begeisterter Anhänger gewesen. Das fühlten auch die HJ-Formationen, die einige Male auf der Piazza Venezia an ihm vorbeimarschierten, oder die, zu denen er auf dem Kapitol sprach. Seine Rede hatte er sich in deutscher Sprache aufgeschrieben, und er wollte sie korrekt ablesen, als ein Wind seine Papiere verwehte. Seine Begleitung war von Entsetzen erfüllt, aber er wischte alle Sorgen beiseite und sprach frei in einem guten Deutsch, sehr bewegt und als aufrüttelnder Volksführer. So erschien er mir aber auch, wenn er hinter seinem mächtigen Schreibtisch stand oder an der Via dell Impero einen Vorbeimarsch abnahm.

Mit Intellekt und Enthusiasmus hatte er nach dem Marsch auf Rom seine Aufgaben in Politik, Wirtschaft, Kunst und Kultur aufgenommen. Nichts entging ihm und keine offene Frage ließ er unbeantwortet. So war bereits nach wenigen Jahren aus der Katastrophe ein Volk geworden, ein diszipliniertes, fleißiges und ehrliches Volk. Die Magie, die von ihm ausstrahlte, machte das Unmögliche möglich. Was wunder, daß er alsbald der Held der italienischen Jugend geworden war. Ihr galt seine ganze Sorgfalt, und in der Gestalt Renato Riccis hatte er ihr einen seiner Besten vorgesetzt, drahtig, sportlich und voller neuer Ideen. Die beiden Akademien für die Führer- und Führerinnen-

erziehung waren in Rom im Foro Mussolini am Marmorstadion und in Peruggia. Während die weibliche Organisation betont fraulich ausgerichtet war unter einer ganz famosen Professoressa, war die Erziehung und Ausbildung der männlichen Jugend sehr militärisch. Wir, die Hitlerjugend, verfolgten bekanntlich mit besonderer Betonung die weltanschauliche und sportliche Linie, aber die GIL schoß auf ihren Übungsplätzen scharf. Eines Tages wurde ein solches Manöver Hitler vorgeführt, der begeistert war. Wir hatten danach in Berlin unsere Not, unseren einmal eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Allerdings bin ich nicht der Kurzbiograph Mussolinis und muß mich daher beschränken. In des Duces Umgebung fanden sich – ein geradezu merkwürdiges Wunder in Italien – eine Fülle von Persönlichkeiten, die seiner würdig waren, unter ihnen die imposante Erscheinung eines Marschall Balbo, der die Aufgabe eines Generalgouverneurs in Libyen meisterte. Mit Balbo war ich einen Tag lang im Flugzeug auf der Gazellenjagd in der Sahara. So nah man sich dabei kam, so wenig fand ich Verständnis für diese Art von Jagd, obwohl und gerade weil ich selbst nie Jäger war.
Erst lange Jahre nach dem Krieg konnte ich mir den alten Wunsch erfüllen und Predappio, den Geburtsort Mussolinis in der Provinz Forli, besuchen, das Geburtshaus und die Tomba, die Familiengruft der Mussolinis auf dem kleinen Friedhof. Unter Granitquadern stehen die Särge seiner Eltern, seiner Frau und seiner beiden verstorbenen Söhne. In Vitrinen die Dokumente der faschistischen Entwicklung, die Uniformen und das Schwert des Islams (eine Nachbildung), das er in Tripolis, auf einem Araberschimmel sitzend, gen Himmel reckte. Zu Mussolinis hundertstem Geburtstag im Jahre 1983 pilgerten Hunderttausende zu seiner Grabstätte.
Leider bin ich als Tiroler in meiner Erinnerung an Mussolini gespalten. Die unselige Teilung Tirols und die Verwelschung des Etschlandes unter dem Faschismus sind mit dem Heimatbewußtsein der Südtiroler nicht in Einklang zu bringen. Trotzdem: Mussolini war eine der größten Erscheinungen dieses Jahrhunderts!
Über meinen ersten Besuch bei General Franco in Burgos noch während des Spanischen Bürgerkrieges habe ich berichtet. Schon wenige Stunden nach der Landung auf dem noch von feindlichen Kräften

bombardierten Flugplatz wurde ich vom Caudillo empfangen. Mit dabei war der damalige deutsche Botschafter Stohrer. Nun ergab sich etwas ganz Außerordentliches; denn eigentlich sollte ich nur einen Höflichkeitsbesuch machen, schließlich unterhielten wir uns dann jedoch eine Stunde lang. Im ersten Moment machte Franco auf mich keinen außergewöhnlichen Eindruck, vergleichsweise zu Mussolini, aber im Verlaufe des Gesprächs gewann er sehr, und zwar nicht nur als Soldat, sondern auch und gerade als Politiker. Er war klein von Figur, aber ohne die üblichen Komplexe der Kleinen. Im Gegenteil, er war außerordentlich selbstbewußt. Ich berichtete über die Hitler-Jugend. Das konnte ich tun, nicht ohne von ihm gebeten zu werden, unsere Erfahrungen seiner gerade im Aufbau befindlichen Jugendorganisation zugute kommen zu lassen.

Er überreichte mir darauf den ersten frankistischen Orden der Falange, der dem Großkreuz entsprach. Wir haben uns dann in den Jahren danach nur noch ein einziges Mal in San Sebastian gesehen, das war schon während des Krieges. Im übrigen hatten wir einen sehr guten Kontakt über die Jugendführer. Wir entsandten unsere nach Spanien, und er schickte seine zu uns. Eine seiner wichtigsten Mitarbeiterinnen war die Schwester des berühmten Gründers der Falange, Pilar Primo de Rivera. Sie war die Mädelführerin Spaniens, aus altem Geschlecht stammend, eine sehr stolze, überaus liebenswerte Frau. Sie kam auch während des Krieges nach Deutschland, unter anderem nach Hannover und Braunschweig, wo ich sie vor der Oper begrüßte, und wo sie auch die Akademie für Jugendführung besuchte.

Ein weiteres Staatsoberhaupt war der Reichsverweser von Ungarn, Admiral von Horthy, eine der markantesten Gestalten der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Horthy war ein Admiral ohne Flotte, wie er ein Reichsverweser ohne König war. Er hat seine Aufgabe wohl trefflich wahrgenommen. Deutschland stand er positiv gegenüber, was wahrscheinlich durch das räumliche Näherrücken seit dem Anschluß Österreichs bedingt war.

Admiral Horthy erschien 1939 zu einem Staatsbesuch in Deutschland. In Berlin wurde er mit höchsten Ehren von Adolf Hitler empfangen. Unter der Ehrenformation befand sich auch eine tausendköpfige

Einheit der Marine-HJ, die auch zu Lande einen so hervorragenden Eindruck auf ihn machte, daß er sie nach Budapest einlud. Es war geplant, von Passau aus den Wasserweg zu nehmen. Daraus ist leider nichts mehr geworden.
In Kiel fand der Stapellauf des Schweren Kreuzers „Prinz Eugen“ statt. Ein legendäres Schiff, nicht nur durch seine späteren Schicksale, sondern auch, weil es zu der Zeit wohl das Vollkommenste war, das es auf dem Gebiet des Kriegsschiffsbaues gab.
Adolf Hitler begrüßte seinen Gast als Admiral der alten österreichisch-ungarischen Marine, und Horthy dankte überschwenglich. Nach dem Stapellauf liefen beide, der Führer und Horthy, mit zu einer Flottenparade in die Ostsee aus.
Wir gingen auf die „Patria“, ein supermodernes Passagierschiff, das mit uns seine Jungfernfahrt machte. Später im Krieg diente es der Kriegsmarine. Wir fuhren mit Frau von Horthy und etwa fünfzig oder sechzig Damen und Herren aus der Begleitung und achtzig Vertretern Deutschlands und deren Damen mit. Die Fahrt ging durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal, vorbei an der Schleuse Brunsbüttel, nach Helgoland.
Unser oberster Betreuer war Staatsminister Meißner, eine Persönlichkeit, die übrigens den Staatsoberhäuptern – von Ebert über Hindenburg bis zu Hitler – diente. Er war ein sehr gebildeter und lustiger Mann und sicher kein Gegner des Nationalsozialismus. Meißner trug seinerzeit maßgeblich bei Hindenburg zur Berufung Hitlers als Reichskanzler am 30. Januar 1933 bei.
Das Protokoll veranstaltete am Abend in sämtlichen Restaurants und Bars der „Patria“ ein rauschendes Fest. Das Erstaunliche war, daß Meißner ununterbrochen Czardas tanzte und diesen Tanz vollkommen beherrschte. Am frühen Morgen trafen wir einen Teil der deutschen Flotte mit Horthy und Hitler auf der „Prinz Eugen“. Es war ein überaus gekonntes Programm.
Ich kann die Staatsoberhäupter der damaligen Zeit, denen ich in dieser oder jener Weise begegnete, nicht passieren lassen, ohne den Herzog von Windsor zu erwähnen, den 1936 abgedankten König Edward VIII. von Großbritannien. Der offizielle Grund war seine Verbindung zu Wally Simpson, einer geschiedenen Amerikanerin. Tatsächlich „wurde

er aber abgedankt", weil er dem Nationalsozialismus und Adolf Hitler mehr als verständnisvoll gegenüberstand, was mittlerweile auch englische Historiker bestätigt haben.
Der Herzog hielt sich wenige Monate nach seinem Thronverzicht längere Zeit in Deutschland auf und war auch Gast von Dr. Ley. Natürlich stattete er Berlin einen Besuch ab und bekanntermaßen auch Adolf Hitler auf dem Obersalzberg. Bei einem dieser Empfänge, den die Deutsch-Englische Gesellschaft in ihren wunderbaren Räumen am Berliner Tiergarten gab, war ich zugegen. Als Mitglied dieser hochpolitischen Gesellschaft wurde ich von ihrem Präsidenten dem Herzog vorgestellt. Wir unterhielten uns unprotokollarisch lange über die Jugendbeziehungen und über meine Eindrücke, die ich im Hauptquartier der Scouts gewonnen hatte. Der Herzog meinte, daß die Jugend beider Länder herstellen müsse, was den Politikern nicht gelungen sei. Mein ganz persönlicher Eindruck von der Bereitschaft des englischen Volkes zur Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Deutschland fand hier seine Bestätigung.
Es war fast selbstverständlich, daß ich auch die Könige auf dem Balkan kennenlernte. Kurz vor dem Kriege begegnete ich anläßlich einer Reise nach Rumänien dem dortigen König Carol. Und in Bulgarien war es mit König Boris ebenso. Sie sind beide in die Geschichte als Weggenossen Adolf Hitlers eingegangen.
Wie schon an anderer Stelle vermerkt, lernte ich auch den Führer der Sozialdemokratischen Partei Finnlands, Tanner, kennen. Er hatte im Laufe der Jahre verschiedene Funktionen inne und verkörperte eine etwas spröde, auf der anderen Seite aber interessante Persönlichkeit, eine Schlüsselfigur, wenn man so will. Denn er, und mit ihm Finnland, war ja immerhin zwischen den großen Mächten eingeklemmt, wie das heute auch noch der Fall ist. Er selbst saß dabei mit ganz vorn auf dem Präsentierteller. Doch gerade dieser Sozialdemokrat Tanner war ein erklärter Antibolschewist.
Das habe ich dann bemerkt, als er mein persönlicher Gast in Hannover war. Wir veranstalteten eine Sibelius-Woche größeren Stils mit dem Niedersächsischen Landesorchester, dem Opernhausorchester und anderen. Dazu erschien Tanner. Er wohnte mehrere Tage in meinem Haus. Dabei ergab sich etwas Lustiges. Grundsätzlich wurden

bei mir alle Gäste nach den Kriegswirtschaftsregeln bewirtet. Abgesehen von nichtbewirtschafteten Lebensmitteln gab es stets die nach den jeweiligen Zuteilungen gültigen Mengen. So erhielt Herr Tanner eines Tages auch eine Linsensuppe. Darüber war er sehr glücklich und so des Lobes voll, daß ich mir dachte, das könne doch nicht ehrlich gemeint sein und sei etwas zu viel Höflichkeit, bis ich dann von ihm erfuhr, daß Linsensuppe ein finnisches Nationalgericht sei, was ich bislang nicht gewußt hatte.

Zu den hervorstechendsten ausländischen Persönlichkeiten, die vor allen Dingen nach Kriegsausbruch in Erscheinung traten, gehörte der Norweger Vidkun Quisling. Es ist eine Infamie, wenn man hinterher sowohl in seinem eigenen Land als auch bei uns von sogenannten „Quislingen" gesprochen hat und noch spricht. Was wollte er eigentlich?

Quisling war ein germanischer Revolutionär und auf jeden Fall sich seiner germanischen Herkunft und Verpflichtung bewußt. Nun klingt das heute natürlich ganz anders als damals. Man hört es einmal nicht gern, zum anderen will man es nicht wahrhaben und verbarrikadiert sich und wehrt sich, darüber etwas zu hören.

Quisling war als Norweger ein bewußter Patriot germanischer Nation. Wie ihm ging es vielen Politikern Skandinaviens, Hollands, Flanderns und sogar Englands. Sie wählten ihren Weg, indem sie mit der Installation des Nationalsozialismus als Träger des großgermanischen Gedankens sich ihrer Aufgabe noch bewußter wurden.

Von seinem Königshaus her gesehen war Quisling ein Verräter. Eigentlich aber doch im europäischen Sinne einer der ersten Europäer. Nicht umsonst dienten Tausende von Norwegern, genau wie junge Männer aus den übrigen skandinavischen Ländern, neben Holländern, Flamen und anderen Europäern freiwillig in den deutschen Einheiten, vor allem in der Waffen-SS. Sie sahen unseren Kontinent in Gefahr, vom Kommunismus überflutet zu werden, und fühlten sich aus patriotischen Gründen verpflichtet, zu kämpfen und notfalls auch zu sterben. Ich selbst habe Quisling einige Male erlebt. Er war unser Gast im Auslandshaus der HJ in Berlin-Gatow an den Seen, und ich erinnere mich sehr gut, daß wir damals viele Stunden zusammen verbrachten. Außer meinem Bruder, als Leiter des Auslands-

amtes der Reichsjugendführung, war neben anderen auch der Chef der Befehlsstelle der HJ in Prag anwesend.
Zu den Norwegern, mit denen wir – ich muß in diesem Falle in der Mehrzahl sprechen, da auch meine Frau dazu gehörte – Kontakt hatten, zählte der norwegische Schriftsteller Knut Hamsun. Er war mehrere Male bei uns in Deutschland und Gast der Hitler-Jugend.
Frau Hamsun veranstaltete bei uns in Hannover Lesungen aus den Werken ihres Mannes. Beide waren gern gesehene Gäste und kamen auch gerne zu uns nach Deutschland.
Im Zusammenhang mit den germanischen Bestrebungen darf der Führer der Nationalsozialisten in Holland, Mussert, nicht unerwähnt bleiben. Er war ein echter Holländer, der am besten in seiner Landestracht in Erscheinung getreten wäre. Auch er hatte Zugang zum Führer. Adolf Hitler, von einem gewissen Mißtrauen erfüllt, das in zunehmendem Maße mit seinem Älterwerden und der ganzen politischen und militärischen Entwicklung hervortrat, fiel dem holländischen Nationalsozialisten bestimmt nicht um den Hals. Sicher ist aber, daß er würdigte, daß dieser Mann vor allen Dingen die germanischen Freiwilligen der Waffen-SS rekrutierte und einen hohen Anteil hatte an den Bemühungen und Bestrebungen des SS-Obergruppenführers und Generals der Waffen-SS Felix Steiner, die germanische Division „Wiking" der Waffen-SS aufzustellen. Das niederländische Kontingent war sehr groß. Leider haben die Niederländer bis heute nicht erkannt, warum dieser oder jener ihrer Landsleute der Bewegung angehörte. Sie wollen nicht begreifen, wohin sie im Grunde genommen rein völkisch gehörten.
Das war in Flandern schon anders. Die Flamen formierten sich unter dem flämischen Löwen und hatten nicht nur zahlenmäßig, sondern darüber hinaus auch geistig-politisch starken Anteil an der Entwicklung der germanischen Waffen-SS wie überhaupt des germanischen Gedankens in Flandern. Ich habe diesen Einrichtungen und Organisationen Germaniens Heimstätten im Gau Südhannover–Braunschweig angeboten und schließlich in Hannover, in der Nähe des Wilhelm-Busch-Hauses, eine Villa gemietet, die ausschließlich von europäischen Waffen-SS-Angehörigen benutzt wurde.

Es ist mir noch sehr bewußt, wie in Anwesenheit des SS-Obergruppenführers Steiner die Einweihung dieses „Germanischen Hauses“ stattfand. Darüber hinaus gab es eine ganze Reihe anderer Einrichtungen.
So richtete ich beispielsweise das Schloß in Bad Pyrmont mit Hilfe des Erbprinzen Josias zu Waldeck, der selbst SS-Obergruppenführer war, als Heim für die germanischen Freiwilligen ein. Wenn sie Urlaub hatten, kamen sie oft in das Schloß. Wenn sie aus dem Lazarett entlassen wurden, waren sie in dem großen Rehabilitationszentrum, wie man es heute nennen würde, der Wasserburg in Bad Pyrmont. Dann etablierte sich dort die flämische Exilregierung; über dem Schloß wehte überdimensional, mächtig und stolz die Fahne des freien Flanderns. Diese Exilregierung bildete sich dort in meiner Anwesenheit, und ich war auch dabei, als ihre Verfassung entworfen wurde und sie sich Adolf Hitler als Führer unterstellte.
Der Gau Südhannover-Braunschweig spielte dann auch noch eine Rolle bei der allerdings nicht mehr germanischen, sondern romanischen Einheit der Waffen-SS unter dem Revolutionär Léon Degrelle. Er war Wallone, wurde aber von der Aufgabe, der Herausforderung getrieben, Europa gegen den Bolschewismus zu verteidigen. Von daher stellte er die Wallonische Legion auf. Wie man aus der Kriegsgeschichte weiß, schlug sich diese Legion unter Degrelles Führung an den Brennpunkten der Ostfront ganz hervorragend. Natürlich war diesen Freiwilligenverbänden, ob germanisch oder nicht, von vornherein eingeräumt worden, daß sie niemals im Westen zum Kriegseinsatz kämen. Ihr Auftrag war der Kampf, und das entsprach auch ihrer persönlichen Auffassung, den Bolschewismus von Europa fernzuhalten.
Kurz vor Kriegsende kam Degrelle zu mir und bat um Unterkunft für sich und seine Familie. Ich dachte mir, das leicht auf einem der Gutshöfe, die für solche und ähnliche Zwecke zur Verfügung standen, arrangieren zu können, da ich eine Familie mit allerhöchstens zehn Personen erwartete. Dann regte sich jedoch das Romanische in Degrelle, er kam mit vierzig Familienangehörigen, die alle irgendwo und irgendwie ein Bett haben mußten und untergebracht sein wollten. Gott sei Dank war der Hof groß genug, und die Gutseigner waren

entgegenkommend, und so konnte dort und in der Nachbarschaft einiges für Degrelle getan werden. Nach dem Kriege wurde Degrelle natürlich lange Zeit verfolgt, konnte nicht zurück in seine Heimat und landete schließlich im Spanien Francos, wo er sich in der Nähe Malagas niederließ. Übrigens traf ich ihn eines Tages zusammen mit Otto Skorzeny in Madrid wieder. Skorzeny, ein sehr begabter Ingenieur, der ja 1943 als persönlicher Beauftragter des Führers mit einem Kommandounternehmen und Unterstützung deutscher Fallschirmjäger die sensationelle Befreiung des Duce Benito Mussolini auf dem Gran Sasso durchführte, lebte als Industriekaufmann in Madrid. Er hatte die persönliche Unterstützung Francos, konnte sich eine Existenz auf- und ausbauen und so auch vielen verfolgten deutschen Kameraden helfen.

Da die Hitler-Jugend so etwas wie eine Patenschaft für die „Mocidade Portughesa", die moderne portugiesische Jugendorganisation, übernommen hatte, war ich – übrigens wenige Wochen vor dem Anschluß Österreichs und meinem Besuch bei Franco in Burgos – in Lissabon. Mein Schiff kam aus Southampton. In England hatte ich wieder weit über meine damalige Stellung und Bedeutung hinausgehende Gespräche führen können. Ich bedauere noch heute zutiefst, daß das nationalsozialistische Deutschland aus Scheu oder Bescheidenheit dort so untervertreten blieb. Vieles hätte damals noch anders kommen können.

Bei jenem Besuch in Lissabon erlebte ich auch Salazar, den großen Portugiesen. Er war ein sehr karger und besonders stiller Arbeiter. Trotzdem entwickelte sich ein Gespräch, an das ich zeitlebens denken werde. Er wollte Adolf Hitler kennenlernen, und wir drucksten ein wenig drum herum. Sein Jugendführer, ein Mann aus dem portugiesischen Hochadel, der sich aber nicht scheute, im Lager auf hartem Boden zu schlafen, war für mich die imposanteste Erscheinung der iberischen Halbinsel. Beim Staatspräsidenten, dem General Carmona, war ich nur zur Entgegennahme des inzwischen obligatorischen Großkreuzes. In dem alten Königspalast in Lissabon erlebte ich dabei Pomp und Gloria der portugiesischen Tradition. Die deutsche Botschaft veranstaltete aus Anlaß meines Aufenthaltes und der Verleihung des Großkreuzes einen großen Empfang. In seinem Mittelpunkt stand die Rede, die ich über die Grundsätze der Hitler-Jugend hielt.

X. EINIGES ZUM UNGELÖSTEN PROBLEM SÜDTIROLS

Das tragische Schicksal Südtirols ist nicht nur mein persönliches Anliegen, es ist das vieler Millionen deutscher Menschen, natürlich in erster Linie der Tiroler selbst. Da ich in einem Tirol geboren wurde, das damals noch Großtirol war, also von Kufstein bis Salurn und hineinreichte in das Trentino, bin ich nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, Südtirol im Rahmen dieses Buches wenigstens ein kurzes eigenes Kapitel zu widmen.

Das deutsche Land an Etsch und Eisack wurde 1918 durch das Diktat von Trianon von den Alliierten des Ersten Weltkrieges zu Italien geschlagen. Die Südtiroler hat man nicht gefragt, entgegen den Selbstbestimmungsdeklarationen Wilsons, und die Entscheidung fiel gegen ihren Willen.

Man hatte damals die Überlegung angestellt, ob nicht der Alpenkamm die beste und für beide Teile die sicherste Grenze wäre. Das mag strategisch so sein. Die ethnischen Grenzen verliefen und verlaufen aber nicht auf den Paßhöhen, damals nicht und heute nicht. Oft wurde in der Geschichte ein Fluß zur Grenze erklärt – man denke nur an den Schwachsinn von 1945, die Oder-Neiße-Linie. Auch dort waren die beiden Flüsse nicht die Grenze, keine ethnische und keine Sprachgrenze. Das traf also auch auf den Alpenkamm zu, denn Deutsche lebten in Nordtirol und in Südtirol, und so ist es bis heute geblieben.

Über Nacht wurde Südtirol mit einem Federstrich italienisch. Wer die Südtiroler kennt, weiß, daß sie sich nie und in keinem Fall, auch nicht in Not und Gefahr, irgendeinem Diktat beugen. Südtirol fühlte sich verraten, verkauft und gedemütigt, konnte damals aber nichts zu seiner Rettung tun. Die neugebildete österreichische Regierung war unfähig; das wissen wir aus anderen Bereichen der geschichtlichen Entwicklung im Alpenraum. Sie ließ zwar einige papierne Proteste los, hinter denen aber weder Wille noch Entschlußkraft standen. Die alte k. u. k.-Monarchie existierte nicht mehr, Österreich war entwaffnet und konnte gerade noch bei Volksabstimmungen 1918 und 1919 für den Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland votieren. Südtirol-

Erklärungen, die aus Wien kamen, hat man geflissentlich nicht gehört. Deutschland selbst war ohnmächtig, konnte und wollte auch nichts tun. Die Engländer, Franzosen und Amerikaner hatten sowieso keine Veranlassung, ihre Entscheidung zu revidieren.
Nun hatte man sich aber in der Haltung und Gesinnung der Südtiroler getäuscht und gedacht, wenn man sie erst einmal zehn oder zwanzig Jahre zwischen die Mühlsteine klemmt, wenn man in den Schulen jedes deutsche Bewußtsein lähmt, wenn man ihre Familiennamen, die Ortsbezeichnungen und Friedhöfe italienisiert, wenn man ihre Kinder zwingt, Italienisch zu lernen, wenn die deutsche Sprache verboten ist, dann wird es nur eine Frage der Zeit sein, bis alles gelaufen ist.
Aber die Südtiroler haben den Alliierten einen Strich durch die Rechnung gemacht und der ganzen Welt bewiesen, daß sie heute deutscher sind denn je. Die Not hat sie erst recht deutschbewußter gemacht. Und alle Deutschen, die vergessen und verlernt haben, deutsch zu denken, die vergessen und verlernt haben, ein deutsches Vaterland zu haben, sollten sich gerade in Südtirol einmal belehren lassen.
Nun nahm die Entwicklung, wie wir aus zahllosen Geschichtswerken wissen, ihren Lauf. Ich kann und will hier nicht wiederholen, was längst geschrieben ist, abgesehen davon, daß das Problem mit einigen Sätzen nicht geschildert werden kann. Ich vermag es hier nur anzureißen.
Zwischen den beiden Kriegen entstand eine Annäherung der beiden Staaten Deutschland und Italien, sicher nicht zuletzt, weil Deutschland nationalsozialistisch und Italien faschistisch geführt wurde, weil hier wie dort außergewöhnliche Persönlichkeiten am Werk waren. Daß Mussolini die von italienischer Seite her gesehene „blutende Grenze“ im Trentino nicht genehm war, ist verständlich.
Allerdings durfte das nicht ausschlaggebend sein, ein völkisches Unrecht und ein „desastro“ zu schaffen, zuerst 1918 und nun noch einmal zwischen den Kriegen. Aber es kam dazu. Die beiden Achsenmächte einigten sich hinsichtlich Südtirols, indem Hitler aus politischen und geostrategischen Überlegungen auf Südtirol verzichtete, so, wie er auf Elsaß-Lothringen verzichtet hatte, einfach, um eine

Dreier-Aussöhnung zu finden. Elsaß-Lothringen hat das nicht so sehr berührt, weil es ja im Laufe seiner Geschichte mehrfach hin- und hergerissen worden ist. Die Elsässer waren die Wechsel in der Staatszugehörigkeit gewohnt, aber die Südtiroler litten sehr darunter, und ihr Herz blutete, weil mit dieser doppelten Italienisierung die Aussiedlung verbunden war, wenn es auch eine Umsiedlung „heim ins Reich" war. Was für viele, beispielsweise die Siebenbürger, eine Ehre bedeutete, war für die Südtiroler nichts anderes als eine bittere Pflichterfüllung. Es war in etwa die Ausführung eines Entschlusses des Führers.

Ich war in jenen Jahren längst in Berlin, kannte aber die Problematik am Brenner und in ganz Südtirol bis hinunter zur Sprachgrenze, bis Salurn. Auch mein Herz blutete. Die Herzen der Tiroler schlagen in ihrem deutschen Volkstum.

Die Umsiedlung begann dann mitten im Kriege. Viele Südtiroler optierten freiwillig. Mit dem Herzen blieben sie jedoch in Südtirol. So wurden in Nordtirol, aber auch in anderen Bereichen der Ostmark sogenannte Südtiroler Siedlungen gebaut. Ich kenne einige aus Kufstein und Innsbruck. Man holte sich eine Anleihe in der Tiroler Bauernhaus-Architektur. Diese Siedlungen, schnell und schlecht gebaut, boten nur Unterkunft, aber kein Heimatgefühl. Die Südtiroler konnten sich so nie wohl fühlen. Es kam noch hinzu, daß sie als die „armen Verwandten" aufgenommen wurden, als unbeliebte Zugereiste, wie immer in solchen Fällen.

Es gab in Berlin auch die Vorstellung, die Südtiroler endgültig in Burgund anzusiedeln. Das war aber eine Nachkriegsphantasie. Zunächst ging es ja erst einmal darum, diesen Krieg zu gewinnen. Dazu waren Hitler im Grunde genommen alle Helfer und Helfershelfer wichtig. Auch Mussolini war ein solcher Helfershelfer. Hitler mußte ihm nachgeben, obwohl er der weitaus Stärkere war. Aber er konnte es sich nicht leisten, die Südflanke zum „weichen Unterleib Europas" werden zu lassen. Eine ungeschützte Flanke hätte bedeutet, daß die Engländer, von Gibraltar, Malta und Ägypten her kommend, diesen Bauch innerhalb weniger Wochen hätten aufschlitzen können. Zur Kriegführung Deutschlands gehörte ein zuverlässiges Italien. Und für diese Zuverlässigkeit Italiens mußte dieses horrende Opfer gebracht werden.

Ich persönlich bin davon überzeugt, daß Adolf Hitler nicht die Absicht hatte, Südtirol für immer und ewig abzugeben. Südtirol war lediglich eine „Leihgabe“ an Italien, es war eine provisorische Lösung, so laut sie auch beschworen und so begeistert sie von den Italienern in Rom und auf Sizilien oder Sardinien aufgenommen wurde.
Politiker sind auf der einen Seite Schauspieler, auf der anderen aber eine Art von Zirkusdirektoren, ob nun in einem autoritären Staat oder in der Demokratie, sonst läuft in ihrer Politik nichts. Ich glaube, daß Hitler auch diese beiden Sparten Zirkus und Theater durchaus beherrschte. Er konnte überzeugend reden und darlegen, daß Südtirol eben aus diesen oder jenen Gründen zu Italien gehören müsse. Nach dem gewonnenen Kriege wäre er jedoch in der Lage gewesen, ohne sein Gesicht zu verlieren, Südtirol ins Reich einzugliedern und dafür Italien am Mare Nostro und in Afrika zu entschädigen.
Die Italiener waren ausgesprochen gute, energische, tüchtige, fähige und fleißige Kolonisatoren. Ich weiß das aus Libyen und Äthiopien. Libyen war, bevor die Italiener kamen, bis zum Ufer des Mittelmeeres eine Sandwüste. Durch den Fleiß und den Schweiß der dort angesiedelten italienischen Bauern ist dann mit Hilfe der Bewässerung und der Anlage artesischer Brunnen fruchtbares Ackerland entstanden.
Der Führer und ich hatten öfters schon einmal den einen oder anderen kleinen Spaziergang im Garten der Reichskanzlei oder auf dem Obersalzberg gemacht. Aber nie waren wir zuvor so lange Zeit allein beisammen wie in den Tagen meines Besuchs im Führerhauptquartier Winniza in der Ukraine. Dieser Spaziergang wird mir bis zuletzt in Erinnerung bleiben; da wurde auch über Südtirol gesprochen. Ich gewann den Eindruck, daß es für Adolf Hitler unerträglich gewesen wäre, nach einem gewonnenen Krieg Südtirol verlorenzugeben. Dafür waren ihm die Menschen, die Tradition und Kultur dieses Landes zu wertvoll. Er hatte die Südtiroler auch in den Verbänden der Wehrmacht und der Waffen-SS kennengelernt, er wußte, mit welcher Bravour und mit welchem Einsatzwillen sie überall standen, arbeiteten und kämpften. Er konnte und durfte sie nicht verraten.
In Krisen- und Kriegszeiten schlägt die Politik Purzelbäume, und die Beteuerungen der Staatsmänner dürfen nie als sacrosankt angesehen

werden. Die europäische Geschichte liefert genügend klassische Beispiele, wie das Unmögliche möglich werden kann.
So sehe ich – und das als Zeit- und Ohrenzeuge – auch das Arrangement Hitler/Mussolini. Der Duce benötigte ja nicht die strategische Brennergrenze, sondern den innenpolitischen Erfolg, den nationalen Rausch. Hitler brauchte die politische und militärische Ruhe im Süden, von Spanien bis Griechenland. Sie wurde auf dem Opferaltar Südtirol erreicht – auf Zeit.
Ich halte es keineswegs für utopisch, wenn es sogar ein geheimes Einvernehmen, ein geheimes Protokoll, zwischen Hitler und Mussolini gegeben hat. Es gab damals ja zahllose Geheimabkommen zwischen den westlichen und östlichen Mächten, die erst viele Jahre später bekannt wurden. Mussolinis strategische Politik war keineswegs nach Norden und damit nach Germanien, sondern nach dem Süden und Afrika hin gerichtet. Das Impero Romano hatte bereits seine ersten Brückenpfeiler in Libyen, in Eritrea, in Äthiopien und in Somalia.
Südtirol war nicht vergessen und verloren. Die Welt endet nicht an unseren Staatsgrenzen, und die politische Phantasie ist neben Sachlichkeit und Verantwortungsbewußtsein notwendig.

XI. DIE LETZTEN MONATE

Für mich fingen diese letzten Monate sehr abrupt an. Am 4. Dezember 1944 sollte ich in Berlin vor den Führungsoffizieren der Armeen im Propagandaministerium einen Vortrag halten, und zwar über die Standhaftigkeit der Heimatfront und über die Luftkriegsmaßnahmen und Luftkriegsschäden.
Ich fuhr mit einigen Gauamtsleitern, die ihrerseits in Berlin zu tun hatten, mit dem Auto sehr früh von Hannover ab. Die Luftlage war zu dieser Tagesstunde noch klar, das Wetter gut, so daß wir ohne Zwischenfall gegen 08.30 Uhr auf der Höhe von Magdeburg waren. Zu unserer Verblüffung sahen wir, daß die Vernebelungseinrichtungen für das in der Nähe liegende Hydrierwerk in Tätigkeit waren. Wir stellten den Drahtfunk ein, und zu meinem Erstaunen meldete sich mein eigener Gaubefehlsstand. Die Durchsage lautete: „Starke amerikanische Einflüge in der Deutschen Bucht." Da die Bomberverbände meist Täuschungsrouten flogen, konnten wir nicht erkennen, wohin diese Meute ging. Wir beschlossen weiterzufahren, um aus dem Magdeburger Raum herauszukommen.
Bald waren wir im dicken Nebel. Ich saß selbst am Lenkrad, und bevor ich irgend etwas erkennen konnte, knallte es bereits: Etwa zweihundert Meter vor uns war eine Bombe auf die Autobahn gefallen. Demnach waren die Amerikaner früher als erwartet an Ort und Stelle, der Angriff galt dem Hydrierwerk. Ich konnte auch nicht mehr reagieren. Mich trafen Bombensplitter an der rechten Kniescheibe. Aber die Katastrophe kam dann eigentlich erst, als wir in den Bombentrichter hineinfuhren und ein nachfolgendes Fahrzeug auffuhr. Meine Verletzungen waren so umfangreich, daß ich meist ohnmächtig auf dem Mittelstreifen lag, wohin meine Kameraden mich wie auch die übrigen Verletzten gelegt hatten. Ich wußte selbst nicht genau, was da passiert war; Schmerzen spürte ich nicht, blutete aber am Hinterkopf und auf der Stirn. Ich wollte aufstehen, aber es ging nicht, sooft ich es auch versuchte.
Schließlich, nach stundenlangem Warten, kam ein Sanitätskraftwagen und nahm uns auf. Nun sollte ich liegen, gehen konnte ich ja nicht,

aber dagegen protestierte ich, weil einige Mitverwundete laut stöhnten, was mich störte. So wollte ich vorn neben dem Fahrer sitzen und bin, wie die Augenzeugen aussagten, bei der Gelegenheit tatsächlich einige Schritte gegangen. Aber dann wurde ich wieder ohnmächtig. Endlich erreichten wir das große Altstadtkrankenhaus in Magdeburg. Pfleger hoben mich heraus, und da hörte ich zum erstenmal die Engel im Himmel singen; es wurde mir bewußt, daß mein Brustkasten ebenfalls erheblich beschädigt war. Wie sich später herausstellte, waren sämtliche Rippen gebrochen, aber auch der linke Unterarm, und neben der totalen Zertrümmerung der rechten Kniescheibe hatte ich auch noch einen Bruch des linken Unterschenkels abbekommen. Es war eigentlich nichts mehr heil. Man sorgte rührend für mich. Nach einigen Stunden war meine Frau zur Stelle. Sie wich nicht von meinem Lager und hat, wie mir der Chefarzt später sagte, allein durch ihre Anwesenheit mir das Leben gerettet. Man hatte dort nicht mehr sehr viel für mich gegeben.
Nach zehn Tagen wurde ich in das Krankenhaus von Einbeck, also in den Gau überführt, wo, so dachte ich mir das, der Göttinger Professor Stich mich in seine Obhut nehmen sollte. Zuerst mußte ich meine Gehirnerschütterung ausheilen, und dann kam eines Tages in einem Panzerspähwagen der Chefarzt der Klinik Hohenlychen, Professor Gebhardt, im Auftrag des Führers, um sozusagen eine Bestandsaufnahme vorzunehmen. Gebhardt wies die Göttinger Professoren leider sehr abrupt ab, was mir ausgesprochen leid tat.
Nach einem mehrtägigen Aufenthalt bei meiner Familie über Weihnachten und Neujahr kam ich nach Hohenlychen und wurde dort am 7. Januar 1945 operiert. Dabei nahm allein die Kniescheibe fünf Stunden in Anspruch. Als ich wieder erwachte, steckte ich in einem Totalgips, das heißt von den Zehenspitzen bis zum Hals. Sechs Wochen lag ich in einem wunderbaren Einzelzimmer mit Blick auf die Gärten in völliger Ruhe und Abgeschiedenheit. Einige Male durfte ich mit meiner Frau telefonieren. Die Liegebeschwerden im Gips schmerzten mehr als die Operationsnarben.
Dann, Ende Februar 1945, wurde ich nach Einbeck zurückverlegt. Damit war ich wieder in der Nähe meiner Familie, vor allen Dingen aber im Gau und konnte meine Mitarbeiter der Reihe nach zu mir

bitten. Schließlich wurde der Beckengips abgenommen; ich behielt aber noch mein Gipsbein, so daß Bewegungen nur in einer Art Trage möglich waren.
Dennoch stürzte ich mich wieder in die Arbeit, veranstaltete sogar, im Auto liegend, Inspektionsreisen. Darunter war auch die bekannt gewordene Reise an die Weser, von Hannoversch-Münden bis nach Minden. Da geschah die Kalamität in Hameln. Bei meinem Besuch in der Kreisleitung berichtete mir der kurz vorher eingesetzte kommissarische Kreisleiter, der Jahre bei Frank im Generalgouvernement gewesen war und in dieser Manier in Hameln zu arbeiten versucht hatte, ganz aufgeregt, daß der Zuchthausdirektor von Hameln Anweisung habe, die knapp tausend Insassen zu entlassen. Es handelte sich um schwere und schwerste Fälle aus dem ganzen Oberlandesgerichtsbezirk Celle. Hameln war das zuständige „feste Haus" in diesem Bereich.
Diese Affäre um das Zuchthaus Hameln sollte mich nach dem Kriege dann wieder einholen. Damals, 1945, löste ich die Dinge, indem ich per Fernschreiben den Führer, Bormann und den Reichsjustizminister Thierack bat, die Entlassung dieser Zuchthäusler, die keine politischen Häftlinge und schon gar nicht Kriegsgefangene, sondern samt und sonders sogenannte „schwere Jungs" waren, zu unterbinden. Dann kam die Weisung, nein, entlassen werden sie nicht, aber sie werden auch nicht in Hameln bleiben, sondern müssen zurückgeführt werden. Ich mußte also als Reichsverteidigungskommissar auch noch Fahrzeuge zur Verfügung stellen, um die „Herren" nach Thüringen fahren zu lassen. Erfreulicherweise erfolgte unterwegs kein Luftangriff auf den Transport, sonst hätte man mir das nach 1945 auch noch zum Vorwurf gemacht.
Mittlerweile wurde die militärische Situation so, daß die geplante Harz-Rundumverteidigung in das akute Stadium rückte. Der Oberbefehl für die Vorbereitung lag bei Generalfeldmarschall Kesselring, der mit seinem Eisenbahnzug (der aus je einem Wagen für die Arbeit der Funk- und Fernschreibanlagen sowie Schlaf- und Speisewagen bestand) etwas abseits von Blankenburg stationiert war. Dort kam ich einmal mit ihm zusammen.
Da diese Harzfrage mehrere Gauleiter berührte, fand eines Tages eine gemeinsame Besprechung in Schierke im Oberharz statt, an der außer

mir die Gauleiter Eggeling aus Halle, Jordan aus Dessau und Sauckel aus Weimar teilnahmen, außerdem der Hauptbereichsleiter Friedrichs von der Parteikanzlei.
Es ging einfach um die Frage, wie wir von der zivilen Seite dazu beitragen konnten, daß die Besatzung dieser „Festung Harz" überhaupt existieren und dann unter Umständen zum Einsatz kommen konnte. Dazu waren umfangreiche Versorgungsmaßnahmen erforderlich, von der Verpflegung angefangen bis zur Zigarette und den Getränken. Das war in der Hauptsache meine Angelegenheit, weil ich als Oberpräsident von Hannover und Chef des Ernährungs- und Wirtschaftsamtes von dort aus näher am Harz war und sämtliche erforderlichen Güter unschwer aus den riesigen Vorratslägern entnehmen konnte. Das Reichswirtschafts- und Reichsernährungsministerium hatte solche Bevorratungen in Gestalt zahlloser Läger angelegt, die nicht militärischen Charakters waren, sondern lediglich „zivile" Nachschub- und Versorungsgüter enthielten. Ohne sie, soweit sie den Krieg überdauerten, wäre die Versorgungslage unmittelbar nach dem Ende des Krieges katastrophal, teilweise überhaupt nicht denkbar gewesen.
Anfang April 1945 brachen meine Nachrichtenverbindungen mit dem Führerhauptquartier größtenteils zusammen, was zu zwei persönlichen Fahrten nach Berlin führte. Dort kam es dann am 12. April in einer mehr als furchtbaren Kulisse zu meiner letzten Begegnung mit Adolf Hitler, die wie schon gesagt, Bormann verhindern wollte.
Ich ging dann über die Wilhelmstraße zu Dr. Goebbels in sein Ministerium. Wir begrüßten uns herzlich. Ich war erstaunt, ihn so frisch und quirlig anzutreffen. Seine großen, schönen Augen verbargen sich allerdings ein wenig unter einem Schleier von Sorgen.
Meinen Wunsch, über ihn nun doch zu Adolf Hitler zu kommen, versprach er zu erfüllen. „Kommen Sie ganz einfach mit mir, wenn ich in einer halben Stunde zu ihm gehe."
Ich nutzte auf der Stelle die Möglichkeit, ihn nach der Kriegslage und den „Wunderwaffen" zu fragen. „Kommen sie denn endlich?"
Er sagte: „Ja, eigentlich sollte der erste Schlag schon vor Wochen erfolgen, aber der Führer zögert, die 500000 bis 1000000 Menschen zu opfern."

Ich fragte, ob London das Ziel sei, was ich für ganz selbstverständlich hielt, aber er nannte zu meiner Verblüffung Paris. Dieses Ziel wäre für die Luftwaffe gerade noch erreichbar. England läge fast unerreichbar hinter einem Sperriegel.
Wir atmeten beide sehr tief, denn erstens ging es noch um einen Plan und zweitens dachten wir wohl beide an den Louvre und hundert einmalige Kostbarkeiten dieser Welt.
Über die Art der Waffe fiel kein Wort, denn ich wußte ja, was in den riesigen unterirdischen Werken am Südrand des Harzes gebaut worden war. Ob A, B oder C, wer weiß es. Sechs Wochen nach Kriegsende berichtete Churchill der englischen Öffentlichkeit, was man alles bei Nordhausen vorgefunden habe, und sagte schließlich in etwa, daß ein gütiger Gott den Einsatz dieser Waffen verhindert habe. England wäre ausradiert worden.
Dann fragte ich, ob er denn seine Familie nicht endlich auf den Obersalzberg oder nach Österreich bringen ließe.
Goebbels straffte seinen schlanken Körper und sagte wörtlich – was ich mir noch am selben Tage aufschrieb –: „Nein, ich bin mit meiner Frau übereingekommen, daß wir in Berlin bleiben. Wir haben die glücklichsten Jahre unseres Lebens in Berlin verbracht und wollen jetzt bis zum Ende bei den Berlinern, die ja auch nicht evakuiert werden können, bleiben und notfalls mit ihnen sterben. Jedes unserer Kinder hat Zyankali-Kapseln in die verschiedenen Kleidchen eingenäht, so daß niemand von uns den Russen lebend in die Finger fallen kann."
Es war für mich eine beklemmende Minute, aber ich empfand große Hochachtung vor diesem Mut. So konsequent Dr. Goebbels als Gauleiter von Berlin und als Reichspropagandaminister immer gewesen war, so gerade und selbstbewußt schien er nun mit seiner Familie in den Tod gehen zu wollen.
Mein durch Dr. Goebbels ermöglichter Besuch beim Führer wirkte beinahe unwirklich, gespenstisch. Der Bunker war überfüllt und stickig, und es herrschte die erwartete Hektik. Der Führer selbst war ein völlig gebrochener, geradezu Mitleid erregender Mann. Aus seinem verquollenen Gesicht waren die Augen wie bei einem Basedow-Kranken herausgetreten, und er zitterte an Händen und Füßen und konnte kaum stehen.

Als er mich, allerdings vorgewarnt von Kesselring, so im Gipsbein und mit Krücken vor sich stehen sah, erfuhr ich den einzigen wirklichen „Anpfiff" aus seinem Munde. Er machte mir Vorwürfe, daß ich in diesem Zustand überhaupt herumreisen könne, denn ich sei ein Sicherheitsrisiko für meine Begleiter, und erhielt den unmißverständlichen Befehl, mich sofort in das nach Bad Gastein verlegte Lazarett Hohenlychen zu begeben. Das hieß Meldung in Berchtesgaden bei der Obersten Führerreserve, aber zur Weiterbehandlung, die ja wirklich erforderlich war, hatte ich nach Bad Gastein zu gehen. Bormann persönlich legte dann auch gleich die Reiseroute fest; sie lief über Dresden–Aussig–Prag–Budweis–Linz–Salzburg. Als erste Übernachtungsstation war Aussig vorgesehen, und Bormann telefonierte mit dem dort als Regierungspräsident tätigen Altsudetendeutschen und ehemaligen Gauleiter Krebs, einem prächtigen Mann, der ja eine Zeit die österreichische NSDAP geführt hatte. Er gab ihm meine Ankunft bekannt und ordnete an, daß entsprechend für mich zu sorgen sei.
Diese erste lautstarke Rüge meines Führers beschäftigte mich die ganzen Tage über. Ich kannte ihn ja seit jenem 19./20. April 1925 in Rosenheim persönlich und dienstlich ganz, ganz anders. Er war mir all die Jahre über ebenso herzlich wie gerecht, klar, betont eindeutig, aber freundlich erschienen, nur nie so erregt. Schließlich erhielt ich von ihm die Genehmigung, noch einmal in meinen Gau zurückzukehren zur Verabschiedung. Ich hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß ich meine Mitarbeiter im Forsthaus Totenrode bei Blankenburg versammelt hatte, daß ich bei ihnen im Wort sei und es also unverständlich wäre, wenn ich dort nicht auftauchte.
Der Führer genehmigte diese Fahrt knurrend, gab mir aber noch ein Begleitkommando mit, und so begann die abenteuerliche Fahrt über Eisleben. Wiederholt landeten wir im Straßengraben, weil Jabos zu Dutzenden in der Luft waren und alles, was sich bewegte, zusammenschossen. Dementsprechend brannten Dutzende von Fahrzeugen. Es war ein Furiosum.
In Totenrode verlief der Abschied von meinen Mitarbeitern sehr schmerzlich. Nicht jeder von ihnen war eine Persönlichkeit, auch nicht jeder mein Freund. Aber wir wußten nun, daß das Ende

gekommen war, und zwar für uns alle, und daß für einige von uns, vielleicht für alle der Galgen der Alliierten wartete, nach dem alten römischen Prinzip „Vae victis".

Gleich nach dem Kriege wurde ich in Hannover heftig angegriffen, weil ich „geflohen" sei. Die Toren hatten und haben bis heute übersehen, daß der Harz mein Gaugebiet war und daß ich dort die dargestellten Funktionen hatte. Von Flucht kann gar keine Rede sein. Blanker Irrsinn sind die abgestandenen Legenden der Mitnahme von Sachwerten und Millionen von Zigaretten als „Ersatzwährung". Selbstverständlich wurde die vorgesehene Festung Harz nicht nur mit Schinken und Salami, sondern auch mit Tabak versorgt. Dabei handelte es sich größtenteils um Wehrmachtsbestände.

Wenn ich meine Familie nicht gehabt hätte, die kleinen Kinder, dann wäre ich bei Gott nicht am Leben geblieben. So blieb ich meiner Familie verpflichtet, die später nachkam, der aber das Gepäck von angeblichen Kameraden gestohlen worden war, so daß meine Frau und die Kinder nur mit dem ausgestattet bei mir eintrafen, was sie auf dem Leibe trugen. Ich hatte meinen Koffer dabei. Das war wenigstens etwas.

Nach der Verabschiedung in Totenrode fuhren wir noch einmal nach Berlin, aber diesmal nicht in die Wilhelmstraße, sondern in ein Gästehaus der Reichsführung-SS in der Nähe Potsdams. Das war abseits vom Lärm möglicher Bombenangriffe. So verbrachten wir dort nach langer Zeit einen geruhsamen Abend und einen darauf folgenden ruhigen Tag. Damals war mir ein großer Freund der SS-Obergruppenführer Gottlob Berger.

Nach diesem Ruhetag fuhren wir doch sehr schweren Herzens über Dresden nach Aussig, wo ich meinen alten Freund Krebs begrüßen wollte. Doch dieser empfing mich zunächst überhaupt nicht und dann mit steinernem Gesicht. Er machte mir bitterböse Vorwürfe, daß ich geflohen sei, daß ich meinen Eid gebrochen hätte und anderes mehr. Es nutzte anfangs nichts, ihm klarzumachen, daß meine Fahrt auf ausdrücklichen Befehl des Führers erfolgt war. Ich wies auch darauf hin, daß ja schließlich Bormann in meiner Gegenwart mit ihm gesprochen habe. Er blieb bei Feigheit und Flucht, und wie ich hinterher erfuhr, hatte er sogar überlegt, mich in Aussig erschießen zu

lassen. Ich war dabei, ihn mit meinem Gipsbein zu treten und ihm mit den Krücken einen Schlag zu versetzen.
Ich habe ihm verziehen, denn wir alle waren damals nicht mehr voll zurechnungsfähig. Ungewißheit, Panik und Angst umsäumten uns allesamt. In Prag schien alles ruhig, oder war es die Ruhe vor dem grausamen Sturm gegen alles Deutsche? Wir aßen dort zu Mittag und fuhren dann über Budweis weiter nach Linz. An der Gaugrenze von Oberösterreich, also damals Oberdonau, wurden wir von Beauftragten des Gauleiters Eigruber angehalten, die den Befehl hatten, zurückflutende Verbände und Deserteure festzuhalten. Das war also erneut eine schwierige Situation, die aber schnell nach einem Anruf in der Gauleitung und einem Gespräch mit Eigruber beseitigt war.
In Salzburg angekommen, gelang eine Übernachtung ohne Fliegeralarm. Mir schien es ein Abschied für immer. Als wir am anderen Morgen weiterfuhren, versank das „deutsche Rom" hinter uns im Nebel.
Das SS-Lazarett Hohenlychen in Bad Gastein erwartete mich in betonter Herzlichkeit. Man durfte vorübergehend sogar den Eindruck haben, in einem entrückten Land ohne Krieg, ohne Hektik zu sein. Alle Insassen, einschließlich der Schwerkranken, darunter zahlreiche Amputierte, übten immer noch Zuversicht. Für mich war vieles nach den Eindrücken in Berlin geradezu unwirklich.
Die Ärzte betreuten mich großartig. Der Gips wurde fürs erste abgenommen und erneuert, und so konnte ich das Lazarett tagsüber für einige Stunden verlassen, um bei meiner Familie zu sein. Am 20. April 1945 hielt ich meine letzte Rede, und zwar auf den Geburtstag des Führers, und habe unter dem Beifall der Verwundeten der Waffen-SS noch von Einsatz und Sieg gesprochen. Nicht zuletzt war es Dr. Goebbels gewesen, der mir Mut gemacht hatte, als er von einer furchtbaren, grausamen Waffe sprach, die eingesetzt werden und unvorstellbare Zerstörungen verursachen würde. Wer kann das heute, vierzig Jahre später, verstehen? Waren wir Phantasten? Das mögen die Generationen nach uns überprüfen und beurteilen, nicht die heutige.
Ich war körperlich wieder in einer relativ guten Verfassung. Dagegen wurde ich Tag und Nacht von schweren, tiefen Depressionen verfolgt. Für mich war das Ende unerklärlich. Ich haderte mit mir selbst, fragte

mich: Hast du auch wirklich alles getan, was man hätte tun können und müssen? Warum hat das Schicksal uns in dieser Form geschlagen? Was wird werden? Ich war mir darüber im klaren, daß die Rache der Sieger auf uns alle und auf mich im besonderen in Anbetracht meiner verschiedenen Funktionen zukommen würde. Aber es siegte schließlich das Leben und mein Lebensoptimismus. Für mich war Bad Gastein auch deshalb etwas leichter zu ertragen, weil mich meine alten Bekannten und darunter auch Freunde aus den Botschaften der in Berlin akkreditierten Mächte besuchten, so beispielsweise der Botschafter General Oshima mit seinen Herren, der italienische Botschafter Alfieri, der Großmufti von Jerusalem und viele andere. Also war man trotz alledem noch nicht vergessen, man war nicht allein.
Was mich verblüffte, war, daß in den Hotels alle reichen Juden Wiens untergebracht waren. Man hatte schon lange vor Kriegsende gehört, sie seien weg. Aber nein, sie waren in Bad Gastein. Als ich gelegentlich mit meiner Familie zusammensaß und aß, außerhalb des Lazaretts, waren einige an den Nachbartischen mit ihren Bemerkungen so unverschämt, daß ich aufstand und die Pistole zog. Dann war Ruhe. Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn mir einer entgegengetreten wäre.
Mir schien es Schicksal zu sein, aber auch Verpflichtung und Sinn des Jahres 1945, daß wir Jungen und Alten zwar geschlagen und getreten, aber nie ohne unseren Glauben waren. So standen sie wohl tief erschüttert, aber nicht ungläubig, die Kämpfer und unsere jungen und jüngsten Soldaten des Altreiches, der Ostmark, Böhmens und Mährens und all der Freiwilligenverbände aus den Niederlanden, aus Flandern, Skandinavien, Spanien, Frankreich und anderen Ländern Europas. Die Statik einer Brücke oder eines Großraumgerätes läßt sich auf jede Belastbarkeit hin berechnen. Demgegenüber erscheint unser Idealismus irrational. Trotzdem wird der Sieg, mag er auch erst in hundert Jahren kommen, auf der Seite der Tapferen und Gläubigen sein. Wie öde tritt das Leben nun unseren Kindern und Kindeskindern entgegen! Diese Überlegungen geisterten in meinem Kopf in der Rückschau auf die Kriegsjahre herum.
Die Nachricht vom Tod Adolf Hitlers erhielt ich nachts um 3 Uhr von der Frau eines alten Salzburger Freundes. Ich habe nicht mehr weitergeschlafen. Eine Epoche war zu Ende. Was würde kommen?

Als schließlich die Amerikaner das ganze Land Salzburg besetzten, wurde ich mit meiner Familie mehr oder weniger durch den Tauerntunnel nach Mallnitz in Kärnten gedrängt. Beim Aussteigen standen am Tunnelausgang wiederum eine ganze Anzahl Bekannter. Ich werde das Bild nie vergessen. Auf einem großen Sandhaufen standen Botschafter General Oshima und der Großmufti von Jerusalem. Sie erwarteten dort allerdings nicht mich, sondern andere, vielleicht aus dem diplomatischen Corps. Dort sahen wir uns ein letztes Mal und nahmen Abschied voneinander. General Oshima schenkte mir noch einen Sack Reis, der so etwas wie eine eiserne Ration für meine Frau und die Kinder sein sollte.
Beide, Oshima und der Großmufti, sind dann ihre eigenen Wege gegangen, beide voll getarnt. Der Großmufti hatte bereits Erfahrung; er war ja von den Engländern verfolgt gewesen und lief 1945 nicht zum erstenmal glattrasiert und in normaler bürgerlicher Kleidung herum. Oshima verhielt sich ähnlich. Wir wußten damals, daß es ein Abschied für immer war. Seinen mehrfachen Einladungen zwanzig Jahre später, ihn in Japan wiederzusehen, konnte ich leider nicht nachkommen. Wir hatten lediglich Telefonkontakt miteinander, und als er in hohem Alter starb, setzte sich dieser Kontakt mit seiner Frau fort.
Die Weiterfahrt von Mallnitz in Richtung Villach und Pörtschach am Wörthersee verlief ohne weitere Schwierigkeit. Ich hatte immer noch den Polizeimajor in einem kleinen Wagen bei mir, den mir der Führer mitgegeben hatte. Ich weiß nicht, ob er diese Begleitung immer noch als Teil seiner Verpflichtung angesehen hat oder ob wir mittlerweile nicht doch einen beinahe freundschaftlichen Kontakt gefunden hatten, der ihn animierte, bei mir zu bleiben. Es war für mich jedenfalls außerordentlich nützlich, einen Polizeioffizier in Uniform neben mir zu haben.
Wir landeten schließlich in Pörtschach, und zwar im Haus meines alten Mitarbeiters und damaligen stellvertretenden Gauleiters Friedrich Thiemel. Natürlich konnte das nur eine kurze Zwischenstation sein, so etwas wie ein Abwarten. Ich wollte die weitere Entwicklung verfolgen und dann entscheiden. Die englischen Verbände standen bereits an der Kärntner Grenze, wohin sie von Süden, über Italien und

Jugoslawien kommend, vorgestoßen waren. Aber zunächst hielten sie an. Einer Illusion der Gauleitung, daß Kärnten als einziges Land unbesetzt bleiben könnte, verfiel ich nicht. Doch dieses Gerücht kursierte im ganzen Land: Kärnten bleibt frei! Das stand auch an den Häuserwänden. Der Gauleiter Friedrich Rainer, einer der wunderbarsten Menschen, die wir im Gauleiter-Kollegium hatten, und der mich vorher schon ausdrücklich eingeladen hatte, zu ihm zu kommen, sah eines Tages dann auch die Unhaltbarkeit der Situation ein und verkündete in einer Rundfunkansprache seinen Rücktritt und übergab die Staatsämter einer sogenannten demokratischen Regierung.

In Pörtschach ereignete sich dann allerdings etwas, woran ich bis heute immer wieder denken muß. Es ist eine menschliche Tragödie, daß wir, gewaltsam aus dem Milieu gerissen, uns ganz anders verhalten als normal. Natürlich war man damals ungeduldig, aggressiv, vielleicht auch zum Streit aufgelegt, mir jedenfalls schien es so zu sein. Bei aller Würdigung der herzlichen Begrüßung und Aufnahme, die wohl auch so gemeint waren, lag über unserem Besuch doch ein Schatten.

In der Zwischenzeit hatte sich in Klagenfurt wie in ganz Kärnten so etwas wie ein Machtkampf abgespielt. Eines Tages erschien dann Odilo Globocnik, der, wie schon berichtet, früher auch einmal Gauleiter von Wien gewesen war. Für mich die unerklärlichste personalpolitische Entscheidung, die Adolf Hitler jemals traf.

„Globus" war stark angeheitert, als er in Pörtschach ankam. Er hatte die fixe Idee, alle sogenannten „Edelhäftlinge", die aus den Konzentrationslagern in das Luxushotel „Pragser Wildsee" im oberen Pustertal gebracht worden waren, mit Hilfe eines Erschießungskommandos zu liquidieren, „und zwar noch in dieser Nacht".

Die Edelhäftlinge waren, wie schon an anderer Stelle erwähnt, die Creme der europäischen Creme, wie der ehemalige österreichische Bundeskanzler Schuschnigg, der französische Ministerpräsident Herriot, der frühere Reichsbankpräsident Schacht, kurzum eine bunte, aber sehr illustre Gesellschaft, die Berlin ganz offensichtlich nicht töten, sondern verwahren wollte.

Wie sollte ich, der ich Gast und absolut nicht zuständig war, das verhindern? Ja, ich wollte diese Absicht verhindern und behaupte das heute, obwohl die Beteiligten in Pörtschach nicht mehr am Leben sind

und mir keine Zeugen zur Verfügung stehen. Ich glaube, daß mir in jenen schrecklichen Tagen der tiefen Niedergeschlagenheit das Leben des einen oder anderen unbedeutend erschien, aber ich wollte eine Katastrophe – noch eine – einfach verhindern.
Ich setzte „Globus" unter immer mehr Alkohol und fand in dem stellvertretenden Gauleiter Friedrich Thiemel schließlich den für Kärnten tonangebenden Helfer. Das Kommandounternehmen war für vierundzwanzig Stunden gestoppt, und zwischenzeitlich kam dann eine amerikanische Spezialeinheit zum Einsatz. Alle überlebten.
Ich habe mir das Hotel „Pragser Wildsee" im Januar 1984 erstmals angesehen und dort mit dem Eigentümerehepaar gesprochen. Von daher habe ich meine sehr späten Kenntnisse über den glücklichen Ausgang für alle, für die „Edelhäftlinge" und für uns.
Seltsamerweise drang diese meine Intervention nach 1945 bis London durch. Als ich dort nämlich 1946 von einem Oberst Patterson-Scotland vernommen wurde, sprach er mich daraufhin an, das heißt, er bedankte sich beinahe. Ich konnte ihm nur antworten: „Hätte ich anders handeln können? Ich war Nationalsozialist der ersten Stunde, aber in der großen Politik schon die zweite Generation. Wir Jungen waren nicht weniger entschlossen, den Krieg siegreich zu beenden, aber vielleicht ein wenig fortschrittlicher, moderner, wenn man diesen Begriff überhaupt im Zusammenhang mit der Politik erwähnen kann."
Wir fühlten uns jetzt nicht mehr ganz sicher und wohl in unserer Haut. Also gab ich das Kommando: „Zurück in Richtung Hannover, egal, was dieser Entschluß bringt!" Wir fuhren los, immer noch in Begleitung des Polizeimajors, und kamen zur ersten Übernachtung in ein Arbeitsdienstführerinnenlager, in dem aber bereits die Anarchie ausgebrochen war. Natürlich konnten wir uns dort nicht länger aufhalten und fuhren weiter in Richtung Norden.
Wir kamen nur bis in den Salzburger Kreis Tamsweg zwischen den beiden Tauerngebirgen. Mit viel Mühe und noch mehr Geduld fanden wir dort abseits von einem kleinen Dorf bei einer Bäuerin, deren Mann Soldat war, ein notdürftiges, aber beschauliches Quartier, nachdem uns ein großer Bauer nebenan, bei dem wir zuerst anklopften, regelrecht hinausgeworfen hatte. Von dort konnten wir

nicht mehr weg, da die Pässe durch die nach Norden flutenden Kolonnen versperrt waren, außerdem die Engländer sich auf den Paßhöhen eingerichtet hatten und alles abfingen, was da kreuchte und fleuchte. An die Idee weiterzufahren, um eventuell gar bis Hannover zu kommen, war also überhaupt nicht mehr zu denken.
Obendrein war ich es müde, wie ein Hase gejagt zu werden. Wir blieben. Wildeste Gerüchte zogen durch die Täler. Eines besagte, daß Rudolf Heß aus England zurückkehre und neuer Reichspräsident würde. Ich glaubte kein Wort, mich hatte die Realität eingeholt. Ich entschloß mich daher, nur noch meinen Geburtstag, den 24. Mai, in Mauterndorf, so hieß das Dorf, abzuwarten; ich wollte es meiner Familie und mir nicht antun, kurz vorher in Gefangenschaft zu gehen. Dann meldete ich mich mit einem Brief bei der englischen Kommandantur. Allerdings scheint dieses Schreiben nicht meine Verhaftung ausgelöst zu haben, die dann schon am nächsten Tag mit Riesengetöse, mit einem Panzerspähwagen und dreißig Mann, erfolgte. Ich glaube, daß mein Brief noch gar nicht eingetroffen war. Aber sei's drum; ich wurde jedenfalls verhaftet, nicht zuletzt, weil mich ein Angehöriger einer in der Nähe liegenden Veterinärkompanie aus Hannover, der selbst aus Gandersheim stammte und mich wohl erkannt haben mochte, verraten hatte. Vorerst landete ich im Bezirksgefängnis von Tamsweg.

XII. IN 27 LAGERN UND GEFÄNGNISSEN

Zwei alliierte Prozesse in Hannover und Dachau

In dem Bezirksgefängnis von Tamsweg verbrachte ich die ersten Tage meines Gefangenendaseins; viele, viele weitere sollten folgen. Es war ein fideles Gefängnis, wie man es aus Romanen oder Operetten kennt. Das Gebäude hatte nur einige Zellen; in einer von ihnen befanden sich auch ein gutes Dutzend Männer der berühmten Division „Brandenburg".

Nach einigen Tagen verlegte man mich an den Millstätter See. Ich kam dort zur britischen Militärpolizei; das waren Rabauken und keine Frontsoldaten. Trotz meiner Behinderung mußte ich steile Treppen über mehrere Etagen hinauf- und herunterklettern, um verhört zu werden. Und nun mag man es mir glauben oder nicht: Eines Tages sollte meine Erschießung am Seeufer stattfinden. Ich wurde in einem großen Obstgarten an einen Baum gebunden, und einer der Militärpolizisten sagte zu mir: „Jetzt ist Deine letzte Stunde gekommen!" Vornehmlich ist mir daran in Erinnerung geblieben, daß ich völlig unberührt blieb. Schon vor und erst recht nach meiner Verhaftung rechnete ich im Grunde damit. Ich mußte mit dem Leben abschließen, und rückschauend kann ich sagen, es war gar nicht so schwierig. Vor meinen Augen stand die Familie, an die ich Tag und Nacht dachte, aber in dem Augenblick erfaßte mich eine Gleichgültigkeit, die ich mir selber nicht zugetraut hatte. Ich brach also nicht in Tränen aus, sondern hätte am liebsten gesagt: „Nun schießt doch endlich!"

Aber das wollten die Engländer nicht; es war nur eine Täuschung, man wollte mich quälen.

Schließlich wurde ich in das Landesgefängnis von Klagenfurt überführt. Die beiden Soldaten, die mich im Jeep dorthin brachten, waren Frontsoldaten gewesen und ausgesprochen freundlich. Ich landete zunächst in einer mit vierzig Männern und Abertausenden von Wanzen belegten großen Zelle, in der sich eine Anzahl Politischer Leiter, vor allem auch Offiziere, unter anderen der örtliche Flughafenkommandant, befanden. Schon bald wurde ich wieder herausgeholt

und in eine Einzelzelle verlegt, vor der Tür von sechs Soldaten bewacht. Täglich gab es drei bis vier Vernehmungen, kurz, sachlich, bündig. Wichtig für mich war daran, daß der vernehmende Oberst meinem Wunsche nachkam, meine Familie zu benachrichtigen.
Dort war ich Zellennachbar der Gauleiter von Kärnten und der Steiermark, Dr. Rainer und Dr. Uiberreither. Da wir keine Ganoven waren und daher das Klopfzeichensystem nicht beherrschten, konnten wir uns nur um die Ecke durch die Zellenfenster unterhalten, wenn sich dazu eine Möglichkeit ergab.
Auch dieser Aufenthalt dauerte nicht lange. Wir drei Gauleiter kamen dann in ein früheres Arbeitsdienstlager im berühmten Kärntner Rosental. Mich ließ man in Ruhe, meine Behinderung durch Gipsbein und Krücken schützte mich vor Übergriffen. Dagegen waren die beiden anderen immer wieder häßlichen und erniedrigenden Schikanen ausgesetzt. So mußte Dr. Uiberreither mit der Nagelschere den Rasen schneiden, während Dr. Rainer in einen Erdbunker gesperrt wurde und dort bis zum Bauchnabel im Wasser stand, eine ganze Nacht lang. Das waren alles gewollte Perversionen im Zuge der Gesamtsituation. Wir waren nicht nur deren Kriegsgefangene, sondern im Gegenteil, hohe nationalsozialistische Führer und wurden entsprechend behandelt.
Nach wiederum verhältnismäßig kurzem Aufenthalt wurde ich abtransportiert und landete nach verschiedenen Zwischenstationen, unter anderen in Görtz und Forli, schließlich Mitte Juni in Ancona in Mittelitalien. Dort war ein berühmt-berüchtigtes Massendurchgangslager für alle Kriegsgefangenen aus Mittel- und Süditalien, aus der Schweiz und Nordafrika. Es war meistens mit ungefähr dreißigtausend Mann belegt.
Ich kam in einen Sonderteil des Lagers und fand dort die Canaris-Truppe des Mittelmeerraums vor; auch die von der Schweiz nach Italien ausgelieferten Angehörigen des Sicherheitsdienstes (SD) waren dort gefangen. Das Interessante an diesem Lager waren aber nicht diese Männer – abgesehen davon, daß ich mit einer Anzahl von ihnen die schlechtesten Erfahrungen machte. Der bunte Tupfer war die Decima Mas, also die 10. U-Boot-Flottille des bewundernswerten Fürsten Borghese, des Angehörigen einer der ältesten Adelsfamilien

Roms. Der Fürst war eine Zeitlang bei uns, bis er abgesondert und nach Rom überführt wurde, um dort seinen Prozeß zu bekommen.
Die Decima Mas hatte mit ihren Kleinst-U-Booten die berühmten Einsätze in Gibraltar und Alexandria durchgeführt. Ihre Soldaten und Offiziere, alles blutjunge Männer, stellten eine großartige Auslese dar. Sie waren in Haltung und Gesinnung so prächtig, daß sich im Lager unter den Deutschen nichts annähernd Vergleichbares befand.
Es waren schätzungsweise sechzig von ihnen im Lager. Von ihrer vorzüglichen Moral zeugt die Tatsache, daß sie in wochenlanger Arbeit einen Tunnel unter dem Stacheldrahtzaun hindurch gegraben hatten. Am Tag des Ausbruchs wurde das Unternehmen von einem Juden namens Klein, der in Mailand gelebt hatte und Agent des SD gewesen war, verraten.
Nun liebt ja der Engländer bekanntlich den Verrat, nicht aber den Verräter. Deshalb kam Klein, nachdem der Tunnel zerstört worden war, in ein zufällig leerstehendes Compound und wurde dort im wahrsten Sinne des Wortes ausgezogen und durchleuchtet. Dabei fand man eine Menge Goldbarren und Devisen, die er sich mit seinen „Geschäften" angeeignet hatte.
Das Lager war auch insofern grausam, als die Verpflegung alles andere als ausreichend war. Es gab nur stundenlang gekochten Tee, vielleicht fünf Kekse und eine Dose argentinisches Corned beef für drei Mann. Im Kontrast dazu zeigte sich die Natur um das Lager herum in verschwenderischer Fülle. Blühende Gärten, Felder mit Gemüse, Obst, alles war da, nur hatten wir das „Vergnügen", diese Kostbarkeiten durch den Stacheldraht zu betrachten. Was Wunder, daß da der Tauschhandel blühte, solange man noch etwas Tauschbares hatte, und daß Herr Klein dabei glänzende Geschäfte machte. Übrigens ließen die Engländer ihn dann nicht etwa ziehen, sondern er kam in unser Lager zurück. Es bedurfte schon großer Mühe, ihn davor zu bewahren, totgeschlagen zu werden.
Dann wurden die Verhältnisse im Herbst auf dem Hügel oberhalb Anconas, bedingt durch das Wetter und die Bodenverhältnisse, so trostlos, daß man beschloß, uns in ein Lager nach Rimini zu verlegen. Auch dieses Lager genoß bei allen Italiengefangenen einen traurigen Ruf. Es war wieder ein Riesenareal mit Zehntausenden von Gefange-

nen. In dem Spezialcamp, in dem ich untergebracht war, hielt sich auch eine Zeitlang der inzwischen in Südamerika verstorbene ehemalige SS-Standartenführer Rauff auf. Seine Flucht, die die Italiener ermöglichten, erlebte ich übrigens an Ort und Stelle mit.
Die Verhältnisse in diesem Lager waren relativ erträglich. Einmal erstickten wir dort nicht im Schlamm, zum anderen verstand man, die reichlich vorhandene Zeit zu nutzen. So begann ich, sehr viel zu schreiben, abgesehen davon, daß ich Vorträge hielt und mich an Veranstaltungen beteiligte, die insgesamt gesehen sehr lehrreich waren. Es wurde Italienisch und Englisch gelehrt; unter den Abwehrangehörigen gab es einige, die in Indonesien, Südamerika und vielen anderen Ländern der Welt gewesen waren und sehr Interessantes zu erzählen wußten. Das alles war auch deshalb sehr wertvoll, weil damit die Zeit sinnvoll genutzt werden konnte.
In jene Zeit der körperlichen und seelischen Strapazen fiel ein Ereignis, das mir eine Erlösung war. Ich konnte nämlich dem ehemaligen Staatssekretär Ernst Freiherr v. Weizsäcker, der sich als Botschafter beim Vatikan dort noch mit seiner Frau aufhielt, einen Brief zukommen lassen. Ich kannte die Weizsäckers aus der Berliner Zeit und bat sie festzustellen, wo sich meine Familie befand, und ihr die Nachricht zuzustellen, daß ich lebe. Erstaunlich schnell kam von Frau von Weizsäcker Rückantwort. Meine Familie sei in einem Dorf zwischen der holländischen Grenze und der Ems, gegenüber von Emden. Interessanterweise war das die ehemalige Verbrecherkolonie Friedrichs des Großen. Diese Nachricht war für mich eine sehr große Erlösung und, wie ich dann später von meiner Familie hörte, umgekehrt natürlich auch, als sie von mir erfuhr. Wenn ich mich richtig erinnere, hat Frau v. Weizsäcker in der Zeit auch noch einiges für meine Frau und die Kinder getan.
Eines Tages war wieder Aufbruch; es hieß: „Lauterbacher kommt nach Übersee." Das war ein weiter Begriff. Zunächst blieb ich aber nach Kreuz- und Querfahrten in einem kleinen Lager in der Nähe Neapels. Dort traf ich schon wieder einen Bekannten, und zwar den ehemaligen Hauptschriftleiter der SS-Zeitung „Das Schwarze Korps", Gunther d'Alquen. Wir kannten uns gut, ohne besonders enge Freunde zu sein.

In dem Lager war ich nicht sehr lange. Eines Morgens brachte man mich zum Flughafen von Neapel und verfrachtete mich in eine Linienmaschine der British Airways, natürlich nicht ohne Begleitung. Nach einem stürmischen Flug war Zwischenlandung in Marseille. Ich übernachtete im Flughafengefängnis, und dann ging es weiter nach London.
Dort kam ich allerdings nicht in ein Lager, sondern in eine pompöse Villa in Kensington Park. In ihren zwanzig Räumen beherbergte sie schätzungsweise ein Dutzend Generale, vornehmlich der Luftwaffe. Kontakte waren nicht möglich; man sah sich nicht. Im Gegenteil, wenn man zur Vernehmung gebracht wurde, ertönten Pfeifsignale, die Türen wurden geschlossen, und man kam ungesehen zu dem vernehmenden Offizier. Anläßlich einer dieser „Führungen" sah ich doch zwei Luftwaffengenerale, die ich aber nicht kannte.
Die Unterbringung war nach all dem, was ich erlebt hatte, geradezu fürstlich. Dagegen waren die Vernehmungen durch Oberst Patterson-Scotland anfangs recht ungut. Er war schätzungsweise fünfzig Jahre alt und äußerlich der Prototyp des englischen Offiziers, weißhaarig, eine imponierende Erscheinung. Er sprach fließend deutsch. Zunächst war er eiskalt und ließ mich trotz meiner Krücken stehen, bis ich ihn endlich darauf aufmerksam machte, daß ich nicht mehr stehen könne, mich also auf den Fußboden setzen müsse. Darauf bekam ich eine Sitzgelegenheit.
Eines Tages ereignete es sich, daß ich in einem Meeting mit Engländern einen Bekannten sah, den ich aus der Vorkriegszeit kannte. Es handelte sich um einen Mr. Ross, der damals, als ich einen Vortrag vor Angehörigen des englischen Erziehungsministeriums gehalten hatte, zugegen gewesen war. Er entschuldigte sich in einer der berühmten Teepausen bei mir für das, was passierte. Offenbar hat er sich dann für mich verwandt. Von da ab liefen die Verhöre sehr viel flüssiger und in einer angenehmen Atmosphäre weiter.
Die Vernehmungen waren für mich deshalb besonders interessant, weil sie Vorgänge behandelten, die gar nicht „top secret" waren. Natürlich wurde ich auch gelegentlich gefragt, wo sich irgend jemand aufhalte, ob ich diesen und jenen kenne und ähnliches. Im wesentlichen wurde ich aber zu den Themen Hitler-Jugend, moderne

Jugenderziehung in der HJ, „Jugend wird von Jugend geführt" befragt. Das war selbstverständlich nicht neu; außerdem kannte ich alle englischen Bücher, Fragen und Antworten dazu.
Dann kam sehr ausführlich das Thema Reichsreform zur Sprache. Dazu habe ich Wesentliches sagen können, nämlich, daß das eine echte Aufgabe gewesen sei. Wir alle hätten unter den verschiedenen Grenzziehungen und ihren Überschneidungen gelitten, und ich selbst hätte dann einen Auftrag des Reichsinnenministers Dr. Frick gehabt, an dieser Reichsreform mitzuarbeiten, und zwar für Norddeutschland und Niedersachsen. Damit erregte ich das Interesse der Engländer. Ich schrieb ihnen in tagelanger Arbeit alles auf und zog also genau die Grenzen, die das heutige Niedersachsen umfassen. Dabei löste ich, die echten Braunschweiger mögen es mir nachsehen, Braunschweig ebenso auf wie Oldenburg und andere noch vorhandene Kleinstaaten wie Lippe.
Eines Tages eröffnete mir der Oberst dann, daß ich vom Internationalen Tribunal in Nürnberg angefordert worden sei, und zwar als Entlastungszeuge für Schirach. Nun hatte Nürnberg damals immer Priorität, gleichgültig, wo man sich aufhielt. Oberst Patterson-Scotland gab zwar der Hoffnung Ausdruck, daß ich wieder nach London zurückkehren würde, da man noch viele Fragen habe; dazu kam es aber nicht.
Begleitet von einem jungen sympathischen Leutnant namens Brown wurde ich in einer Militärmaschine nach Nürnberg-Fürth geflogen und landete anschließend in dem hinter dem Justizpalast befindlichen Gefängnis, das jetzt das sogenannte „Kriegsverbrechergefängnis" war. Ich kam in die erste Etage des Hauptflügels, die so eine Art Quarantänestation für alle Neuankömmlinge war. Dort verbrachte ich acht bis zehn Tage. Nach einer ausführlichen ärztlichen Untersuchung ließ man mich zunächst in Ruhe. So sah ich all die Tage unter mir die sogenannten Hauptangeklagten, an der Spitze Göring und Heß. Die Luken in den Zellentüren, die normalerweise nur für die Essenszureichungen geöffnet wurden, blieben bei uns Zeugen offen und waren nur bei ungewöhnlichen Vorkommnissen geschlossen.
Im großen Court war ich einmal der Hauptentlastungszeuge für Schirach; ferner wurde ich als einer der Hauptentlastungszeugen für die Politischen Leiter vernommen sowie für den ehemaligen Gauleiter

Sauckel, der wegen des Arbeitseinsatzes der Ausländer angeklagt war. Meine entsprechenden Aussagen waren umfangreich; sie sind wortwörtlich in den Protokollen festgehalten und bilden einen Teil des in zahlreichen Bänden gedruckten und dort nachlesbaren Prozeßverlaufs.

Meine nächste Station erwies sich wieder als ein Lager, und zwar sinnigerweise das auf dem Gelände des ehemaligen HJ-Lagers in Langwasser. Es war in der Tat auch fast ein Lager der Jugend, denn die meisten Insassen waren Waffen-SS-Angehörige, die früher irgendwann einmal HJ-Mitglieder oder HJ-Führer gewesen waren, so daß es ein Wiedersehen auf Schritt und Tritt gab.

Die Jungs hatten sich etwas Besonderes einfallen lassen und unter einer betonierten Straße hindurch in mühseliger Arbeit und bergmännisch fachgerecht einen Stollen zum Verpflegungslager der US-Armee gebaut. Ich habe diesen Stollen gesehen, wenn ich auch nicht in dem Verpflegungslager war. In unserem Lager gab es dadurch die schon lange vermißten Dinge, vom herrlich duftenden echten Kaffee bis hin zu Süßigkeiten jeder Art.

Es gab noch eine weitere Attraktion. Aus der Zeit der Reichsparteitage existierte ein trockener Abwasserkanal mit Auslauf nach außen. Durch ihn konnten täglich zwanzig, dreißig und mehr Männer das Lager verlassen, um einige Tage bei ihren Angehörigen zu verbringen, die entweder in der Gegend von Nürnberg wohnten oder eigens gekommen waren. Man bot mir an zu fliehen. Ich lehnte jedoch ab, obwohl meine Situation alles andere als angenehm war und ich mich gern zu meiner Familie begeben hätte. Schließlich war mir klar, daß eine Flucht nach kürzester Zeit irgendwie und -wo enden würde. Es kam hinzu, daß ich immer noch als Zeuge benötigt wurde, und ich vertrat damals den heute für viele unverständlichen Standpunkt, daß man für seine Kameraden mit einstehen müsse.

Bald hieß es wieder reisen. Über die verschiedenen Zwischenstationen wie Frankfurt am Main, Göttingen und Braunschweig wurde ich nach Hannover gebracht. Während meiner Aussage für Schirach in Nürnberg hatte mir der englische Chefankläger ins Gesicht geschleudert, ich hätte in Hameln neunhundertsechsundachtzig Kriegsgefangene mit Strychnin, Arsen und Blausäure vergiftet.

Natürlich erregte das Aufsehen in dem großen Gerichtssaal. Erfreulicherweise war ein Anwalt eines der Hauptangeklagten zur Stelle, der anhand einer Reihe von Zeitungsartikeln nachweisen konnte, daß es sich in Hameln nicht um ein Kriegsgefangenenlager, sondern um ein Zuchthaus mit hochkriminellen Insassen gehandelt habe, die aber alle lebend das Zuchthaus verlassen hätten und nach Thüringen transportiert worden seien. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß ich trotzdem in Hannover vor das höhere englische Militärgericht gestellt werden sollte.
Im ersten Augenblick, als mir das in Nürnberg entgegengehalten wurde, wußte ich nicht, wie ich das einordnen sollte. Ich hatte keine unmittelbare Erinnerung an die Vorfälle, bis mir schließlich klar wurde, daß es mit meiner allerletzten Bereisung an der Weser entlang und mit meinem Besuch, beides halb liegend, halb stehend, in der Kreisleitung in Hameln zusammenhing.
Über die Ereignisse in Hameln habe ich an früherer Stelle berichtet. Genau die gleiche Schilderung gab ich dem Gericht, und da die Anklage mir zwar strafbare Handlungen vorwarf, meine Verteidigung jedoch alle Anklagepunkte entkräften konnte, war mein Freispruch die unausbleibliche Folge. Er war der erste Freispruch eines Gauleiters, aber nicht etwa gleichbedeutend mit meiner Entlassung. Vielmehr wurde ich in das Lager Fallingbostel gebracht. Dort trat ich allerdings recht keß auf. Die Inhaftierten, in der Mehrzahl aus meinem Gau, waren im wahrsten Sinne des Wortes am Verhungern und nicht wiederzuerkennen. Völlig willenlos und apathisch vegetierten sie dort als menschliche Wracks. Weder gutes Zureden noch die Aufforderung, sich zur Wehr zu setzen, ging ihnen ein.
Das letztere versuchte ich und schritt zur Tat. Relativ gut genährt, wie ich von Nürnberg her noch war, wurde ich bei dem englischen Lagerkommandanten, einem Oberst, vorstellig. Der brüllte zunächst los und wollte mich einsperren lassen, war dann aber doch bereit, sich meine Beschwerden anzuhören. Davon gab es genug: kaum etwas zu essen, keine Heizung in den Baracken bei fünfundzwanzig Grad Kälte, unzulängliche sanitäre Verhältnisse und etliches mehr. Das Ergebnis war, daß ich eine Gruppe zusammenstellen mußte, die für die verschiedenen Probleme zuständig sein sollte. Einige Tage später

wurde ich mit großer Mehrheit zum Lagersprecher gewählt, so daß ich dem Oberst mit meinen Helfern und einer „demokratischen Legitimation“ gegenübertreten konnte. Dabei erinnere ich mich besonders an die mutigen Worte des ehemaligen Kreisbauernführers von Nienburg, der dem Oberst vorhielt, daß er uns schlechter behandle als er, der Bauer, seine hundert bis zweihundert Schweine. Das war natürlich ein starkes Stück, und der Oberst verbat sich diesen Ton. Es geschah dem Bauern jedoch nichts, und von da ab wurden die Verhältnisse langsam besser.

Allerdings wies mich der Oberst auch darauf hin, daß unsere eigenen Kameraden an den Zuständen mitverantwortlich seien. Es gab eine deutsche Lagerleitung, und es waren Verpflegung, Decken, Medikamente und anderes außerhalb des Lagers nach Herzenslust verschoben worden. Daß ausgerechnet auch ein ehemaliger HJ-Führer aus der Reichsjugendführung unter den Gaunern war, bewies, daß die Weltanschauung nicht immer und überall erfolgreich gewirkt hatte.

Irgendwie war ich letztlich durch meine Aktivitäten wohl unbequem geworden. Hatte ich doch beispielsweise Telegramme an politische und kirchliche englische Persönlichkeiten gerichtet und zum erstenmal im Lager Fallingsbostel richtig Krach gemacht. So hieß es eines frühen Morgens: „Aufstehen, packen, abfahren!“ Ich wurde in das Lager Sandbostel im Landkreis Bremervörde verlegt.

Dort landete ich in einem Waffen-SS-Lager, in dem man alles gut organisiert hatte. Es war mir sehr sympathisch, daß ich da einen solchen Kreis vorfand, denn das waren alles junge kampferprobte Soldaten mit einer Kameradschaft, wie wir sie nur vor dem Kriege erlebt hatten. Die Schreibstube stellte mir einen Platz in einer sogenannten Kopfstube in einer der Baracken zur Verfügung. Ich muß gestehen, ich wußte damals nicht, was eine Kopfstube war. Man hätte es natürlich erraten können; es gab diese bevorzugten Stuben in jeweils einer Baracke. Dort kam ich dann unter anderen mit dem ehemaligen Vorkriegsführer des HJ-Gebietes Niedersachsen, Willi Blomquist, zusammen, der als Hauptmann der Wehrmacht noch zur Waffen-SS versetzt worden war. Er hatte sich als Goldschmied eine Werkstatt eingerichtet und stellte für die Engländer Schmuck her. Dadurch verdiente er sich ein gutes Zubrot, das er seiner Familie

zukommen ließ. Wir alle konnten von dem Segen letztlich ebenso ein bißchen abbekommen.
Es dauerte wiederum nicht lange, und meine nächste Station wurde Dachau. Der Kommandant des Lagers Sandbostel hatte mir schon vor meinem Abtransport gesagt, daß gegen mich eine Menge vorläge.
Worum ging es also? Bei einem der ersten Einsätze der deutschen Düsenjäger hatten die amerikanischen Bomberverbände große Verluste erlitten; über hundertzwanzig Flugzeuge waren abgeschossen worden. Ein mehr als herber Verlust, den sich die Amerikaner bei ihren Tageseinsätzen auf Dauer nicht hätten erlauben können. Dabei waren Flugzeugbesatzungen auch im Kreis Goslar notgelandet, in das Rathaus von Vienenburg eingeliefert und dann auf einen angeblichen Befehl des Gauleiters und Reichsverteidigungskommissars hin erschossen worden. Das behauptete jedenfalls die amerikanische Anklage.
In Wirklichkeit verhielt sich die Angelegenheit total anders. Wie ich bereits erwähnte, hatte ich klipp und klar angeordnet, daß alle abgeschossenen Flieger den deutschen Fliegerhorsten zu übergeben seien. Das ist auch im gesamten Gau mit seinen sechsundzwanzig Kreisen so gehandhabt worden. Nur ein einziges Mal, in Vienenburg, ereignete sich etwas anderes. Derjenige allerdings, der das veranlaßt hatte, war der höhere Polizeiführer, der von seinem Gefechtsstand, wie er ihn nannte, in Bad Harzburg die herunterfallenden Flieger beobachtete und entsprechende Aktionen befahl.
War mein Prozeß in Hannover in drei Tagen abgeschlossen gewesen, so lief der in Dachau über sieben bis acht Wochen. Die einzige Gemeinsamkeit beider Verfahren bestand darin, daß es für sie keine Protokolle gab. Hatte ich in Hannover nicht eine Möglichkeit, mit anderen Angeklagten zusammenzukommen oder irgend etwas Außergewöhnliches zu bemerken, so verlief das in Dachau alles ganz anders. Dort waren die Vernehmungsbaracken noch die alten Lagerbaracken; in der einen Hälfte saßen die Staatsanwälte, genauer gesagt die „prosecutors“ (Verfolger), und auf der anderen Seite die Rechtsanwälte mit ihren Delinquenten. Mein amerikanischer Anwalt, Mr. Doneyhill, ein ehemaliger Frontoffizier, der ein Bein verloren hatte, war ein großartiger Mann.

Anläßlich meiner Unterhaltungen mit ihm hatte ich Gelegenheit, durch die Ritzen der dünnen Wände akustisch wie auch optisch mitzuverfolgen, wie die amerikanisch-jüdischen Staatsanwälte ihre Zeugen manipulierten. Ich erinnere mich an einen Fall, der das Lager Mauthausen betraf; in anderen Fällen verhielt es sich fast stets identisch. Ein ehemaliger KZ-Insasse, der aus einem ganz anderen Lager kam, wurde mit Überredung, Drohung, zigfachen Wiederholungen anhand von Lageplänen und weiteren Detailhinweisen dazu gebracht, bestimmte Angeklagte als Täter im Sinne der Anklage zu identifizieren.
Auf diese Weise kamen ungezählte sogenannte „Zeugen" vor die Richter. In den amerikanischen Prozessen saßen nie ein, zwei oder drei Angeklagte auf der Bank, sondern immer gleich fünfzehn bis zwanzig. So war es auch in meinem Prozeß. Wir waren fünfundzwanzig und hatten alle Nummerntafeln auf der Brust. Eine ganze Zeitlang „erkannten" dann die Zeugen der Anklage prompt immer die richtigen Angeklagten, wozu sie vorher entsprechend manipuliert worden waren. Die Folge derartiger Praktiken war, daß eine ganze Reihe von so Belasteten später in Landsberg gehenkt wurden, obwohl sie ohne Schuld waren. Zu dem hier Gesagten stehe ich mit meinem ganzen Leben; so und nicht anders wurden Zeugenaussagen herbeigeführt, ich war persönlicher Zeuge dieser Vorgänge in Dachau.
Nun hatte die Verteidigung eines Tages einen Hinweis zugespielt bekommen, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und tauschte mit Genehmigung des Gerichts die Nummerntafeln aus. Prompt flog die Täuschung auf, was sicher ein großer Gewinn war, wenn auch weiterhin ähnlich gehandelt wurde.
In meinem Fall konnte man solche manipulierten KZ-„Zeugen" nicht vorführen. Dank der generösen Tätigkeit meines amerikanischen Pflichtverteidigers entwickelte sich mein Prozeß recht erfreulich zu meinen Gunsten, bis dann ein sogenannter Leumundszeuge auftrat, nämlich zu meiner Verblüffung der ehemalige Regierungspräsident Rudolf Diels.
Meine Verteidigung erkannte sofort die Gefahr und beantragte eine Unterbrechung von einigen Tagen. Jetzt war für mich der Moment gekommen, nicht mehr zu schweigen, sondern zum Gegenangriff

anzutreten. Es ging nicht nur mehr um meine Verteidigung, sondern um die Richtigstellung von Unwahrheiten, die nicht nur mich, sondern meine Kameraden und darüber hinaus weite Teile des deutschen Volkes belasten sollten.

Der Prozeß wurde dann nach acht Tagen fortgesetzt, wobei sich der Verteidiger des mit mir zusammen angeklagten ehemaligen Kreisleiters von Goslar, ein tief rothaariger gutmütiger Jude, besonders hervortat, nachdem er gehört hatte, daß es sich bei Herrn Diels um den Gründer der Staatspolizei und der ersten KZ handelte.

Ich selbst hatte, so schwer es mir auch fiel, meinerseits Zeugen aufgeboten, die beweisen konnten, jedenfalls aus ihrer Sicht, daß die Behauptungen Diels' aus der Luft gegriffen waren. Unter anderen war das der ehemalige Reichsfinanzminister Graf Schwerin-Krosigk, also ein Mann, der auch von den Alliierten anerkannt wurde.

Zuschauer waren immer noch vorhanden, die auf das große Ereignis warteten, das aber nicht kam. Vielmehr ging der Prozeß bald zu Ende. Mein Verteidiger brauchte kein langes Plädoyer zu halten. Er sagte nur und das wörtlich: „Wohl dem, der einen Diels zum Feind hat!" Das Verfahren endete mit meinem totalen Freispruch. Eine weitere Sensation: Nach Hannover war ein zweites Mal ein Gauleiter freigesprochen. Es gab in der Presse viel Wirbel, auch damals schon. Aber ein Freispruch war ein Freispruch. Der Fall war ein für allemal erledigt.

Wie schon nach dem Prozeß in Hannover bedeutete auch der jetzige Freispruch nicht die Freiheit für mich, sondern ich fand mich sofort im Lager Sandbostel wieder. In Stade sollte dann ein weiterer Prozeß gegen mich stattfinden, nämlich vor dem Entnazifizierungsgericht. Das war keine Spruchkammer, sondern ein mehr oder weniger ordentliches Gericht. Die Engländer und Amerikaner hatten mich nicht verurteilen können, obwohl sie es wahrscheinlich ganz gern getan hätten. Jetzt sollte ich von einem deutschen Gericht verurteilt werden. Sinnigerweise mit Hilfe eines Staatsanwaltes, der früher in Dresden Ortsgruppenleiter gewesen und wegen Lebensmittelschiebungen mit Schimpf und Schande aus der NSDAP ausgeschlossen worden war. Ausgerechnet ein solcher Mann stand mir nun gegenüber, wahrscheinlich, um sich durch mich zu rehabilitieren. Es

brauchte mich also gar nicht zu wundern, als ich von ihm erfuhr, daß für mich bereits sieben Jahre Arbeitslager im Emsland vorgesehen waren.
Daß mir das alles selbstverständlich von vornherein und im Hinblick auf weitere Lageraufenthalte überhaupt nicht paßte, dürfte klar sein. Deshalb stand der Entschluß zu fliehen bald fest. Ich war dabei nicht allein, da mein Freund Willi Blomquist mitmachte. Ein erster Fluchtversuch scheiterte. Wir versuchten, mit Drahtscheren die Zäune zu überwinden. Da das in einer sehr frostig-kalten Nacht geschah, sprangen die Drähte beim Zerschneiden klirrend auseinander. Dadurch wurden die Wachen auf den Türmen, übrigens alles deutsche „Hiwis“, aufmerksam und schalteten die Scheinwerfer ein. Diese suchten uns zunächst in der falschen Richtung, so daß wir unerkannt in die Lager-Sauna und dann in die Baracken zurückrobben konnten. Nach ein paar Tagen hatte sich die Aufregung wieder gelegt.
Ich wollte aber trotzdem und auf alle Fälle aus dem Lager heraus. Das gelang mir dann schließlich im Februar 1947 mit Hilfe der deutschen Lagerärzte, alles Waffen-SS-Ärzte. Ich ging ins Revier, um meine Kniescheibe wieder einmal behandeln zu lassen. Natürlich war das ein Vorwand, um mich aus dem inneren Lager in das äußere verlegen zu lassen. Von dort aus konnte ich eines Tages in aller Hergottsfrühe auf den großen Wagen des englischen Lagerkommandanten kriechen. Der Fahrer, ein Obersturmführer der Waffen-SS, packte Decken, Abschleppseile und sonstiges auf mich, so daß ich unter einem Haufen Zeug verborgen durch zwei Sperren hinausgefahren wurde, wenn man so will, sogar fast „standesgemäß“. Wenn später immer wieder die Behauptung vertreten wurde, ich hätte bei dem Ausbruch die Hilfe englischer Offiziere gehabt, so ist das absolut unwahr.
Meine Flucht wurde Gott sei Dank erst so spät entdeckt, daß ich inzwischen einen großen Vorsprung hatte und in gut einhundertfünfzig Kilometer Entfernung vom Lager in der Lüneburger Heide an einem Ort untertauchen konnte, wo sich die Füchse „Gute Nacht“ sagen. Das war allerdings auch zweckmäßig, denn am Abend hatte man meine Flucht entdeckt und eine Großfahndung eingeleitet. Mir selbst machte das Unternehmen aus mehreren Gründen Spaß. Einmal

war es eine gewisse Herausforderung und sportliche Prüfung. Man konnte also noch einigermaßen was leisten, zum anderen sah ich vor mir das dumme Gesicht des erwähnten Staatsanwalts in Stade, der, wie ich später erfuhr, mehr als erbost reagierte, daß ihm der „dicke Fisch" entwischt war.

In diesem ersten Versteck blieb ich einige Wochen, in denen ich in meiner Kühnheit sogar so weit ging, Tagesausflüge über die Umgebung hinaus bis nach Hamburg zu unternehmen. Außerdem, und das war für mich natürlich sehr wichtig, konnte ich dort meine Frau und die Kinder wiedersehen, wenn selbstverständlich nur sehr konspirativ. Immerhin war meine Frau wegen meiner Flucht zunächst sehr behelligt worden, angefangen mit zahlreichen Verhören bis zur Androhung der Inhaftierung.

Es verstand sich, daß mein Aufenthalt in der Heide nur vorübergehend sein konnte. So verbrachte ich die folgenden Monate bis zum Sommer an verschiedenen Orten in Norddeutschland, unter anderem bei einem Bauern in Dithmarschen, bei dem ich als junger Österreicher eine Zeitlang im Landdienst gearbeitet hatte.

Auf dem Wege nach Süden vollbrachte ich dann etwas, bei dem ich mich auch heute noch über meine damalige Frechheit nur wundern kann. Als ein im ganzen Land Gesuchter marschierte ich kühn, dreist und gottesfürchtig in das sogenannte Generalslager, das die Amerikaner bei Marburg eingerichtet hatten für alle in ihrer Hand befindlichen Generale der drei Wehrmachtsteile und der Waffen-SS, die dort auf Grund ihrer Erfahrungen Kriegsgeschichte schreiben sollten und großenteils auch geschrieben haben.

Ich traf dort den Generalobersten Guderian und einen alten Freund, den bereits erwähnten SS-Obergruppenführer Steiner, sowie etliche andere Kameraden. Sicher war es insgesamt eine eigenartige Situation, nicht nur im Hinblick auf meine eigene Lage. Sie alle waren damals noch nicht bereit zu kapitulieren und auch noch nicht der Meinung, daß nun alles zu Ende sei mit dem nationalsozialistischen Deutschen Reich. Wir Jüngeren sahen die Dinge schon etwas nüchterner.

Die älteren Herren, zu denen auch Guderian und Steiner zählten, waren noch voller Hoffnungen und Illusionen. So vertraten sie die Idee, so etwas wie ein Freikorps aufzustellen. Zur militärischen Seite

konnte ich nicht allzuviel sagen, obwohl es mir nicht ganz geheuer war. Ich wurde weiter gefragt, wie viele Divisionen ich zur Verfügung stellen könnte. Das war eine ernsthafte Frage. So leid es mir tat, die Herren enttäuschen zu müssen, so mußte ich sie doch auf den Boden der Wirklichkeit zurückholen und ihnen sagen, daß ich sicher noch einen Anhang hätte, aber so wenig wie der Papst (siehe Stalins Bemerkung) Divisionen aufstellen könnte.
So war es letztlich ein melancholischer Nachmittag in dem Lager, bevor ich anschließend über verschiedene Stationen, beispielsweise Sindelfingen, im Sommer in Bayern landete, und zwar auf einer Alm in der Nähe von Kochel; man konnte beinahe sagen, fernab von Gott und der Welt. Aber gerade dort bot sich die Möglichkeit, mich noch einmal mit meiner Frau zu treffen und viele Wochen mit ihr zusammenzusein. Die völlige Abgeschiedenheit war uns da nur recht; schließlich hatten wir viel zu besprechen, es mußte für eine ungewisse Zukunft geplant werden. Versorgt wurden wir aus dem Dorf durch einen Bauern, selber ehemaliger SS-Führer, der uns mit seiner Kraxe die notwendigen Lebensmittel brachte.
Wir verbrachten dort die Zeit mit Wanderungen, die uns auch weiter brachten, da ich die Gegend sehr gut kannte. So machten wir auch einmal einen kurzen Besuch bei Henriette v. Schirach in der Jachenau. Warum tat ich das? Nun, obwohl ich selbst mit meiner Familie in Nöten war, fühlte ich die Verpflichtung, mich auch um Baldurs Familie zu kümmern; er selbst konnte es ja nicht. Sie war in einem ehemaligen Gasthof untergebracht, und es war recht nett. Und doch brachte der Besuch einige unangenehme Nebenerfahrungen. Außerdem mußte ich selbst zusehen, wie es weiterging.
Bald landete ich in einem Ort im Inntal nahe der österreichischen Grenze, von wo aus meine Flucht über Österreich nach Italien erfolgen sollte. Es gesellte sich ein ehemaliger HJ-Führer und Luftwaffenoffizier – er war Einflieger bei einem der großen Flugzeugwerke gewesen – zu mir, der später nach Damaskus ging. Man kann sagen, daß er es war, der eigentlich die syrische Luftwaffe, besonders die Jagdfliegerei aufbaute.
Meine Flucht begann schon in Freilassing, wo ich mit Hilfe eines späteren Bundestagsabgeordneten, der ein alter HJ-Führer war, öster-

reichische Ausweispapiere und sonstige Ausrüstungsgegenstände bis hin zum Gamsbart erhielt. So konnte ich ziemlich gefahrlos mit dem Zug nach Österreich hineinfahren. Im Salzburgischen hatte ich dann die Möglichkeit, im Haus von Freunden zum letzten Mal meine alte kranke Mutter zu sehen, die von Kufstein herübergekommen war. Danach begann ein anstrengender und durchaus abenteuerlicher Weg, nämlich über die Grenze von Nord- nach Südtirol über den Brenner. Hoch über der Grenzstation gingen oder krochen wir zusammen mit einer Gruppe von Schmugglern, die Sensen und alles mögliche nach Italien brachten, nachts durch das bergige Gelände. Dabei wäre das Abenteuer beinahe noch schlecht ausgegangen. Meinem Freund fiel der Hut herab. Er sprang ihm nach und wäre fast abgestürzt. Dabei lösten sich Steine und polterten bergab, die Schmuggler fluchten, da ihnen solche Dummheit normalerweise nicht unterkam. Doch alles ging gut, und wir waren in Italien.
Nach einigen Tagen Aufenthalt in Bozen und St. Pauls, selbstverständlich wieder unter Außerachtlassung sämtlicher Sicherheitsvorkehrungen, fuhren wir mit dem Zug nach Rom. Dort hatte ich eine „Anlaufstelle“, die Anschrift von Bekannten, bei denen wir mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurden und unterkommen konnten.
Von dort ging ich eines Tages zu dem österreichischen Bischof Dr. Alois Hudal, dem Dekan der „Anima“ und deutschen Bischof von Rom. Natürlich konnte ich nicht unter meinem richtigen Namen bei ihm vorsprechen. Um so überraschter war er, als er sah, wer da plötzlich vor ihm stand. Wie ich bereits geschildert habe, kannten wir uns ja schon seit dem Lager der HJ Italiens in Ostia 1934. Die Beziehungen waren anschließend nie abgerissen. So war ich in jenem Augenblick meiner Flucht bei ihm gleich zu Haus, und es verstand sich, daß er uns weiterhalf.
Mein Freund konnte sofort direkt nach Syrien reisen, während ich in Rom blieb, oder besser gesagt, bei Rom. Ich kam nämlich in dem Haus einer oberitalienischen Fürstin unter, einer achtzigjährigen Dame, die hervorragend deutsch sprach. Ihr Haus lag in Steinwurfnähe der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo. Die Fürstin hatte jeden Augenblick Besuch von dort, so daß ich bei der Gelegenheit etliche Kardinäle kennenlernte, die ich später in Rom im Vatikan besuchen konnte.

In der fürstlichen Villa verbrachte ich so einige sehr unbeschwerte Wochen, und ich schrieb sehr viel. Immerhin ging es für mich um die Frage: Wohin? Man hatte mir angeboten, nach Argentinien zu gehen. Das hätte ich von mir aus auch gern angenommen, aber ich glaubte, etwas zu weit von meiner Familie wegzukommen. Meine Frau hatte gerade eine Schilddrüsenoperation überstanden und war mit den Kindern ganz auf sich allein gestellt.

Also blieb ich in Europa, in Rom. In der Zwischenzeit hatte sich mein Bruder in München niedergelassen und die Exportfirma LABORA gegründet. Dieses Unternehmen wurde häufig wegen seines Namens mit irgendwelchen Laboreinrichtungen in Verbindung gebracht. Damit hatte es aber überhaupt nichts zu tun; vielmehr verkauften wir eigentlich alles, ausgenommen war jedwedes Kriegsmaterial. Derartige Firmen blühten in der damaligen Zeit auf; es war für die deutsche Industrie sehr wichtig, über solche Exportagenturen Verbindungen zum Ausland wiederherzustellen oder neu zu knüpfen. Diese Verbindungen hatten wir ja eben mit Italien, Spanien und anderen Staaten. So konnte ich für meinen Bruder und die Firma, die nach seinem Tode meine eigene werden sollte, in Italien gute Geschäfte machen. Unter anderem verkauften wir den ersten U-Boot-Motor, den die italienische Marine nach dem Kriege bekam, über eine Bremer Firma. Der Motor, das Neueste vom Neuen, war bei Kriegsende rechtzeitig vor dem Eintreffen der Alliierten wohlverpackt in der Weser versenkt worden und wurde jetzt für diesen Spezial-Export gehoben. Natürlich war das eine innere Sensation, denn öffentlich sprach man darüber selbstverständlich nicht.

Aber dabei blieben wir nicht stehen, sondern versuchten, unsere Geschäfte auszuweiten. Mit Hilfe meiner italienischen Freunde erhielt ich nicht nur eine Aufenthaltserlaubnis für Rom, ich bekam auch einen Personalausweis, der zwar nicht meinen Namen trug, aber offiziell und nicht gefälscht war. Damit bewegte ich mich in ganz Italien und konnte also alle meine interessanten Kontakte, bis hinein ins Marineministerium und beispielsweise über den letzten Kabinettschef Mussolinis, den Conte Mellini, pflegen. Zwar waren die meisten dieser Freunde und Bekannten unmittelbar nach dem Kriege verurteilt worden, in Ausübung des italienischen Modus, der liberaler und

nicht so tierisch ernst wie der deutsche war, aber nach spätestens drei Jahren wieder freigelassen.
Nun war ich also etabliert, und es lief alles sehr gut. Vielleicht war ich deshalb ein wenig unvorsichtig gewesen, jedenfalls erschien eines Tages in der „Unita“, der Zeitung der kommunistischen Partei Italiens, ein ganzseitiger Artikel über mich und den Bischof Hudal. Darin wurde auch angegeben, unter welchem Namen ich wo lebte. Natürlich war ich erschrocken, denn so etwas war in meinem Konzept nicht vorgesehen. Meine Freunde beruhigten mich, nicht zuletzt unter Hinweis darauf, daß in Italien nichts so heiß gegessen werde, wie es gekocht worden sei, zum anderen mit Blick auf die Verbindungen zu maßgeblichen Personen und Stellen.
Das Innenministerium war aber fest in der Hand des späteren Parteivorsitzenden der Christlichen Demokraten und des Ministerpräsidenten Scelba, und mit ihm war kein Kompromiß möglich. Das unterschätzten meine Freunde wohl ein bißchen. So blieb es nicht aus, daß ich eines Tages abgeholt wurde, allerdings sehr nett und höflich, von Zivilisten in einem zivilen Fahrzeug. Im Ufficcio Stranieri, der römischen Quästur, riet man mir, in Süditalien unterzutauchen. Dazu kam es nicht, und so landete ich schließlich in dem berühmt-berüchtigten Gefängnis „Regina Coeli“, wo ich ungefähr drei Wochen verbrachte. Natürlich hatten meine Freunde mir einen Rechtsanwalt besorgt; zu einer Befreiung reichte es aber noch nicht.
Darauf wurde ich abtransportiert in das Ausländerlager „Le Fraschette“, das zwischen Rom und Neapel in einer landschaftlich wunderbaren Region liegt. Auf dem Weg dorthin hatte ich in dem kleinen Gefängnis von Frosinone ein Erlebnis, das ein bezeichnendes Licht auf die italienische Lebensart warf.
Eines Abends wurde ich zum Gefängniskommandanten geholt, und zwar in seine Wohnung. Dort war ein reichhaltiger Tisch gedeckt, auch Chianti fehlte nicht, und der Kommandant sagte gleich: „Wissen Sie, ich bin ein alter Faschist und hierher kommandiert. Ich möchte nicht, daß Sie den Abend einsam in Ihrer Zelle verbringen. Essen wir also zusammen.“ Es wurde ein wunderbarer Abend. Auf dem Rückweg hörte ich Klaviermusik. Diese stammte nicht von einer

Schallplatte, sondern von einem Flügel, der wahrhaftig in einer Zelle stand. Ich begriff, daß der, der dort spielte, ein Könner war. Am nächsten Tag erfuhr ich vom Kommandanten, daß es sich um einen berühmten Pianisten handelte, der wegen Totschlags nun einige Jahre im Gefängnis saß. Und da sagten sich die Italiener, warum er, wenn er schon im Gefängnis sitze, nicht einen Flügel haben solle. Tatsächlich wurde ein solches Instrument ins Gefängnis gebracht.

„Le Fraschette" war ein Anhaltelager der Faschisten gewesen, ein riesiger Komplex von vielleicht vier Quadratkilometer Größe mit Häusern, Wiesen, Feldern und einer Mauer herum. Es wurde jetzt als Ausländersammellager benutzt, in dem bis zu siebenundzwanzig Nationen eingesperrt waren: Seeleute, die ihr Schiff verpaßt hatten, Schmuggler, Grenzverletzer, Denunzierte und andere – ein bunter Haufen. Dort hatte ich auch zum erstenmal echten und unmittelbaren Kontakt mit einer Anzahl von Juden, die ich von einer sehr menschlichen Seite kennenlernte. Mit einzelnen konnte man sich unter Umständen stundenlang über alle Themen vernünftig unterhalten, sogar über den Nationalsozialismus. Sobald aber mehr als zwei oder drei zusammen waren, war das einfach nicht mehr möglich.

Lustig war, daß ich gleich am Lagertor gesagt bekam, der „Reichsjugendführer von Österreich" sei auch schon da. Natürlich war ich neugierig, wer sich wohl dahinter verbarg, zumal es einen solchen Führer nie gegeben hatte. Ich wurde bald gewahr, daß es dort nicht nur diesen „Führer", sondern auch noch eine Menge von SA- und SS-Gruppen- beziehungsweise Obergruppenführer gab. Das waren Menschen, die sich selbst dazu gemacht hatten. Bald nach der Kapitulation war jeder bemüht, nichts gewesen zu sein, aber binnen kurzem, wenigstens in Italien, machte man mehr Eindruck, wenn man etwas war.

Offenbar mußte ich mich wieder einmal auf einen längeren Lageraufenthalt einrichten, was mir natürlich überhaupt nicht paßte. Schließlich hatte ich gerade begonnen, mir in Rom eine Existenz aufzubauen. Außerdem hieß es, die Franzosen verlangten meine Auslieferung wegen eines angeblichen Konzentrationslagers in Bad Gandersheim am Harz. Das hatte es nie gegeben. Später stellte sich heraus, daß zurückmarschierende Insassen eines französischen Lagers irgendwann einmal über Bad Gandersheim gekommen waren. Das war alles.

Da ich auf die Dauer nicht untätig sein wollte und konnte, ging ich auf das Angebot der Lagerleitung ein und übernahm die Oberaufsicht über die Bibliothek. Dadurch, daß ich sie aus ihrem bedauerlichen Zustand in einen gebrauchsfähigen versetzte, hatte ich genügend zu tun und auch viel Freizügigkeit im Lager.
Offenbar erwarb ich mir dabei „außerordentliche Verdienste", denn eines Tages wurde ich von dem Lagerkaplan gefragt, ob ich nicht sein Sekretär werden wolle, der „secretario del cappelano". Ich kannte den gemütlichen Geistlichen durch meine Arbeit in der Bibliothek schon länger, auch wußte er sicher durch Bischof Hudal über mich Bescheid. So sagte ich ihm frank und frei, das sei wohl ausgeschlossen, da ich bereits vor über zehn Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten sei. Daraufhin klärte er mich auf, daß die Aufgaben des „secretario" nicht im geistlichen Bereich lägen; er habe die Bestände an Lebensmitteln, Kleidung und etliches mehr für das Lager zu verwalten. Es handelte sich dabei tatsächlich um riesige Mengen aller möglichen Güter für siebenhundert Mann.
„Wieso kommen Sie auf mich?" fragte ich ihn. Da meinte er in seiner herrlichen Art: „Weil Sie nicht stehlen!" – „Haben denn Ihre bisherigen Sekretäre gestohlen?" – „Ja", anwortete er, „die waren alle fromm in der Kirche, aber gestohlen haben sie alle, während der Messe, davor und danach und alles verschoben."
Heute mag die damalige Situation in etwa an Don Camillo und Peppone erinnern. Mir ging es aber weniger um irgendeinen Posten, als vielmehr um die damit verbundenen Bewegungsfreiheiten. Ich benötigte ja Ausweise, und mit dem des „secretario del capellano" konnte ich das Lager jederzeit verlassen, von früh morgens bis zur mitternächtlichen Sperrzeit. Das war mir wichtig.
Eine Zeitlang übte ich die Sekretärsfunktion aus und brachte erst einmal Ordnung in die Lagerkammern. Jetzt wurde nichts mehr verschoben. Auch dadurch verschaffte ich mir, zusätzlich zu den Ausweisen, weitere Freiheiten.
Da nun die Bemühungen meiner Freunde nicht zum Erfolg führten, wurde ich allmählich unruhig. Der Lageraufenthalt war mir zunehmend zuwider. So entfernte ich mich eines Sonntags ordnungsgemäß aus dem Lager und fuhr mit der Bahn unangefochten nach Rom. Von

dort schrieb ich verschiedene Briefe, unter anderem natürlich auch an den Lagerkommandanten und den Kaplan, die ich um Verständnis bat, denen ich am Schluß aber auch mitteilte, daß ich nach Damaskus ginge.
Tatsächlich war ich aber nach einer wegen eventueller Kontrollen im Gang der Bahn durchstandenen Nacht in Brixen in Südtirol. Dort und in der Umgebung hatte ich viele Freunde. Bei ihnen waren meine österreichischen Ausweispapiere hinterlegt, mit denen ich jetzt, obwohl mein Stempel für die Einreise nach Italien fehlte, problemlos nach Österreich kam.
Auch dort erwarteten mich natürlich Freunde. Um nun von Lienz in Osttirol nach Innsbruck zu kommen, mußte ich in einem plombierten Zug von Osttirol über Südtirol–Brenner fahren. Der Zug wurde speziell von solchen Osttirolern benutzt, die in ihre Landeshauptstadt wollten. Immerhin war diese Fahrt eine kleine Frechheit meinerseits, denn kaum war ich gerade herausgekommen, fuhr ich schon wieder hinein, wenn auch plombiert. Der Zug war aber gar nicht verplombt, denn plötzlich setzen sich drei italienische Polizisten zu mir. Sie unterhielten sich aber ganz belanglos mit mir, bis sie am Brenner ausstiegen; etwas später war ich wohlbehalten in Innsbruck.
Jetzt wollte ich von Kufstein, wo ich schließlich gelandet war, natürlich weiter nach Deutschland. Aber das war nicht so ohne weiteres möglich. Mit meinen österreichischen Papieren erhielt ich keinen Grenzschein, weil mein Personalausweis aus Linz an der Donau stammte. Der österreichische Beamte in der Bezirkshauptmannschaft, der mir diese Auskunft gab, entpuppte sich, als es für mich zum Rückzug zu spät war, als ein ehemaliger Schulkamerad. Gott sei Dank erkannte er mich aber nicht und riet mir, von der nahen Grenzstation der französischen Besatzungssoldaten einen Tagespassierschein zu holen. Das tat ich auch, mußte dafür aber meinen österreichischen Ausweis hinterlegen.
So war ich nach langen Jahren ausländischer Irrfahrten wieder auf deutschem Boden. Mein erster Weg führte mich zu den Freunden in Kiefersfelden. Über sie nahm ich Verbindung mit einem anderen ehemaligen Schulkameraden auf. Er war Kommandeur der deutschen Grenzpolizei in dem Abschnitt zwischen Kiefersfelden und Lindau.

Sein Rat war, gleich zu bleiben, einen endgültigen deutschen Ausweis werde man mir schon besorgen. Doch ich bestand darauf zurückzugehen, um meinen österreichischen Ausweis abzuholen. Ich wollte auf jeden Fall Aufsehen vermeiden. Also fuhr ich ordnungsgemäß zurück und ging dann von Kufstein aus, ähnlich wie damals am 19. April 1925, zu Fuß über die „Grüne Grenze“ und war endgültig in Deutschland.

XIII. DER 9. NOVEMBER 1938 – SCHICKSALSTAG FÜR DEUTSCHE UND JUDEN

Man muß nicht alle Menschen lieben

Man würde mir ein schlechtes Gewissen unterstellen, wenn ich in dieser Lebensschilderung das Judenproblem während meiner politischen Jahre bis 1945 unerwähnt ließe.
Allerdings schreibe ich auch mit diesem Kapitel keine Geschichte der Juden im Dritten Reich und stelle keine Untersuchung über Gründe und Hintergründe dieses Phänomens an. Es gibt von mir hier keine Darstellung der historischen, rassischen, philosophischen, religiösen und politischen Ausgangspunkte. Dies alles gehört in ein weiteres Buch der Grundsätzlichkeiten. Im folgenden bleibe ich auch bei der Darstellung eigener Erfahrungen und Erlebnisse. Mitgestalten konnte ich da gar nichts, weil mir der Zugang zu Entscheidungen fehlte. Ich war HJ-Führer, Politischer Leiter, Beamter und schließlich Reichsverteidigungskommissar, aber zu keiner Zeit Judenreferent.
Es wird Zustimmungen, aber auch Proteste aus meinen eigenen Reihen und natürlich aus den verschiedenen politischen Parteien geben, aus Religionsgemeinschaften und aus Verbänden. Ich will sie nicht herausfordern, aber sie sollen mich nicht genieren.
Im deutschen Raum der österreichisch-ungarischen Monarchie geboren, wurde ich großdeutsch und antisemitisch im Elternhaus, in Schulen, Turn- und Alpenvereinen erzogen und auf den Lebensweg gebracht.
In meiner Heimat habe ich zwei Juden, einen Getreidehändler und einen Notar aus der Distanz erlebt. Sie waren aus meiner jugendlichen Sicht Exoten, jedoch für meine weitere Einstellung unwichtig. In der Landeshauptstadt Innsbruck waren es wohl mehr, darunter eine Kaufhausfamilie, der ich nach dem Zweiten Weltkrieg begegnen sollte.
Unser jugendlicher Antisemitismus war weit von späteren Entwicklungen entfernt und erschöpfte sich in einer Art Wallfahrt zum sogenannten Judenkapellchen in der Nähe der Salinen- und Fuggerstadt Hall. Einer Legende gemäß, die sich hartnäckig bis heute behauptet hat, soll dort der „Anderl aus Rinn" einem Ritualmord zum

Opfer gefallen sein. Eine künstlerisch wertvolle Freske im Kapellchen, die darauf Bezug nahm, wurde nach 1945 überpinselt. Ob man auf diesem Wege Überlieferungen und den damaligen Antisemitismus der katholischen Kirche beseitigt, lasse ich bewußt offen.
Die Bücherverbrennungen der dreißiger Jahre haben ja auch Geist und Ungeist nicht beseitigt, so unrichtig und dumm sie schließlich waren.
In Braunschweig änderte sich in mir und an mir nichts. In der Drogisten-Akademie erlebte ich einen überaus tüchtigen jüdischen Professor für anorganische Chemie und vier oder fünf jüdische Mitstudierende. Im Verband Braunschweiger Drogisten-Akademiker, dem ich angehörte und vor dem ich einen Vortrag über die Rassenlehre hielt, saßen wir völlig frei und ungezwungen nebeneinander.
In meiner Hitler-Jugend hatte ich zwei sogenannte Halbjuden, die nach 1933 dann die seinerzeit möglichen Anträge auf Germanisierung stellten. Es waren nach 1933 Hunderte von Familien, die bei Schirach Schlange standen. Viele von ihnen wurden, vielleicht auch nur weil blond und blauäugig, „Ehrenarier".
Trotzdem wollten wir, das war mir schon in Tirol und dann in Niedersachsen klar, die Juden loswerden. Niemand hat an physische Gewalt gedacht, sondern nur an einen gerechten Ausgleich der Bevölkerungsstrukturen und der rein zahlenmäßigen Paritäten. Der fremde Überhang war zu groß. Heute pinselt man „Türken raus", damals hieß es „Juden raus". Wo ist hier im Prinzip der Unterschied?
Daß es zum Beispiel auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, also in Physik, Chemie und Medizin außergewöhnliche jüdische Genies gab, die in der Folgeentwicklung auf der Basis der deutschen Physiker Professor Hahn und Professor Werner Heisenberg die Atombombe bauten, war eine Tatsache. Einstein und seine Relativitätstheorie war ein Faktum. Wenn wir Nationalsozialisten sie nicht zur Auswanderung aufgefordert hätten, würden sie die Nutzung der Atomenergie für friedliche und kriegerische Zwecke für Deutschland erfunden haben.
Aber neben diesen beinahe unveräußerlichen Genies gab es auch die Überflutung in geisteswissenschaftlichen Berufen und in der Politik,



Der ungarische Jugendführer, Feldmarschalleutnant Böldy als unser Gast in Hannover 1941.

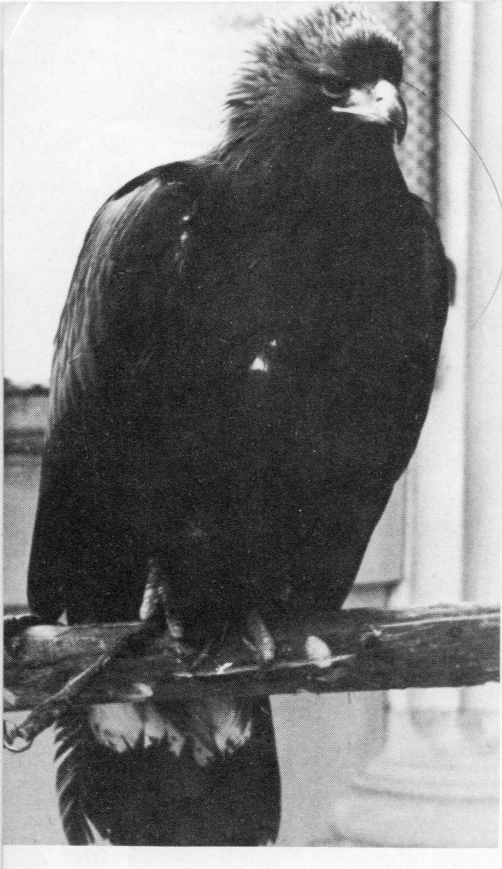


Unten links:
Bulgarische Jugendführer beim Modellflugbau der HJ in Hannover.

Unten rechts:
Rumänische Jugendführer.









Gauleiter Lauterbacher gratuliert dem Reichsmarschall Göring 1942 zum Geburtstag und macht ihm ein Geschenk – einen sibirischen Steppenadler. Göring hat das Originalbeizbuch in seiner Hand.

Der Autor in seiner heimatlichen Tracht auf dem Großglockner 1942.

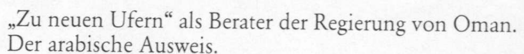


Als SS-Gruppenführer in einem HJ-Lager 1943.



Der Berater mit dem omanischen Kopftuch in seiner Wohnung in Muskat.





„Zu neuen Ufern" als Berater der Regierung von Oman. Der arabische Ausweis.



Modell eines Jugendheims – bisher sind an die 100 gebaut worden. Architekt: Diplom-Ingenieur Pfannmüller, Hannover/Rom. Man beachte die strenge Anlehnung an die heimische Architektur.

Kundgebung vor dem Römer in Frankfurt, neben Hartmann Lauterbacher Gauleiter Sprenger.

Drei Pensionäre 1960: die Gauleiter Florian, Lohse, Lauterbacher.

der Justiz, Journalistik, Industrie und im Handel. Nicht zuletzt in der Kunst sowie ganz eindeutig im Film.
Im heutigen Israel und in den USA leisten sie Erstaunliches, das will ja gar nicht bestritten werden. Aber wir Deutsche waren nicht nur ein Volk ohne Raum, sondern auch ein Raum ohne maximale Entfaltungsmöglichkeiten geworden. Zahlreiche und einflußreiche Berufsgruppen waren fest in fremden Händen. Die einseitige Lastigkeit des Judentums hat auch harmlose Gemüter, die mit Antisemitismus gar nichts im Sinne hatten, auf den Plan gerufen. Von einem Proporz war keine Rede mehr. Die Deutschen der Zeit zwischen 1918 und 1933 fühlten sich überrollt und beherrscht.
Ein besonderes Kapitel war ihr Einfluß bei den Banken, mehr als fünfzig Prozent der Aktiengesellschaften, der Warenhäuser, der Presse, der Vergnügungsindustrie waren ein Staat im Staate. Das weiß man heute nicht mehr oder verbietet, die Wahrheit zu verbreiten. Den Generationen nach dem Zweiten Weltkrieg, die zum Teil einer Gehirnwäsche unterzogen waren und sich nach wie vor in psychiatrischer Behandlung befinden, muß das aber klipp und klar gesagt werden. Die Ursachen für die perverse Entartung des Antisemitismus lagen nicht bei meiner Generation. Es war schon immer verführerisch und allzu leichtfertig gebräuchlich, die „Haltet-den-Dieb"-Methode anzuwenden, so auch hier.
Die Progrome in aller Welt seit Babylon (4000 Jahre v. Chr.) hatten keine haßerfüllten Väter, die von Haus aus Mörder waren, sondern provozierende Umstände als Verursachung. Daß dazu immer zwei gehörten, muß ich gelten lassen, aber die Explosionen, zu denen es in Deutschland schließlich kam, waren weder in der NS-Weltanschauung noch im Parteiprogramm der NSDAP vorprogrammiert.
Am 9. November 1938, der ein Schicksalstag für Deutsche und Juden werden sollte, versammelte sich die gesamte höhere Führerschaft aus der Partei, ihren Gliederungen und Verbänden, wie es schon traditionell war, im Festsaal des Alten Rathauses zu München als Gast des Reichsleiters und Oberbürgermeisters Fiehler zum Hühnereintopf. Man saß an drei die ganze Länge des Saales ausfüllenden Tischen. Am Kopfende der Quertafel hatten der Führer, Heß, Göring, Goebbels und alle anderen Reichsleiter Platz genommen. Mein Platz war im

obersten Bereich an einem der Längstische. Ich hatte Hitler und die anderen im Auge und hörte auch ihre persönlichen Unterhaltungen.

Über der Veranstaltung lag Besorgnis und Beklemmung, hatte doch am Vormittag ein in Hannover beheimateter Jude, Herschel Grynzpan, kaum älter als fünfundzwanzig Jahre, auf dem Gelände der Deutschen Botschaft im Pariser Palais Beauharnais auf den Legationsrat Ernst vom Rath geschossen und ihn lebensgefährlich verletzt. Es war der zweite Blitz aus heiterem Himmel nach dem Mord an dem Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP in der Schweiz, Wilhelm Gustloff. Der Täter dort war auch Jude.

Obwohl wir im Alten Rathaus um die Schwere der Verletzung wußten, die wenig Hoffnung auf Besserung zuließ, war an den Tischen nur betretene Unterhaltung zu vernehmen. Von einem Gegenschlag war nichts zu hören. Dann wurde Dr. Goebbels von seinem Adjutanten ans Telefon gebeten. Das war für uns die Todesnachricht aus Paris, denn nur in einem so außergewöhnlichen Fall konnte Goebbels aus dem Saal gebeten werden.

Der Reichspropagandaleiter und Minister für Volksaufklärung und Propaganda kam nach wenigen Minuten, während die Gespräche im Saal längst verstummt waren, aschbleich zurück und flüsterte dem Führer eine Nachricht ins Ohr. An den riesigen Fenstern zum Marienplatz hin unterhielten sich die beiden Männer leise. Dr. Goebbels sagte nur zu uns gewandt: „Der Führer verläßt uns." Hitler ging bleich und wortlos. Es ist eine der größten Lügen der Weltgeschichte, wenn nach 1945 behauptet wurde und immer wieder behauptet wird, daß Hitler zur Führerschaft gesprochen und Rache geschworen hätte. Er sagte kein Wort.

Nach dem Weggang – wir alle waren von lähmendem Entsetzen gepackt – teilte Dr. Goebbels den Tod des Legationsrates mit. Es gab keine Aufforderung zum Pogrom, zur Brandstiftung an Synagogen, jüdischem Eigentum oder zur Plünderung.

„Das werden die Juden diesmal bezahlen", sprach er in den Raum, vermerkte aber gleichzeitig, daß das Programm des Abends weiterginge und die Vereidigung der Waffen-SS um 22 Uhr an der Feldherrnhalle stattfände.

Der Führungstisch leerte sich schnell, während alle anderen im Saal in kleineren oder größeren Gruppen zusammenstanden. Vereinzelt waren Drohungen zu hören. Eine besondere Aktivität entfaltete Stabschef Lutze im Kreise seiner Gruppen- und Obergruppenführer. Die Gauleiter – ich selbst war es noch nicht – waren je nach ihrem Temperament erregt. Die lange Reihe der in den anderen Räumen installierten Telefonkabinen war alsbald von der SA besetzt. Sie telefonierten ganz offensichtlich mit ihren Dienststellen in den Gauen. Bei ihnen herrschte Kampfzeitstimmung. Was sie befohlen hatten, konnte ich nur ahnen.
Man muß wissen, daß die SA mit der Machtübernahme ihre Aufgabe erfüllt hatte. Die Absichten Röhms, aus seiner Organisation eine Miliz und eine neue nationalsozialistische Reichswehr zu schaffen, waren am 30. Juni 1934 gescheitert. Hitler konnte sich das selbstzerstörerische Experiment nicht leisten. Ihm ging es um die innere und äußere Festigung und Konsolidierung. Die SA war endgültig entmachtet, aber auch ohne eine Aufgabe, die die Sturmsoldaten hätte befriedigen können.
Lutze war nach Röhm eine zwar hochintegere, aber schwache Persönlichkeit voller Minderwertigkeitskomplexe. Der Mord an vom Rath und die allgemeine Empörung öffneten ihm und seinen Verbänden eine neue Selbstdarstellung. Die SA rettet das Vaterland ein zweites Mal, so mag es in seinen spontanen Überlegungen gestanden haben. Die höchsten SA-Führer haben sich noch in der Nacht einheitlich zu ihren Gruppen in allen Gauen begeben. Ich habe selbst Gesprächsfetzen an den Telefonen und von den aufgeregten SA-Führern vernommen, es war mir klar, daß etwas draußen im Reich passieren würde. Ich glaube, daß das Wort „das werden die Juden bezahlen" reichlich mißverstanden worden ist. Wir höchsten HJ-Führer, Amtschefs und Gebietsführer haben Dr. Goebbels' Worte so jedenfalls nicht ausgelegt.
Die Vereidigung verlief ohne jede Änderung, und Hitler sprach wie immer, vielleicht mit einem Tremolo in seiner Stimme.
Ich nahm den Schlafwagenzug nach Berlin und sah um Mitternacht einige Brände in Augsburg. Am Anhalter Bahnhof erwartete mich mein alter Fahrer Becker aus Münster/Westfalen. Er wirkte verstört

und fragte sofort: „Weißt Du was passiert ist?“ Ich ließ mir kurz berichten, um anschließend sofort auf dem Weg zur Reichsjugendführung über die Tauentzienstraße und den Kursfürstendamm zu fahren. Die Zerstörungen waren noch im vollen Gange. Aus einem bekannten Musikhaus flogen wertvolle Bechstein- und Steinwegflügel auf das Pflaster. In den Schaufenstern johlte die seltsamerweise wieder auferstandene Unterwelt vom Alexanderplatzviertel. Harmlose Gemüter hatten sie als ausgerottet oder umerzogen angesehen. Doch die Ganoven hatten sich die Jahre über nur tot oder schlafend gestellt. Die SA war in ihrer großen Masse an diesem Vormittag des 10. November 1938 in Berlin nicht zu sehen. Offenbar hatte sie ein mehr als ärgerliches Machtwort Görings zurückgepfiffen.

In der Reichsjugendführung angekommen (siehe meine Aussagen vor dem Alliierten Gerichtshof in Nürnberg, amtliche Niederschriften), tat ich sofort zweierlei: Erstens bestellte ich mir bei der Reichspost eine Telefonkonferenzschaltung mit allen Gebietsführern der HJ für 11 Uhr, und zweitens verlangte ich ein dringendes Staatsgespräch (handvermittelt) mit Schirach. Er war in München geblieben und nun auf der Fahrt zu seinem Haus in Kochel. Bevor dieses zustande kam, hatte ich bereits die Gebietsführer „an der Strippe“ und gab ihnen den besonderen Befehl, alles zu tun, um die HJ aus dem Geschehen herauszuhalten und Übereifrige zur Raison zu bringen. Erfreulicherweise hatte das höchste Führerkorps schon in diesem Sinne gehandelt. Erziehung und Ausbildung machten sich bemerkbar.

Dann kam das Telefongespräch mit Schirach, das mich veranlaßte, das Konferenzgespräch noch einmal anzumelden. Der Reichsjugendführer veranlaßte mich und die Gebietsführer, jeden Teilnehmer an Ausschreitungen „mit Schimpf und Schande“ aus der HJ auszuschließen. Erfreulicherweise ist es dazu nur in einem Fall gekommen. Für mich erschien die Lage beruhigt.

Das übrige tat dann Göring, der mit Sondervollmachten Hitlers versehen, auch Lutze auf den Pfad der Tugend – soweit noch erforderlich – zurückführte. Die Scherben wurden – nachdem sie Millionenschäden keineswegs nur bei den Juden, sondern insgesamt bei der deutschen Wirtschaft verursacht hatten – zusammengefegt. Wie viele Juden physisch zu Schaden kamen, weiß ich nicht, aber

darüber gibt es geteilte Auskünfte. Der leider nicht mehr gutzumachende Schaden war in der Welt entstanden.
In der Partei gab es wohl schon auf einer Gauleitertagung im Dezember 1938 ein böses Scherbengericht. Ich selbst habe nicht teilgenommen, weil ich zu diesen höchsten Führungsgremien noch nicht oder nur manchmal Zugang hatte.
Die Juden wurden wegen des Mordes zu einer Milliardenbuße verpflichtet und dringlich aufgefordert, das Land zu verlassen. Im Jahre 1939 scheiterte der Madagaskar-Plan als neuer jüdischer Staat. Niemand wollte Platz einräumen. In Palästina verhängte die englische Mandatsmacht rigorose Einwanderungssperren. Amerika weigerte sich hartnäckig, angeführt von den alten jüdischen Einwanderungswellen, Juden aus Deutschland aufzunehmen. Ähnlich sah es in Europa insgesamt aus. Die Schweiz, das Ausländerdepartement, verlangte das große J in den Reisepässen der Juden, um sie bei der eventuellen Einreise schnell abweisen zu können.
Trotz alledem suchte man nach einem Modus vivendi. Die deutschen Juden erhielten die Erlaubnis, ihr Hab und Gut, also alles, was beweglich war, mitzunehmen, wenn sie eine neue Adresse hatten, und ihr unbewegliches Eigentum zum amtlichen Schätzwert zu verkaufen. Ich kenne Einzelfälle, die mir später in Hannover vorgetragen wurden, und weiß vom größten Privatbankier Norddeutschlands, Julius Maier in Hannover, der dann mein Gauwirtschaftsberater war, daß alles sehr korrekt verlief.
Im Dezember 1940 als Gauleiter in Hannover angekommen, hatte ich keine bemerkenswerten Probleme mit Juden. Der größte Teil der reichen Juden war irgendwohin ausgereist, einige tausend von der Geheimen Staatspolizei erfaßt und deportiert worden. Ein Rest, alte, kranke, reiche oder mit konsularischen Titeln versehene, war in Hannover verblieben, dessen Vertrauensmann ein Rechtsanwalt war. Die Gauleiter hatten nach dem Willen Hitlers und Himmlers mit dem Judenproblem nichts zu tun.
Die Kürze meiner Betrachtung wird dem Gewicht des Problems im Dritten Reich auch nicht annähernd gerecht. Es bedarf exakter Nachforschungen und Recherchen, um darüber ausführlich berichten zu können.

XIV. ZU NEUEN UFERN NACH 1948

Mit meiner Rückkehr begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Es war die Erziehung, die ich in der Hitler-Jugend, in der nationalsozialistischen Bewegung gehabt hatte, die Erziehung zur Pflicht, Einsatzbereitschaft, Pünktlichkeit, Ordnung, zu Fleiß und Leistung, die mich damals veranlaßte, mich erneut einzusetzen. Diese Einstellung bildete auch den Nährboden für meine Erfolge in den späteren Jahren.
Die gleiche Pflichtauffassung und das noch wirkende Ordnungsbewußtsein waren auch die Grundlagen für die erfolgreichen Aufbaujahre des deutschen Volkes nach dem verlorenen Kriege. Nach der Entwarnung in den Bombennächten des Krieges war das allererste, daß sich die Menschen um die Bergung der Verletzten bemühten und sie versorgten. Nachdem man sich dann vergewissert hatte, wer überlebt und was alles ringsum zerstört war, wurde gemeinsam aufgeräumt. Trotz Leid und viel Bitternis in dieser Zeit gab es da etwas Großartiges, nämlich die unmittelbare Gemeinschaft und selbstverständliche Nachbarschaftshilfe, diese gegenseitige Hilfe in der Not war keine auf eine bestimmte Wochenstundenzahl ausgerichtete Einsatzleistung. Man machte zuerst die Straßen wieder passierbar, dann wurden in den Wohnküchen die kaputten Fenster mit Drahtrollglas oder Brettern vernagelt. Das war die Reihenfolge in den schlimmen Tagen des Krieges, und das war auch die Reihenfolge nach 1945. Beim Wiederaufbau waren wir Nationalsozialisten, wenn auch von niemandem als solche deklariert, mit dabei und aus Erziehung und Gesinnung vorn dran. Ohne uns war kein Wiederaufbau, keine Neugestaltung denkbar. Das sogenannte Wirtschaftswunder wurde von Menschen erarbeitet, die seinerzeit erzogen worden waren zu einer Haltung, die sie auch jetzt in dieser Notlage zupacken ließ. Und so, meine ich, war auch ich verpflichtet und berechtigt, meine Arbeitsleistung als Deutscher im Ausland zur Geltung zu bringen. Das ist mir auch gelungen.
Ich war also wieder daheim, zurückgekehrt nach jahrelanger Irrfahrt, allerdings zunächst noch nicht wieder „legal“ in der Heimat.
Mein Dasein wurde schließlich, nachdem die niedersächsische Landesregierung ein Entnazifizierungsschlußgesetz beschlossen hatte, wie-

der legaler. Ich hatte ja meine Freisprüche in der Tasche, und weiteres lag gegen mich nicht vor. So fuhr ich dann eines Tages nach Norddeutschland. In einer kleinen Gemeinde namens Salem im Kreis Herzogtum Lauenburg erhielt ich endlich die wichtigsten Dokumente. Damit war ich also voll „eingebürgert"! Sinnigerweise bereitete das damals weniger Schwierigkeiten, als es heute vermutlich der Fall wäre.

Nun ging es für mich ja nicht nur darum, daß ich nach so langer Trennung wieder mit meiner Familie zusammen war und für sie sorgen mußte und wollte, sondern daß ich auch eine Aufgabe in der Firma meines Bruders, also in der Firma LABORA, übernehmen wollte. Dafür hatte ich eine ganze Reihe von Voraussetzungen. Die waren einmal in Italien begründet, zum anderen aber auch in Österreich, in Spanien und letztlich in den Ländern, die ich von der Reichsjugendführung aus ständig besucht hatte. Die Freunde von damals waren Freunde geblieben, und so konnte ich Baustein auf Baustein setzen. Das erstaunlichste Geschäft haben wir damals mit dem italienischen Marineministerium abgewickelt. Wir verkauften, ganz legal, wie es jede andere Exportagentur auch gekonnt hätte, Dieselmotoren, die von einer bayerischen Spezialfirma, die einen großen Namen hat, entwickelt worden waren. Die Motoren wiesen bereits eine so hohe Entwicklungsstufe auf, daß man sie für Radarstationen der Marine einsetzen konnte.

Wir waren nicht Hersteller, auch nicht Exporteure, sondern eine Exportagentur. Nichtsdestoweniger waren unsere Leistungen sehr begehrt, und wir verdienten gut. So führten mich meine Wege wieder nach Italien. Auch dort gab es eine ähnliche Entwicklung wie bei uns.

Die ehemaligen faschistischen Führer überlebten weitgehend auf ähnliche Art. Der schon erwähnte Conte Mellini – er war der letzte Kabinettschef Mussolinis in Salo – übernahm unsere Vertretung in Rom. Er war ein angesehener Mann. Auch Renato Ricci, der ehemalige Jugendführer, betätigte sich in der Wirtschaft, obwohl er, von Haus aus ein wohlbestallter Mann, es im Grunde gar nicht nötig gehabt hätte. Immerhin beherrschten seine Schwiegereltern die Marmorbrüche von Carrara.

Eines Tages wurde ich auf dem Flughafen von Mailand mit dem sinnigen Namen Malpensa (Schlechter Gedanke) aus heiterem Himmel während eines Zwischenaufenthaltes verhaftet und in die Quästur am Comer See gebracht. Dort wurde ich einige Tage festgehalten, bis sich herausstellte, daß meine Verfolgung längst aufgehoben war. Nach meinem Ausbruch aus Le Fraschette wurde ich natürlich in ganz Italien per Steckbrief gesucht und stand irrtümlich noch im Fahndungsregister des Flughafens. Nach dem Aufenthalt in einem kleinen Gefängnis, das sich wieder einmal als ein fideles herausstellte, da ich dort mit einigen sehr interessanten lustigen Schiebern eingesperrt war, wurde ich mit vielen Entschuldigungen auf freien Fuß gesetzt und fuhr nach Rom.

Nun hatte ich den Ehrgeiz, nicht nur das herkömmliche geschäftliche Gebiet Italien zu bearbeiten, sondern darüber hinaus neue Ufer anzustreben. Ein mir nicht gänzlich unbekannter Bereich war Spanien. Wir unterhielten dort neben anderen auch Beziehungen mit Skorzeny.

In diese Zeit fiel ein unter fast filmreif zu nennenden Umständen zustande gekommenes Interview mit dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel", das von mir wissen wollte, was ich eigentlich verkaufte. Einige Zeit danach erschien ein Bericht im „Spiegel", der mich mehr oder weniger verdächtigte, Kriegsmaterial zu vertreiben. Das stimmte nun absolut nicht. Ich war zwar Kaufmann, aber doch nicht ganz so dumm, als ehemaliger Gauleiter und mit meinen Belastungen ausgerechnet Kriegsmaterial anzubieten. Das Interview steht übrigens fest, ich hatte es heimlich auf Tonband aufgenommen. Die Bänder sind heute noch vorhanden.

Die Entwicklung der Geschäfte ging zügig voran und wurde geographisch ausgeweitet nach Nordafrika, Tunesien und Marokko. Schließlich und endlich mußte ich übersehen können – soweit war ich schon Kaufmann –, was sich, auf Dauer gesehen, machen ließ und was nicht möglich war.

Eines Tages erreichte mich ein Angebot des damaligen Staatspräsidenten von Ghana, Dr. Kwame Nkrumah, des ersten freien schwarzafrikanischen Präsidenten. Er lud mich persönlich zunächst zu einer Informationsreise ein. Die Kontakte stellte Hanna Reitsch her, die in

Ghana den Segelflug einführen sollte. Frau Reitsch war ein ungewöhnlicher Idealist und in völliger Verkennung der Situation nach Ghana verpflichtet worden. Immerhin hatten die Schwarzen in der Zeit ganz andere Sorgen und Aufgaben, als das Segelfliegen zu erlernen.
Natürlich machte sie ihre Arbeit sehr gründlich. Sie richtete den schönsten, besten Flugplatz ein, den ich bis dahin für die Segelfliegerei kennengelernt hatte, mit Hallen und den übrigen Gebäuden. Darunter war auch eine Art Jugendherberge, eine Führerschule mit Unterkünften, Lehrsälen, Küchen, handwerklich eingerichteten Betrieben für den Modellflugbau und Segelflugzeugbau überhaupt.
Das alles war für Ghana ein paar Nummern zu groß. Glücklicherweise, möchte ich jetzt, da sie schon etliche Jahre verstorben ist, sagen, hat sie das gar nicht gemerkt. Sie glaubte, ihre Pläne ohne weiteres durchführen zu können. Schon im ersten Anlauf der Ausbildung scheiterte sie derart, daß von ursprünglich hundert Lehrgangsteilnehmern am Schluß nur höchstens drei oder vier ihre Prüfungen ablegten, aber das auch nur nach mehreren hundert Starts. Es war ein aussichtsloses Beginnen, aber ebenso nicht möglich, das Frau Reitsch zu sagen.
Ich war lange Zeit nach ihr gekommen und trotzdem nach einigen Monaten voll eingearbeitet und wußte Bescheid, was man in Ghana anfangen durfte und was nicht. Es gibt eben nicht nur unterschiedliche Entwicklungen, sondern vor allen Dingen unterschiedliche Ausgangspunkte. Ich meine, ich will kein Urteil und keine Prognose abgeben, aber bei den Schwarzen war nun mal das Gehirntraining zurückgeblieben. Ich weiß nicht, ob man mit sehr viel Zeit und Geduld alles erreichen kann. Auf breiter Basis sicher nicht, auf der Basis einer gewissen Elite, die es wie in allen Völkern auch dort gibt, wohl eher.
Zu den berühmten Ausnahmen gehörte mit Sicherheit Dr. Nkrumah. Ich lernte ihn als einen ausgesprochen sympathischen, interessanten, charmanten Menschen kennen, und ich glaube, er war auch von einer außergewöhnlichen Intelligenz. Allerdings stellte sich in allen Gesprächen heraus, daß er sich aus dem Kuchen der großen allgemeinen Bildung immer nur einige Stücke hatte herausschneiden können. Da wußte er Bescheid; alles, was daneben lag, war ihm total fremd.
Dessen ungeachtet hatte ich mit ihm ein prächtiges Verhältnis, wir mochten uns trotz unserer unterschiedlichen Hautfarbe. Im sogenann-

ten Flagstaff house, seiner „Reichskanzlei", war ich ein täglicher Gast. Nach mehreren Attentaten, die auf ihn verübt wurden, war ich mehr oder weniger gleich bei ihm.
Dr. Nkrumah hatte für sein Volk Unabhängigkeit und Freiheit erkämpft und sonst vieles getan. Unter anderem gründete er eine Universität. Er war, wie alle Afrikaner, sehr stammesbewußt. Sein Stamm lebte an der Grenze zur Elfenbeinküste, und das Geburtshaus dort wurde wie ein Heiligtum verehrt. Nachdem er Chef des Staates und der Regierung geworden war, stellte sein Stamm natürlich auch die Mitglieder der Regierung.
Ghana, seine Bezeichnung Goldküste deutete darauf hin, war ein im Grunde genommen reiches Land. Außer Gold und Diamanten besaß es vor allem Edelhölzer in unvorstellbarer Menge und Bauxit. Außerdem war es über Jahrzehnte der Welt größter Erzeuger der Kakaobohne. Es hätte eigentlich möglich sein müssen, nach dem Abzug der Engländer, die bis dahin kräftig abgeschöpft hatten, das Land in Ordnung zu bringen und für die Bevölkerung nutzbringend zu verwalten.
Aber es herrschte Korruption in einem unvorstellbaren Ausmaß. Das berühmte goldene Bett, das vor einem Vierteljahrhundert jahrelang die Presse beschäftigte, war beispielsweise so ein Ereignis. Die Frau des Industrieministers hatte es sich in London anfertigen lassen. Es kam dann allerdings nie nach Ghana, weil Dr. Nkrumah aus der ganzen Welt angefeindet wurde und aller Unterstützungen verlustig zu gehen drohte. Also blieb das Bett in England, und der Minister wurde abgelöst.
Meine Aufgabe war der Erziehungs- und Verwaltungssektor und das „Mädchen für alles". Dr. Nkrumah entwickelte eines Tages die Idee, in der Nähe der Hauptstadt einen zoologischen Garten einzurichten, und zwar bei der in den Hügeln im Bau befindlichen Universität. Ich habe ihm dann geraten, sich Prof. Grzymek zu holen, da ich ja kein Zoologe sei.
Von den Engländern waren dreihundert Omnibusse fix und fertig und völlig neu hinterlassen worden. Diese waren mittlerweile unbrauchbar geworden, denn es gab keine Ersatzteile, keine Pflege, nichts. Jetzt standen sie auf irgendwelchen Plätzen und rosteten vor sich hin. Da

wollte Dr. Nkrumah meine Hilfe. Die konnte ich ihm über meine Freunde bei Daimler-Benz besorgen. Zunächst war er enttäuscht, weil das Ergebnis in den ersten Wochen gleich Null war. Es konnte gar nicht anders sein, weil erst einmal festgestellt werden mußte, welche Teile unbrauchbar und welche wieder zu verwenden waren. Es kam dann alles zu einem relativ glücklichen Ende. Von den dreihundert Omnibussen landeten zweihundert auf dem Schrott, und hundert wurden aus den Resten fahrbereit zusammengebaut.
Es war fast unmöglich, den Chanaen beizubringen, wie man einen Omnibus zu pflegen hatte. In der dortigen hohen Luftfeuchtigkeit und dem außerordentlich hohen Salzgehalt der Luft rostete alles innerhalb kurzer Zeit. So war mein erstes Anliegen, obwohl ich alles andere als Automechaniker oder Techniker war, Hallen bauen zu lassen, in denen die Busse untergestellt, betreut, gepflegt, gesäubert und repariert werden konnten.
Eine typisch afrikanische Angewohnheit des Präsidenten war die, für alles was anstand, sofort ein sogenanntes Komitee einzurichten. Ich hatte also schließlich und endlich zehn bis fünfzehn Komitees. Das Aufregende daran war, daß die Mitglieder von ihren Aufgaben keine Ahnung hatten. Auf Grund meiner Vorarbeit wurde eines Tages das Komitee für Touristik gegründet. Ich wollte in dem landschaftlich geradezu grandiosen Voltadelta eine riesige touristische Attraktion einrichten, und zwar für alle Preiskategorien. Aber mein Komitee, das mich beraten sollte, mußte überhaupt erst mal aufgeklärt werden, was Touristik bedeutet.
Unter derartigen Umständen war meine Arbeit nicht gerade sehr erfolgreich. Dr. Nkrumah ging zwar auf viele meiner Anregungen ein und ordnete ihre Verwirklichung an. Aber über meine Pläne, die in seinem Arbeitszimmer an den Wänden hingen, kam man nicht hinaus. So lief Nkrumahs Zeit ab. Das Volk stand nicht mehr hinter ihm, andere Stämme drängten zur Futterkrippe und wollten selbst an die Macht. Ich wußte, daß der Präsident gestürzt werden würde und habe mich daher wenige Wochen vorher mit meiner Frau nach Europa zurückgezogen. Der Rückweg führte uns 1965 über viele Stationen an der westafrikanischen Küste und über die Kanarischen Inseln sowie Marokko nach Deutschland.

Ich denke sehr gern an die Zeit in Ghana zurück, hat sie mir doch eine ganz neue, bis dahin unbekannte Welt erschlossen. Während meines Aufenthaltes lernte ich Völker und Kulturen kennen, die mir bis dahin unbekannt geblieben waren und die ich deshalb einseitig beurteilt hatte. Man muß Jahre in einem anderen Kulturkreis, in einem fremden Land, mitten unter andersgearteten Menschen gelebt haben, um sie beurteilen zu können. Es ist lachhaft, Menschen berichten zu hören, daß sie dieses oder jenes Land kennen, und es stellt sich dann bei näherer Nachforschung und Betrachtung heraus, daß sie als Chartertouristen zwei oder drei Wochen am Strand „erlebten". Von Anfang an habe ich von Colin Ross gelernt, dem berühmten deutschen Weltenforscher, der mit seiner Familie in Asien, Afrika und wo auch immer längere Zeit seßhaft war und erst hinterher seine Bücher schrieb.

So war ich also wieder zurück, und dann passierte das Grausame, daß meine Frau erneut an der Schilddrüse operiert werden mußte und auf Grund vieler Unterlassungen in der Klinik in der dritten Nacht nach der Operation starb. Das hat mich zutiefst getroffen. Aber ich ließ mich trotzdem nicht unterkriegen. Das Leben mußte weitergehen. Ich hatte 1945 überstanden und mußte auch dieses Unglück überstehen. So ging ich dann sehr schnell nach dem Tod meiner Frau als Gutachter in die verschiedensten Länder: nach Marokko, Libyen, Ägypten, in den Sudan und nach Äthiopien. Ich wurde unter anderem Gutachter für Jugend und Touristik.

In Ägypten lernte ich über einen meiner dortigen Freunde, den Gesundheitsminister Dr. Hadi Galal, Nasser und Sadat in einem Club in Heliopolis kennen. Dabei stellte mich Dr. Galal, der ein ausgesprochener Freund der Deutschen war, jeweils immer mit allen meinen — ehemaligen — Dienstgraden vor.

Ebenso erlebte ich Jordanien, den Sudan und Äthiopien. Im letzteren Land zum Beispiel ebnete mir der damalige deutsche Botschafter, der sehr wohl und sehr genau wußte, wer ich war, sämtliche Wege. Ich war mit ihm gemeinsam im Jemen, für den er politisch und konsularisch als Botschafter mit zuständig war. Auch im Libanon wurde ich von zahlreichen damaligen Ministern empfangen und sogar von dem seinerzeitigen Staatspräsidenten Shamoun im Präsidentenpalais. Bei

diesen Besuchen ging es im Grunde gar nicht so sehr um bestimmte Probleme oder wirtschaftliche Dinge, sondern um zahlreiche politische Fragen.

In besonderer Erinnerung habe ich den Staatspräsidenten Tunesiens, Bourguiba. Erstmals traf ich mit ihm in meinen römischen Exiljahren, also unmittelbar nach meinem Ausbruch im Jahre 1948, zusammen. Das ergab sich mehr zufällig. Über eine meiner Mitarbeiterinnen, die ehemalige Chefsekretärin der österreichischen Gesandtschaft in Rom bis 1938 und dann der Auslandsorganisation der NSDAP, lernte ich einen tunesischen Nationalisten und Widerstandskämpfer gegen die französische Kolonialmacht kennen, Dr. Abdul Hedi Mejdoub.

Als ich eines Tages, abgesehen von den zahllosen Hilfen, die mir der Bischof Hudal gewährte, eine weitere Hilfe beim „Ufficcio Stranieri“, dem Ausländeramt der Quästur benötigte, wurde ich mit Dr. Mejdoub bekannt. Er hatte, aus welchen Gründen auch immer, gute Beziehungen dorthin. Dadurch, daß er ein glühender Verehrer Deutschlands war, hatte ich sehr schnell eine Gesprächsbasis mit ihm. Wir verstanden uns, auch in menschlicher Beziehung, sofort.

Dr. Mejdoub wohnte in der Via Nazionale in Rom, einer der Hauptgeschäftsstraßen. Dort lernte ich einen anderen Tunesier kennen, einen auf Anhieb ungemein sympathischen Mann, Habib Bourguiba. Er war Widerstandskämpfer und der Kopf der tunesischen Freiheitsbewegung und lebte in Italien im Exil. Die Italiener unterhielten ja in ihrer eigenen Kolonialzeit besondere Beziehungen zu Tunesien. Ich weiß nicht, welche Absichten den Duce bewegten; vielleicht wollte er auch Tunesien in sein afrikanisches Imperium und dessen Mittelpunkt, das „Mare Nostro“, mit einbeziehen. Auf jeden Fall erhielten die Tunesier immer Asyl in Italien, und so auch Bourguiba.

Wir haben uns sehr ausgiebig über das ganze Problem Nordafrika, Kolonialherrschaft, über die Möglichkeiten, die sich nach der angestrebten Befreiung ergeben würden, unterhalten. Bourguiba meinte, daß es eine enge Verbindung zwischen Tunesien, Italien und Deutschland geben müsse. Ich habe ihn dann mehr oder weniger auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt und ihm erklärt, daß mit dem Deutschland der Nachkriegszeit eine solche Liaison ausgeschlossen

sei. Er könne und dürfe bei seinen Überlegungen damit nicht rechnen. Meine privaten Beziehungen zu Bourguiba konnte ich dann, als ich 1957 zum erstenmal in Tunesien war, weiterführen. Ich brachte auch einen alten Freund, den ehemaligen Leiter des Jugendherbergswerkes im Rheinland und späteren Gebietsführer, Paul Conrad, der Präsident des Wirtschaftspolitischen Clubs in Bonn war, nach Tunesien, um ihn dort einzuführen. Das war damals eine große gesellschaftliche Sensation.

Ich wurde in Tunis herumgereicht, und an zahlreichen Empfängen bei Ministern fehlte es nicht. Einmal war ich bei dem damaligen Finanzminister, zufälligerweise einer der reichen Juden des Landes, eingeladen. Der hatte keine Skrupel, den ehemaligen Gauleiter und Oberpräsidenten zu sich einzuladen und aus diesem Anlaß einen großen Empfang in seinem Haus zu geben, bei dem etwa hundert Menschen aus den Bereichen Wirtschaft und Politik anwesend waren.

Zu guter Letzt war ich etwa drei Jahre im Sultanat Oman, das sich von der Straße von Hormus, am Golf von Oman und Arabischen Meer bis zum Indischen Ozean hinzieht. Die Arbeit dort machte mir besondere Freude, weil die Berufung spontan und auf einer außergewöhnlich herzlichen und freundschaftlichen Basis erfolgte.

Der Onkel des Sultans, Sayyid Tarik, war in einem Internat in Deutschland erzogen worden. Mit der Schulmannschaft hatte er die Handballmeisterschaft des HJ-Gebietes Hessen-Nassau gewonnen. Er sollte dann, weil er Ausländer war, nicht zu den Reichsjugendwettkämpfen zugelassen werden. Auf meine Veranlassung hin konnte er dann doch teilnehmen. Seither kannten wir uns. Und er vergaß mir das nie, wie ich umgekehrt ihn auch nicht aus dem Gedächtnis verlor. Ich wurde 1975, wie er sich ausdrückte, als hochkarätiger Fachmann gesucht und schließlich gefunden. Mein Auftrag war es, die gesamte Jugenderziehung zu organisieren, egal, ob Kindergarten, Schule, Berufserziehung, Jugendorganisation oder Sport.

Man hat mir alles Erdenkliche zur Verfügung gestellt, was ich brauchte. Ich hatte vom eigenen Haus bis hin zu diensteigenen Fahrzeugen alles, was ich nur erträumen konnte. Das Klima war anders als in Ghana. War dort die Luftfeuchtigkeit besonders groß und

die Temperatur ständig um 40 Grad, so waren in Oman zwar die Temperaturen auch sehr hoch, die Luftfeuchtigkeit dagegen zwischen normal und staubtrocken. Beides zusammen war erträglicher, weil man überall, im eigenen Haus, in den Autos, in allen Diensträumen und Büros sowie in den Supermärkten und Hotels ohnehin die „air condition" hatte. Wenn ich, was sehr häufig geschah, über Land fuhr, dann mußte ich mich zum Beispiel bei der Auswahl von Zeltlagerplätzen auch außerhalb des Autos bewegen, und das bei gelegentlich fünfzig bis sechzig Grad auf dem Kopf. Ich hatte niemals Schwierigkeiten und begab mich alle dreißig Minuten in die kalte „Dusche" meines klimatisierten Autos.
Meine Reputation war enorm. Ich wurde von Sayyid Tarik, der nach dem Sultan der erste Mann war, überall eingeführt. Ich war bei allen Empfängen zugegen, kannte sämtliche Botschafter, die in Muskat akkreditiert waren, und wurde von ihnen zu jeglichen Veranstaltungen eingeladen. Umgekehrt führte ich auch ein gastliches Haus.
Damals schrieb ich ein Buch für die omanische Jugend, für die Jugenderziehung. Es war gedacht für die gesamte Jugendführung, also Kindergärten, Schulen, Sportvereine, Gesundheitsführung, Weiterbildung und mehr. Alles war berücksichtigt. Erfreulicherweise findet dieses Organisations- und Lehrbuch auch in den Emiraten Anwendung.
Aber es hat sich 1981 doch gezeigt, daß ich auf Grund meines schlechten Gesundheitszustandes, der Operationen, die erforderlich waren, und auch meines inzwischen erreichten Alters gar nicht mehr in der Lage gewesen wäre, große Wüstenreisen zu unternehmen. So hatte nun dieses Kapitel ein Ende gefunden.
Man muß sich von allem im Leben verabschieden können. Ein Rückblick in Trauer ist absurd und dumm. Ich schaue glücklich und stolz auf meine Vergangenheit zurück und auch auf die Zeit in den beiden Kontinenten. Meine Beratertätigkeiten haben Erfolge gehabt und Spuren hinterlassen. So wurde beispielsweise das riesige Jugendforum in Muskat/Oman verwirklicht.

Meine Berufungen als persönlicher Berater des Staatspräsidenten von Ghana und der Regierung des Sultanats Oman bedeuteten für mich eine mehrfache Genugtuung, erfolgten sie doch ausschließlich auf Grund meines Rufs, meiner Erfahrung und Leistungen. Weder eine Beziehung noch Empfehlungen standen da Pate, und ich war nicht einer von abertausend Beratern nach der heutigen Terminologie geworden und wurde auch keineswegs von Bonn bezahlt. Ich war kein Entwicklungshelfer, den man schickte und zurückzog.

Beide Aufgaben empfand ich in der Sache sehr verwandt, doch unter jeweils total anderen Verhältnissen, als letzte große Herausforderung an mein Leben.

Ich konnte keine deutschen Organisations- und Ausbildungsvorschriften, keine Richtlinien für eine Führerauslese und Ausbildung und nicht den geringsten Ansatz zu einer Kulturarbeit importieren, geschweige denn anwenden. In der Körperertüchtigung war alles einfacher, obwohl auch auf diesem Gebiet die rassischen Voraussetzungen und die Religion berücksichtigt werden mußten. Oman ist dem Fußball ergeben, und so habe ich als „German Adviser" eben den Ball eines Spiels der Nationalmannschaften von Oman und Irak angestoßen, den ersten meines Lebens übrigens, und es gelang.

Alles mußte von Grund auf neu erlebt und im Zeichen besonderer Eigentümlichkeiten erarbeitet werden. Es gab keine Entwicklungs- und Erziehungsstufe bis zur Volljährigkeit mit dem 16. Lebensjahr ohne Allah.

Gott sei Dank hatte ich bereits in den nordafrikanischen Ländern, in Jordanien und im Libanon Berührungspunkte mit dem Islam gehabt und kleine Erfahrungen gesammelt.

Den Koran kannte ich, er hing als Geschenk Ägyptens schon über zwei Jahrzehnte an meinen Wänden. Die Suren waren mir auch aus einer Übertragung ins Deutsche etwas geläufig.

Aber das alles war zu wenig. Von den Stammesreligionen der Afrikaner hatte ich sowieso keine Ahnung. Also mußte ich Land und Menschen kennenlernen, reisen, schwitzen, im Busch und in den Oasen essen, trinken und schlafen, mit den Menschen reden.

So kam ich mit den kämpferischen Ashantis in Zentralghana, die ihre englischen Kolonialherren zweimal besiegten, ebenso zusammen wie mit den Sansibaris in Oman. In Westafrika lernte ich die archäologischen Reste Ur-Ghanas, das am Niger beim alten Handelsplatz Timbuktu gelegen hat, kennen. Ebenso lernte ich Obervolta, Mali und ein wenig die Elfenbeinküste kennen.

In Oman blieb mir wenig verborgen, weder die geostrategische Ecke am Ausgang des Persischen Golfs zum Indischen Ozean, die Straße von Hormus, noch die Insel Masira, die heute als westlicher Flottenstützpunkt eine Rolle spielt, noch die gewaltige Hauptstadtregion Muskat mit ihren Häfen, Industrien und Handelszentren und schon gar nicht der Süden mit der Stadt Salala, die Wüsten und die so überaus fruchtbaren Zonen an der Küste. Ich konnte archäologische Zentren besuchen, die ersten Kupferschmelzen der Welt und nicht zuletzt die alten und neuen Moscheen. Alle Minister gaben mir ständig wertvolle Einführungshilfen, und ich war zu jeder Stunde ihr Gast. So kann man arbeiten und auch seinen Horizont weit über den Tellerrand hinauswachsen lassen. Daß auch dabei Lücken offenblieben, ist klar. So entstand neben den „schwarzen Richtlinien“ in Accra, die „study on youth work in the sultanate of oman“, ein Buch, das bald eine neue Auflage erlebt.

Nun, ich war besessen, als Berater zu wirken, aber ich dachte auch an Goethes Worte, die er seinem getreuen Eckermann auf den Weg gab: „Unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist.“

PERSONENVERZEICHNIS